STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wiſſens.

Einheimiſchen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des ſchönen Geſchlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der erſten Reihe fünftes Bändchen.

Heidelberg, 1827.
In der Akademiſchen Kunſt- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

SEP 04 1986

PN5214
W6D3
v. 5-6

Darſtellungen
aus der
Geſchichte des Franzöſiſchen Hofes
im achtzehnten Jahrhundert.

Nach Franzöſiſchen Quellen. Von C. Stille.

I.

Vielfach und mit den lebhafteſten Farben finden wir, im Buche der Geſchichte wie im Roman, die glänzenden Regierungsjahre Ludwigs des Vierzehnten geſchildert; auch hier, wie überall, wendet ſich der Blick vorzugsweiſe dem Schimmer des Glückes zu. Weniger beachtet in ihren kleineren Zügen, weniger hervortretend ſchon deshalb, weil ſie in Schatten gehüllt ſind, erſcheinen die ſpäteren Tage dieſes Fürſten; und ſo möchte ſich hier vielleicht manchem Auge ein minder bekanntes Gemälde darbieten. Gewiß wenigſtens ſind die Ereigniſſe, welche Ludwigs zweyjährigen, kaum in's Leben gerufenen Urenkel, auch ſchon zur Königswürde beriefen, ergreifend für jedes fühlende Herz; und mancher Schimmer eines edleren Geiſtes, mancher Abglanz eines würdigern Gefühls ſtrahlt in ihrer Schilderung doppelt wohlthuend hervor, weil er im Contraſt gegen flache Leere, blinde Heftigkeit und zügelloſe Ausgelaſſenheit erſcheint.

Nicht die leiſeſte Wahrſcheinlichkeit zeigte ſich bey der Geburt des jungen Prinzen, daß man ihn jemals als König begrüßen werde. Der nächſte Erbe des Thrones

war der damalige Dauphin, Ludwigs des Vierzehnten Sohn; dann folgte der Herzog von Bourgogne, Enkel des Königs, und auf dieſen endlich deſſen älteſter Sohn, Ludwigs Urenkel. Drei Lebensalter, die ungebeugte Mannskraft, die blühende Jugend und die lebenathmende Kindheit, ſchienen den zweyten Sohn des Herzogs von Bourgogne von der Thronfolge auszuſchließen. Und doch war dieſer der nachherige fünfzehnte Ludwig. In wenigen Jahren raffte der Tod außer dem Dauphin noch drei Mitglieder des königlichen Hauſes dahin.

Der Dauphin ward plötzlich von einer Krankheit ergriffen, die man Anfangs für die Blattern hielt. Ein Scharlachfieber kam hinzu; ſo entſtanden heftige Zufälle, die vielleicht einige Aehnlichkeit mit Giftwirkungen hatten; und am 14. April 1711 ſtarb der Kranke. Von allen Prinzen des königlichen Hauſes ſtand damals der Herzog von Orleans am ungünſtigſten in der Meinung des Volks, wozu ſeine Unbeſonnenheit, ſein Nichtachten alles Scheins einige Veranlaſſung gegeben hatte; noch mehr aber die nie ganz gehobene Ungnade, in welche er durch die Anklage, er ſtrebe nach der Spaniſchen Krone, bei dem König gefallen war. Des Prinzen Lebensweiſe war ſchon damals in hohem Grade ausſchweifend, und ſein Umgang dieſer Lebensweiſe würdig. Jetzt erhoben ſich laute Stimmen wider ihn mit der Anklage, er habe den Dauphin vergiftet. Allein ſo ſehr auch ſeine Gegner bemüht waren, zu entwickeln, wie wichtige Gründe er gehabt, ſich von einem Prinzen zu befreyen, deſſen Feindſchaft wider ihn bekannt war, und der ihm alſo als König hätte gefährlich werden können, machten ſie dennoch im

Ganzen geringen Eindruck. Man hatte von dem ſchüchternen Sohne Ludwigs des Vierzehnten wenig gehofft oder gefürchtet; und ſah durch ſeinen Tod eine Regierung herannahen, welche die Phantaſie eines lebhaften Volks mit den glänzendſten Bildern der Erwartung ſchmückte. Das gegenwärtige Unglück, der Druck der Auflagen und Schulden, den die Herrſchaft Ludwigs des Vierzehnten herbeygeführt hatte, ward vergeſſen bey der Ausſicht auf die friedliche, ſonnenhelle Zukunft, welche der Geiſt und die Tugenden des Herzogs von Bourgogne, der nun Dauphin war, verſprachen. Schon ſah man im Geiſt eine weiſe Sparſamkeit auf iene verſchwenderiſche Pracht folgen, deren Nachtheile das Volk jetzt noch tiefer empfand, als einſt ihren Zauber; man ſah die Liebe des Friedens an die Stelle der Eroberungsſucht treten, die Ludwig der Vierzehnte, von Außen bedrängt, durch den Uebermuth ſiegreicher Feinde, im Innern durch erſchöpfte Finanzen, jetzt ſo ſchwer büßen mußte. Auch die Freude, hoffte man, werde vom Hofe nicht verbannt ſeyn; des Dauphins ſtrenger Sinn erweckte keine Beſorgniß: er ward gemäßigt durch die innigſte Liebe für ſeine Gemahlin, deren Lebhaftigkeit und Anmuth überall Beifall gewann. Und ſelbſt die kirchlichen Streitigkeiten ſchienen durch den verſöhnenden Geiſt, welchen Fenelon ſeinem Zögling eingehaucht hatte, weit ſichrer beigelegt werden zu können, als durch die deſpotiſchen Schritte des Jeſuiten le Tellier. Dies Alles war der allgemeine Gegenſtand des Geſprächs; und der König liebte ſein Volk, deſſen Liebe er faſt verloren hatte, zu ſehr, um ſich durch die Anhänglichkeit beleidigt zu fühlen, die ſeinem Nachfolger ſchon im Voraus

entgegenkam. Jene lebendige Hoffnung erleichterte manches Elend, welches er allein nicht mehr zu vergüten im Stande war. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch Tugend und Frömmigkeit geachtet, und für ſeinen Enkel empfand er eine Art von Verehrung, die alle Eiferſucht ausſchloß. Nur zuweilen behandelte er das Kleinliche, welches hie und da deſſen Frömmigkeit entſtellte, mit einer leiſen Spur von Geringſchätzung; und ſo fühlte er ſich neben ihm immer noch als den großen König. — Die Dauphine gewann mit jedem Tage entſchiedener das Recht, die ſchleichenden Stunden ihres mehr als ſiebzigjährigen Großvaters zu verkürzen; und Frau von Maintenon *) fand es erfreulich, daß eine liebenswürdige Fürſtin ſie in dem ſchweren Geſchäft unterſtützte, einen König zu beruhigen und zu erheitern, der in Gefahr ſtand, ſeinen ganzen Ruhm zu überleben. Aber ach! dieſe Freude war von kurzer Dauer.

Am 5ten Februar 1712 empfand die Dauphine die erſten Regungen einer Krankheit, die man für den Scharlachfrieſel halten konnte, welcher damals in Paris epidemiſch war, und in einem Monat mehr als fünfhundert Perſonen dahinraffte. Die Gewalt des Uebels nahm mit jedem Augenblick zu; wie in die Flamme gegoſſenes Oel, ſchienen die Heilmittel es zu verdoppeln; und der Schmerz ſtieg bis zu ſolcher Heftigkeit, daß die Dauphine verſicherte, ſie habe bey ihrer Entbindung weit weniger gelitten. Die Aerzte wurden ungewiß, was zu thun ſey; vom trüglichſten Anſchein geleitet, überredeten ſie ſich,

*) Welche bekanntlich durch eine heimliche Trauung zur Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten erhoben worden war.

dieſe Krankheit überſchreite die Gränzen ihrer heilenden Kunſt, begingen den Fehler, dies zu äußern, und liehen dadurch den Gerüchten, die am Hofe verbreitet wurden, eine willkührliche Unterſtützung. Man ſprach von Vergiftung, und der Argwohn bahnte ſich, auf mancherley Weiſe, den Weg bis zum Herzog von Orleans. — Der König und Frau von Maintenon kamen, die Dauphine zu beſuchen, und ſahen mit Beſtürzung die Verlegenheit und die ängſtliche Miene der Aerzte. Faſt eben ſo ſehr ward der König durch den Zuſtand ſeines Enkels bekümmert; keine Bitte noch Vorſtellung vermochte dieſen aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin zu entfernen, die in ſeinem reinen, liebevollen Herzen ohne Theilung herrſchte. Seine Züge waren ſchon verändert und entſtellt; allein er ſah nichts, und wollte nichts fühlen, als die Gefahr, in welcher die Dauphine ſchwebte. Die ſtarre Troſtloſigkeit, die er nicht zu äuſſern wagte, und deren Uebermaß die Religion ſelbſt ihm verbot, durchdrang um deſto ſchneidender das Innerſte ſeines Gemüths. Schon war er von dem nämlichen Uebel ergriffen, mit welchem die Dauphine rang, oder von einem eben ſo gefährlichen; aber das Verlangen, wenigſtens noch die letzten Pflichten der Liebe am Sterbebette ſeiner Gemahlin zu erfüllen, lieh ihm mehr als menſchliche Kraft. Endlich wurden die Aerzte auf das ſchleichende Fieber aufmerkſam, welches ihn aufzureiben begann; und der König zwang ihn, wenigſtens auf einige Stunden zu ruhen. Während er das Zimmer verlaſſen hatte, empfing die Dauphine, nicht ohne Beſtürzung und Schmerz, doch frei von zagender Schwäche, den Rath, ſich auf den Beyſtand der Kirche vorzubereiten. Mit

charakteriſtiſchem Erſtaunen erfuhr der Hof, daß ſie dem Pater la Rüe (einem zu ihrem Beichtvater ernannten Jeſuiten) den Wunſch geäußert habe, in dieſen Augenblicken von einem andern Geiſtlichen unterſtützt zu werden, welchen er auch herbeyrief. Man begriff nicht, wie eine mit dem Tode ringende Fürſtin es wagen konnte, in dieſem Punkt den Willen des Königs nicht als Geſetz anzuſehen. — Am 12ten Februar ſtarb die Dauphine. Selbſt der plötzliche Tod, der — ein neuer Beweis, daß ein feindliches Schickſal das Haus Stuart verfolge — im Jahr 1670 des Königs Schwägerin, Henriette von England, dahinraffte, hatte geringere Beſtürzung am Hofe, und minder tiefen Schmerz in Ludwigs Seele erregt. Damals umgab ihn noch der Schimmer jedes Glücks; die Lockungen des anmuthigſten Hofes, der Zauber der Künſte und des Ruhms — dies alles ward ihm durch den Verluſt einer liebenswürdigen Frau nicht entzogen, der ſein Herz voll romantiſcher Gefühle gehuldigt hatte. Aber mit dem Tode der Dauphine verſchwanden die letzten Strahlen von Hoffnung und Freude, die bisher noch einen tröſtenden Schein auf ſeine jetzt ſo düſtre Bahn warfen.

In der Einſamkeit von Marly brachte er, und mit ihm Frau von Maintenon, dem Lenker jedes Geſchicks die Ergebung eines gebrochenen Herzens als Opfer dar. Des Dauphins Naturanlage machte ihn für leidenſchaftliche Gefühle und heftige Eindrücke empfänglich. Dennoch bekämpfte er jeden Ausbruch troſtloſer Klage, der ihm Empörung gegen den Himmel geſchienen haben würde; und durch dieſen Kampf, der ſeine Kraft überſtieg, rief er den Tod herbei, der ihm ſchon nahe war. Er hatte ſich mit

ſeinem Beichtvater, ſeinem Bruder dem Herzog von Berry, und Beauvilliers, dem würdigen Führer ſeiner Jugend, eingeſchloſſen. Fenelon fehlte ſeinem ſterbenden Zögling; er war damals vom Hofe verbannt. — Die Zurüſtungen zum Begräbniß der Dauphine wurden gemacht; die Hammerſchläge, die ihren Sarg bereiteten, drangen ſchon bis in's Ohr ihres gebeugten Gatten. Man wünſchte ihn zu entfernen, und glaubte, er werde die Fahrt nach Marly ertragen. Sein Bruder allein begleitete ihn im Wagen dahin. Er kam an, als der Hof verſammelt war, um das Erwachen des Königs zu erwarten. Zuerſt beſuchte er Frau von Maintenon, welche die Herzogin von Bourgogne ſo innig geliebt, und ſie ſeit ihrem eilften Jahr erzogen hatte; doch war ſeine Unterredung mit ihr kurz und abgebrochen. Dann miſchte er ſich unter die Herren des Hofes, welche im Vorzimmer warteten. Er ſtand mitten unter ihnen; niemand wagte, ihm ein tröſtendes Wort zu ſagen; dumpfes Schweigen herrſchte in dem weiten Saal. Seine Miene war verſtört; faſt lag etwas Irres im Ausdruck ſeiner Züge; ſein Geſicht war mit röthlichen Flecken bedeckt. Den ſchmerzlichen Gruß Mehrerer, deren treue Ergebenheit er kannte, beantwortete er mit Blicken, die das Herz durchbohrten. Mitten unter ihnen trat er zum Lever des Königs ein; und für dieſen war der Anblick ſeines Enkels, der das Bild des Todes in allen Zügen an ſich trug, ein neuer tiefbeugender Schlag. Er trat ihm entgegen, ſchloß ihn mit Innigkeit in ſeine Arme, und erkannte nun jene furchtbaren Krankheitszeichen, welche der Hof ſchon bemerkt hatte. „Ruhe, mein Sohn!“ ſagte er, während ein Arzt den Puls des Prinzen

unterſuchte, und mit ängſtlichen Blicken den König anſah — „um Gotteswillen, wenigſtens körperliche Ruhe und Erholung! Schone dich um meinetwillen; ich erwarte Alles von dem Muth meines Sohnes. Gott gebe dir Kraft! wir bedürfen ihrer in dieſen unglücklichen Zeiten.“ — Noch nie hatte der Dauphin die Stimme der väterlichen Liebe auf ſo tief ergreifende Art gehört; er war wie zu Boden gedrückt durch dieſen Ausbruch des Gefühls, und konnte doch durch keine Thräne, durch keinen Laut des Schmerzes ſein Herz erleichtern. Sein Gruß, wie ſein Blick, als er den Saal verließ, ſchien ein letztes Lebewohl zu ſagen.

Jetzt brach die Krankheit mit furchtbarer Gewalt hervor. Nach den röthlichen Flecken, die ſich, vom Geſicht aus, über den ganzen Körper verbreitet hatten, ließ ſich auf Frieſel oder Scharlachfieber ſchließen; doch gab dies wenig Hoffnung oder Troſt. Wie ließ ſich erwarten, daß der Prinz, deſſen Kraft durch Schmerz und Anſtrengung ſchon erſchöpft war, einem Uebel widerſtehen werde, welches in ſo kurzer Zeit ſeine Gemahlin dem Grabe zugeführt hatte? — Die Leiche der Dauphine war geöffnet worden; man fand alle Theile geſund, nur die Gehirnfaſern waren aufgelöſ't. Auf dies einzige Zeichen hin erklärten die Aerzte, die Prinzeſſin ſey an Gift geſtorben; und allgemein verbreitete ſich das Gerücht von einer Doſe mit vergiftetem Tabak, welche ihr zum Geſchenk überreicht worden. Die Doſe, ſagte man, ſey verſchwunden, ſobald der erſte Anfall des tödtlichen Uebels ſich geäußert. — Von neuem ward jetzt der Verdacht gegen den Herzog von Orleans angeregt; denn auch auf den Dauphin wirkten

die Bemühungen der Aerzte nachtheilig, oder wenigſtens blieben ſie fruchtlos. „Wir verſtehen uns nicht auf Krankheiten ſolcher Art,“ ſagte der Leibarzt Boudin. — Der ſterbende Prinz ſelbſt, deſſen Sinn ſchon völlig einer andern Welt zugewandt war, enthielt ſich mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit jeder Aeußerung oder Klage, durch die Mißtrauen und Verläumdung hätte verbreitet werden können.

Der 18. Februar war der Tag ſeines Todes; und wohl kann man die ſchmerzliche Stunde, die ihn hinweg rief, zugleich eine verhängnißvolle und vielentſcheidende nennen. Denn an zarte Fäden knüpft ſich das Schickſal ganzer Völker, wie einzelner Menſchen. Wer vermag mit Beſtimmtheit die Frage zu beantworten, ob ohne das Fieber, welches den Herzog von Bourgogne ſo früh in's Grab ſtürzte, die Revolution mit allen Gräueln, die in ihrem Gefolge waren, in Frankreich zum Ausbruch gekommen ſeyn würde. Die Treue eines ſolchen Vaters würde über die Leitung ſeiner Söhne gewacht, würde jener Indolenz, welche in der ſpäteren Zeit dem jüngeren ſo gefährlich ward, Ernſt und Anregung entgegengeſtellt haben; und vielleicht hätte eine Reihe ſich weit über Ludwig den Vierzehnten erhebender Bourbons die Wunden des Landes wohlthätig gelindert, ja allmählich geheilt, welche durch eine ſchlimme Regentſchaft und ein noch ſchlimmeres Buhlerinnenreich jetzt unrettbar entzündet wurden.

Der würdige Fenelon überlebte nur um drei Jahre ſeinen Zögling, in deſſen für alles Edle glühende Seele jede Tugend überging, die ihm der Lehrer im Vorbilde zeigte. Wäre der Dauphin zur Regierung gekommen, ſo würde

man erkannt haben, was auf dem Throne die reinſte Menſchenliebe, und die ſchwere Vereinigung religiöſer Gefühle mit ſtaatsklugem Geiſte vermag. Kraft und weiſe Vorſicht hätten in der Reihe ſeiner Tugenden nicht fehlen können; denn welche Fülle von Energie mußte in einem Gemüth entwickelt worden ſeyn, welches ſo beharrlich an ſich ſelbſt gearbeitet hatte, daß es ihm gelungen war, eine himmliſche Milde an die Stelle jenes wilden Ungeſtüms zu ſetzen, dem man, nach der Charakteranlage des Prinzen in früher Jugend, hatte entgegenſehen müſſen. — Wenige ſeines Alters können — dem Umfang wie der Auswahl nach — durch Kenntniſſe ausgezeichneter geweſen ſeyn, als er. Die Regierungskunſt in ihren ſchwierigſten Aufgaben, die verwickeltſten Theile der Staatsverwaltung beſchäftigten fortwährend ſeinen eben ſo durchdringenden, als ausdauernden Geiſt. Anſpruchlos, ſcharf beobachtend und gerecht, wie er war, würde er an Ludwig den Vierzehnten weder durch den Prunk des Ruhms und der Eroberungen, noch durch die lange Reihe unglücklicher Tage erinnert haben, mit welchen jener die Fehler und Verirrungen ſeiner früheren Jahre abbüßte.

Als die Nachricht vom Tode des Dauphins ſich verbreitete, war der Schmerz des Volks düſter, ungeſtüm, den Geiſt des Argwohns wie der Rache weckend. Man wollte das Schickſal von dieſem neuen Schlage freiſprechen, um die Verworfenheit eines Menſchen anzuklagen. Schon wußte man, daß auch des Dauphins beide Söhne, die Herzoge von Bretagne und von Anjou, gefährlich krank ſeyen. Die Leiche des Prinzen war geöffnet; man hatte alle edlen Theile angegriffen, ja einige völlig aufgelöſ't

gefunden. Mit jedem Augenblick erhob ſich die allgemeine Stimme lauter und deutlicher gegen den, der, wie es ſchien, am meiſten bey allen dieſen Todesfällen gewinnen konnte. Wildes Geſchrey des Volks hatte den Herzog von Orleans verfolgt, *als er gekommen war*, die Leiche der Prinzeſſin *mit* Weihwaſſer zu beſprengen. Das Gerücht von *dieſer* Erbitterung und ihrer Urſache war bis zu dem *unglücklichen* Könige gedrungen, der alle *ſeine* Kinder *auf* einmal beweinte, und nun zwiſchen den übrigen Mitgliedern ſeiner Familie Mörder und Giftmiſcher ſuchen ſollte. Eine neue Leiche erhöhte noch das Schauerliche dieſer Auftritte; das ſechsjährige Kind, welches jetzt den Titel eines Dauphins führte, erlag einer Krankheit, über die man zu jeder andern Zeit keinen Zweifel gehabt haben würde: es war wieder der Frieſel, aber ohne Verwicklung mit hinzutretenden Uebeln. Bey Oeffnung der Leiche *fanden ſich ganz andere, und weit weniger* furchtbare Zeichen, als bey der des Herzogs *von* Bourgogne; *dennoch* beharrten die meiſten Aerzte bey ihren Aeußerungen über Vergiftung *). Der zweyjährige Herzog von Anjou, deſſen nachherige Regierung eine der längſten aller Franzöſiſchen Könige war, hatte am Rande des Grabes geſtanden; und man behauptete, dies Kind, welches ſchwer und langſam genaß, ſey durch ein Gegengift erhalten worden, das ihm

*) Faſt könnten dieſe wiederholten und hartnäckigen Aeuſſerungen auf den Verdacht leiten, die Eitelkeit und Selbſttäuſchung der Aerzte habe ihnen auf dieſe Weiſe das drückende Gefühl erleichtern wollen, drey Weſen, an deren Leben die Freude und Hoffnung des Königs, wie des Volks, hing, nicht haben erhalten zu können.

ſeine Gouvernante, die Herzogin von Ventadour, gegeben.

Gerüchte wie dieſe waren unter dem Volk im Umlauf, als es durch einen Trauerzug die Leiche der Dauphine und zweyer Dauphins dem Grabe zuführen ſah. Bald in Thränen zerfließende, bald wüthende Schaaren folgten dem Zuge; beſonders unter den armen Bewohnern der Stadt vermiſchten ſich ungeſtüme Klagen mit ſtiller Trauer über den Verluſt eines Prinzen, der ſo ernſtlich mit ihnen beſchäftigt geweſen war. Der Tumult ſtieg, als der Zug ſich dem Palais Royal näherte. Dort wohnte der Herzog von Orleans, und laute Verwünſchungen brachen aus, als man es erreicht hatte. Das Geſchrey: „Hier iſt unſer lieber Dauphin! hier die gute Dauphine! hier ihr Sohn! Komm, ſchändlicher Giftmiſcher, und ſieh' dein Werk!“ ward deutlich unter der Menge gehört; und wenn der Polizeylieutnant d'Argenſon nicht durch die kräftigſten Maßregeln den Unordnungen vorgebaut hätte, welche man für dieſen Tag fürchten mußte, ſo würde das halbwahnſinnige Volk die wohlthätigen Beſchützer, deren Verluſt es beweinte, durch blutigen Mord gerächt haben.

Der König rang jetzt im ſchmerzlichſten Kampfe. Was konnte von ſeiner Seite geſchehen? Das Volk forderte Rache durch lautes Geſchrey, der Hof durch immer wiederholte, empörende Gerüchte. Das Faktum der Vergiftung ward durch Sachkundige bezeugt. Selbſt Frau von Maintenon, und Andere, die, gleich ihr, aus religiöſer Gewiſſenhaftigkeit behutſam in ihrem Urtheil waren, ſchienen an das Verbrechen zu glauben, und kaum noch zu zweifeln, wer der Verbrecher ſey. Der König von Spa-

nien ſchrieb ſeinem Großvater nachdrückliche Briefe gegen den Herzog von Orleans, dem er nie ſeine Plane auf den Spaniſchen Thron verziehen hatte. *) — Wenn Ludwig in der Furchtbarkeit des Vergehens einen Grund ſuchte, es bezweifeln zu dürfen, ſo ward Alles, was ſich mit Recht gegen den Herzog ſagen ließ, als Kennzeichen einer Geſinnung dargeſtellt, die ihn jeder Schändlichkeit fähig mache. „Welche Sitten! welche Verbindungen! welche Freunde!“ wiederholte man täglich; „welcher Abſtich gegen das Beyſpiel der Frömmigkeit und jeder Tugend, das der Hof gibt!“ Schon in früher Jugend, ward mit immer ſteigendem Unwillen erzählt, ſey der Herzog durch ſeinen Unterlehrer, den Abbé Dübois, in den tiefſten Abgrund der Verworfenheit geſtürzt. Dieſer habe ihn den Himmel verachten gelehrt; und der höchſte Reiz ſeiner ſchändlichen Gelage beſtehe in Gotteslaͤſterungen. Ja, er ſey ſo heftig, ſo leidenſchaftlich in ſeinem Unglauben, daß man auf den Argwohn kommen müſſe, er ſuche Gewiſſensvorwürfe zu unterdrücken.

So war man unaufhörlich geſchäftig, die empörendſten Vorſtellungen in dem altersſchwachen, dem Grabe

*) Es ließ ſich nicht läugnen, daß dergleichen Plane von dem Prinzen entworfen worden waren; doch nur für den Fall, wann, wie er vorherzuſehen glaubte, der König von Spanien, den die Deutſchen und Engländer hart bedrängten, ſein Reich im Stich laſſen, und nach Amerika flüchten würde. Allein Philipp der Fünfte blieb ſeinen Unterthanen treu; die Intriguen des Herzogs wurden entdeckt, und mächtige Stimmen erhoben ſich zu ſo erbitterter Anklage wider ihn, daß ſogar verlangt ward, er möge als Hochverräther und Rebell behandelt werden.

nahen König zu nähren. Ein Einziger wagte es, der Fürſprecher des Herzogs von Orleans zu ſeyn; dies war Marechal, der erſte Wundarzt des Königs, deſſen etwas rauhe Wahrheitsliebe ihm das Wohlwollen ſeines Gebieters und die Abneigung der Höflinge gewann. Er hatte laut und unwillig gegen die Behauptung der Aerzte geſprochen; und ſelbſt nach Oeffnung der Leiche des Dauphins die Vergiftung geläugnet. Derſelbe Zuſtand der innern Theile, verſicherte er, werde hundertmal, auch nach gewöhnlichen Krankheiten gefunden. — Der König unterhielt ſich häufig mit ihm; und er benutzte dieſe Geſpräche, um die Abneigung gegen den Herzog von Orleans in Ludwigs Seele zu bekämpfen. Er ſelbſt, verſicherte er, habe lange Zeit eben ſo ungünſtig über den Prinzen gedacht, in einer bedeutenden Krankheit aber, von welcher er ihn befreyt, eine Zuneigung für ihn gewonnen, die er keineswegs verheimliche. Er habe in ihm einen liebevollen und ehrerbietigen Sohn, einen Gatten, der wenigſtens durch jeden Beweis von Achtung den Mangel an Treue zu vergüten ſuche, und einen nur allzu nachſichtigen Vater gefunden. An allen ſeinen Kindern hange er mit gleicher Innigkeit; und dies widerlege die Verläumdung, die ihm aus der Liebe für ſeine älteſte Tochter ein Verbrechen mache. Doch ſey es wahr, daß er durch ſeine Sittenloſigkeit zu den härteſten Urtheilen Anlaß gebe; dieſe ſey die Folge eines leidenſchaftlichen, allzu leicht hingeriſſenen Weſens, und einer in den Lagern verlebten Jugend. Allein manche gute Seite finde ſich noch in ſeinem Gemüth; und niemand vermöge den Herzog von Bourgogne aufrichtiger und dankbarer zu verehren, als er. Ja, wenn man

ihn nicht für einen wahnſinnigen Böſewicht erkläre, ſo könne man ihm nicht einmal den Gedanken zuſchreiben, das Leben eines Prinzen haben antaſten zu wollen, der ſeine Stütze geweſen ſey. *) Auch würde zuverläſſig niemand, der über Frevel ſolcher Art gebrütet, ſo einfältig geweſen ſeyn, vorher öffentlichen Unterricht in der Vergiftungskunſt zu nehmen **), wie man unſinniger Weiſe von dem Prinzen behauptete: im Gegentheil, er würde jeden böſen Schein gemieden und, um dem Verdacht zu entgehen, bey dem dreyfachen Morde längere Zwiſchenzeiten gelaſſen haben.

Die Theilnahme, mit welcher der König dem geraden Urtheil dieſes redlichen Mannes ſein Ohr lieh, bewies, wie ſehr er wünſchte, ſeinen Neffen unſchuldig zu finden. Auch ward ihm die Einſtimmigkeit verdächtig, mit welcher der ganze Hof den Prinzen verfolgte, und er mißtraute

*) Zu der Zeit nämlich, als der Herzog von Orleans wegen ſeiner Intriguen in Spanien angeklagt worden war. Der damalige Dauphin, an dem man ſonſt weder Leidenſchaft noch Charakter kannte, wagte jetzt zum Erſtenmal in Gegenwart des Königs ſeine Meinung beſtimmt auszuſprechen, und reizte dieſen zur Strenge gegen den Herzog auf. Doch die edelmüthige Stimme des Herzogs von Bourgogne erhob ſich vertheidigend. Er gab zu, daß ſein Vetter gefehlt habe, wußte ihn aber über den Punkt der Verrätherey zu rechtfertigen. Lebhaft empfand der König, wie rührend und vielgeltend die Vertheidigung eines Prinzen, den jede Verführung dahinriß, im Munde deſſen ſey, der an ſich ſelbſt die ſtrengſten Forderungen machte; und gern verdankte er es ſeinem Enkel, daß er nicht zu harten Schritten gegen ſeinen Neffen gezwungen ward.

**) Dies ſeltſame Gerücht war durch Anweiſungen zum Studium der Chemie entſtanden, welche ein gewiſſer Homberg dem Herzog eine Zeitlang ertheilt hatte.

dem Urtheil, welches er ſelbſt, im Uebermaß des Schmerzes, vielleicht fällen könne. Allein dennoch hatten die Schilderungen der Sittenloſigkeit und Irreligioſität des Herzogs, mit denen man ihn überhäufte, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dieſen in ſeiner Seele zurückgelaſſen. Er begann ihn zu haſſen, zitterte aber, ihn zu verdammen, und ſchwankte noch zwiſchen dieſen Gefühlen, als der bis zur Verzweiflung getriebene Prinz vor ihm erſchien, Gefangenſchaft und gerichtliche Unterſuchung zu fordern. Dies geſchah auf den Rath ſeiner Freunde, die wenigſtens das eine Verdienſt hatten, ihm auch im Unglück treu zu bleiben. Sie hofften durch dieſen Schritt die Ankläger des Prinzen zu verwirren und zurückzuſchrecken.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Ludwig, ohne den Herzog anzuſehen, ſobald dieſer eintrat. „Sire,“ antwortete er, „ich komme, das Nämliche zu verlangen, was einſt der angeklagte Herzog von Luxemburg von Ihnen erhielt: Gefangenſchaft, Richter, und Ankläger, die ſich nennen.“ — Ludwig nahm dieſen Vorſchlag mit bitterer Verachtung auf, obgleich er der einzige war, den er unter dieſen Umſtänden von ſeinem Neffen erwarten konnte. Er zuckte die Achſeln, und brach endlich ſein drückendes Schweigen mit den finſtern Worten: „Ich kann Ihnen die einzigen Ankläger nennen, die Sie bey mir haben: Ihr ſittenloſes Leben und Ihre ſchändlichen Grundſätze. Dieſe ſind's, die mir nach ſo vielem Unglück auch noch die Qual bereiten, meinen eignen Neffen der ſchauderhafteſten Verbrechen angeklagt zu ſehen.“ — Mit ruhiger Entſchloſſenheit erwiederte der Herzog, eben dieſe Qual

wünſche er zu endigen, und zugleich der Welt zu zeigen, daß er noch werth ſey, Heinrich den Vierten zu ſeinem Ahnherrn zu zählen. Dann ſchilderte er, mit einer Beredſamkeit, die ihm natürlich war, und jetzt durch leidenſchaftlichen Unwillen und Bewußtſeyn der Unſchuld geſteigert ward, ſeinen ganzen Charakter, kam, indem er alles berührte, was man ihm vorwerfen konnte, auch auf ſeine Intriguen in Spanien zurück, und vertheidigte ſich über dieſen Punkt noch einmal mit den nämlichen Gründen, die, als der Herzog von Bourgogne ſie angeführt, ſo rührend und eindringend geweſen waren. Als er den Namen dieſes trefflichen Prinzen nannte, dann von ſeiner Trauer über deſſen Verluſt und von ſeiner dankbaren Erinnerung an ihn ſprach, erſtickten Thränen ſeine Stimme. „Sire," begann er endlich von neuem, „es war nicht meine Abſicht, Ihren Schmerz durch meinen eignen zu ſchärfen; aber kann ich den vergiftet haben, den ich hier vor Ihren Augen beweine? Es iſt unmöglich! Sie haben es nie geglaubt. Allein auch ganz Frankreich, ganz Europa muß von meiner Unſchuld überzeugt werden; dies ſind Sie ſich ſelbſt in Ihrem Verwandten ſchuldig: und ſo fordere ich noch einmal Gefangenſchaft und Unterſuchung." — Der König ſchwieg einen Augenblick, und ſchien Faſſung zu ruhiger, in ſich ſelbſt verſchloſſener Strenge wieder gewinnen zu wollen. Dann ſchlug er dem Herzog ſein Verlangen ab; ja, er gab ihm ſogar zu verſtehen, daß, wenn das Verbrechen begangen ſey, man auch dafür geſorgt haben werde, deſſen Spuren zu vertilgen. Durch dieſe Härte mehr noch, als durch die Weigerung niedergedrückt, bat nun der Herzog flehent-

auch jetzt bewahrt; ſie ſchien ſeinem Charakter durchaus unentbehrlich. Allein zum Unglück für ihn ſelbſt verſchmähte er auch, ſowohl nach als vor jenen Ereigniſſen, ſich dem Zwange zu unterwerfen, welchem allein die edlere Freyheit entkeimt.

II.

Endlich ſchien das Schickſal der feindlichen Streiche müde, die es in Ludwigs des Vierzehnten ſpäterem Alter ſo wiederholt und ſchonungslos gegen ihn geführt hatte, als ſolle er nun auf einmal der Nemeſis die ganze Schuld abtragen, die in ſeinen früheren, an Glück, Glanz und Huldigung reichen Regierungsjahren zuſammengehäuft worden war. Der Gipfel des Mißgeſchicks war erreicht; wenigſtens die politiſchen Sorgen des Königs, die ein unglücklicher, wegen Erſchöpfung der Finanzen zwiefach drückender Krieg immer mehr geſteigert hatte, wurden jetzt gemildert. Die Geſinnungen der Königin Anna von England gaben Ausſicht auf einen Frieden, deſſen Ludwig im höchſten Grade bedurfte, und gern ſchon früher unter harten Bedingungen erkauft haben würde. Nach manchen Unterhandlungen kam dieſer erſehnte Friede, zuerſt mit England *), ſpäter auch mit Oeſterreich **), zu Stande; und wenn gleich der königliche Greis manche Frucht früherer Siege verlor, ſo ward er doch nicht von dem Platze herabgeſtürzt, an den ihn glücklichere Zeiten geſtellt hatten, ſondern trat mit Würde von ihm zurück. Allein

*) Zu Utrecht, 1712.

**) Zu Raſtadt, 1714.

mitten unter dieſen Ereigniſſen, die endlich ſeinem Alter Ruhe wieder zu geben ſchienen, empfand er nur um deſto ſchneidender den Schmerz, der das Herz des Vaters getroffen, und die furchtbare Leere, mit welcher der Tod ihn umgeben hatte. Wie öde und traurig waren dieſe Friedensfeſte, welche die Dauphine durch ſo viel Anmuth und Heiterkeit belebt haben würde; und wo der edle Dauphin durch ſeine Gegenwart dem frohen Blick des ganzen Volks eine glückliche Zukunft, voll Ordnung und Frieden, im ſchönen Bilde der Phantaſie gezeigt hätte. Und noch waren jene Feſte nicht vorüber, als ein neues häusliches Unglück dem König alles Empörende und Schmerzliche, was er umſonſt zu vergeſſen ſuchte, mit verdoppelter Gewalt in's Gedächtniß zurückrief. Auch ſein dritter Enkel, der Herzog von Berry, ſtarb, kaum 28 Jahre alt, an den Folgen eines Sturzes auf der Jagd, den er verſchwiegen und vernachläſſigt hatte. Obgleich er ſelbſt, faſt in der Todesſtunde, dies ſeinem Beichtvater geſtand, wurden dennoch auch jetzt Vergiftungsgerüchte verbreitet. Man ſchrieb den Tod des Herzogs ſeiner Gemahlin zu, einer Tochter des Herzogs von Orleans, welche die Lebensweiſe ihres Vaters treu zum Muſter genommen hatte. Doch ſchien der König durch ſeinen Enkel ſelbſt von der Grundloſigkeit dieſes Gerüchts überzeugt; denn er beſuchte die Herzogin (wiewohl er ſonſt mit Recht ſehr kalt gegen ſie war), und ließ ſie im Beſitz der Diamanten ihres Gemahls. Das Volk aber, dem der Herzog von Berry immer gleichgültig geweſen war, äußerte wenig Verdacht über einen Todesfall, den es mit ſehr mäßigem Antheil erfahren hatte.

Alles ſank jetzt wieder in eine trübe Stille zurück, die faſt nur durch ermüdende theologiſche Streitigkeiten unterbrochen wurde. Alter und Unglück hatten dem König den Beyſtand einer Religion nöthig gemacht, deren Geiſt ihm in den früheren Jahren ſeines Lebens ſo fern blieb; allein ſeine Frömmigkeit ſelbſt ward für ihn die Quelle bitterer Leiden, weil ſie unklar und mißverſtanden war. — Jetzt ſchreckte man ihn mit Berichten von einer neuen theologiſchen Parthey, welche ſich angeblich zu den ehemaligen Ketzereyen des Janſenius neigte, und auf dieſe Beſchuldigung hin die Parthey der Janſeniſten genannt ward. Aengſtlich religiös und zugleich despotiſch geſinnt, wie der König war, nahm er ſo falſche Maßregeln gegen dieſe Parthey, daß er die Zahl und den Eifer ihrer Anhänger mehrte. Beſonders hatte man ihn gegen den würdigen Erzbiſchof von Paris *) aufgebracht. Doch ſtellte dieſer ſeinem Despotismus Feſtigkeit engegen. Der König ermüdete ihn durch alles, was einen nach Hofgunſt ſtrebenden Prälaten hätte niederbeugen können; allein er ſelbſt zitterte mehr als ſein frommer Gegner, wenn die Rede von deſſen Abſetzung oder Gefangennehmung war. Der Cardinal war ſeit lange von ihm gekannt und geachtet geweſen; auch behielt dieſer, trotz aller Bemühungen ſeiner Feinde, ſein erzbiſchöfliches Amt. Doch gelang es der Strenge des Königs, ihm allmählig den Beyſtand der Geiſtlichkeit zu entziehen; denn Gefangenſchaft oder Verbannung vom Hofe war der Lohn Aller, die ſeinen Meynungen beyzupflichten ſchienen. Seinem Beichtvater

*) Es war der Cardinal von Noailles.

le Tellier unbekannte Opfer auszuliefern, dazu war der König unbedenklich bereit.

In den Zuſtand der Finanzen war durch den Frieden nicht die mindeſte Verbeſſerung gebracht; und es ſchien nur des Königs Zweck, die Schuldenlaſt noch bis auf's Haupt ſeines Nachfolgers hinüberzutragen. In allen ſeinen Erſparungsplanen ward er unaufhörlich durch lange Gewöhnung an Glanz und Pracht, oder durch Mitleid mit alten Dienern gehemmt. Er lebte von allen augenblicklichen Hülfsmitteln, deren Gefahr er in beſſern Tagen ſelbſt erkannt hatte. Er ſprach Drohungen gegen die Capitaliſten aus, die durch das Unglück des Staats reich geworden waren; und ließ ſich dann noch härtere Geſetze von ihnen vorſchreiben, als vorher. Der Tag war für ihn ein ſehr glücklicher, wo der Credit Samuel Bernard's ihm eine oder zwey Millionen verſchaffte; und er belohnte Unterſtützungen ſolcher Art durch eine ſo gewinnende, ſo hinreißende Güte und Herablaſſung, daß die ausgezeichnetſten Männer ſeines Hofes ſie hätten beneiden können. Eines Tages ward ſogar der erwähnte Bernard abſichtlich vom Generalcontrolleur Desmarets nach Marly geführt, als der König dort war, damit dieſer ihn durch Höflichkeiten gewinnen, und ihn ſo zu Geldlieferungen williger ſtimmen möge. Zufällig ſchien Ludwig dem Angekommenen zu begegnen, und zeigte nun ſelbſt dem wichtigen Manne, von dem für den Augenblick ſeine Ruhe abhing, mit jener huldreichen Anmuth, die ihm durchaus zu Gebote ſtand, alle Anlagen und Gärten ſeines Aufenthalts. Der Kunſtgriff gelang über alle Erwartung. Entzückt über die Gnade des Königs, kam Bernard von dem Spazier-

gange zurück, verſicherte, er wolle lieber ſelbſt zu Grunde gehen, als einen ſolchen Monarchen in Verlegenheit laſſen, und bot dem Finanzminiſter mehr Geld an, als dieſer hatte fordern wollen, obgleich die königliche Caſſe ihm ohnehin ſchon bedeutende Summen ſchuldig war.

Eine allgemeine Frömmigkeit des ganzen Hofes, welche nur allzuſehr den Verdacht der Heucheley erweckte; eine aus Gewohnheit beybehaltene Pracht, die weder durch Ruhm noch Freude belebt ward, und bey der Verwirrung der Finanzen dem König drückend, den Unterthanen unerträglich seyn mußte; ſchwere Sorgen für die Zukunft, und ſchwankende, unzuſammenhängende Plane für die Gegenwart: das war alles, was vom ehemaligen Glanz der Regierung Ludwigs übrig blieb. Dennoch gebot ſein Name und die Erinnerung an vergangene Zeiten noch Ehrfurcht. Der Kleinmuth verrieth ſich überall, äußerte ſich aber nur in leiſen Klagen; und eben die Franzoſen, die ſonſt ſo gern in Spottliedern und Epigrammen Entſchädigung für ihre Leiden ſuchen, unterdrückten jeden Muthwillen, jede bittere Aeußerung, die ihrem ergrauten Konige hätte kränkend seyn können. Bald ſah man ſeinen nahen Tod als erleichternd, bald als noch mehr Verwirrung herbeyführend an. Man hoffte und fürchtete nichts Beſtimmtes; eine glückverheißende Ausſicht zeigte ſich nirgends; und nur den feſten Vorſatz ſchien Jeder zu haben, daß keine Gelegenheit zur Freude und zum Genuß unter der neuen Regierung ſich umſonſt darbieten ſolle.

Zwey Bewerber um die Regentſchaft, die man ſchon als nahe anſah, erhielten damals die Stimmen des Hofes und des Volks im Schwanken. Der erſte war der Herzog

von Maine; der zweyte eben der Herzog von Orleans, den einſt die allgemeine Erbitterung verfolgt hatte. Die Gemüther hatten ſich beſänftigt; nicht durch Unterſuchung der Anklage, ſondern weil die Ankläger in der öffentlichen Meinung geſunken waren. Anfangs würde des Herzogs Verurtheilung Freude erregt haben; itzt erregte die Ungnade Murren, in der er bey dem König blieb, obgleich dieſer ſeine Unſchuld zu erkennen ſchien. Man durchblickte den Grund einer ſo unerbittlichen Strenge. Die ſchnelle Erhebung des Herzogs von Maine deutete an, daß ſein Schwager ihm aufgeopfert worden ſey.

Die Vorliebe des Königs für ſeine unehelichen Kinder äuſſerte ſich in Beſchlüſſen, welche im Reiche neu, und deſſen Geſetzen zuwider waren. Ludwigs ſtrenge Frömmigkeit konnte dieß Aergerniß nicht bedecken, ſondern ſtellte es vielmehr in noch anſtößigeres Licht. Schon hatte er, durch das Edikt vom 2ten Auguſt 1714 dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe den Rang vor den Herzogen und Pairs gegeben; und in einer noch ſpätern Verordnung beſtimmte er ihnen die Krone mit allen ihren Rechten und Privilegien, ſobald kein Prinz von Geblüt als Thronerbe da ſey. Dieſe Beſchlüſſe waren vom Parlament ohne Widerſtand aufgenommen; es ſchien mit den Prinzen von Geblüt, den meiſten Herzogen und Pairs, und faſt dem ganzen Volk an eine künftige Regierung zu appelliren. Man wußte, daß der König ein Teſtament niedergelegt habe, und die erwähnten Edicte ließen den Geiſt deſſelben ahnen. Nicht ohne Widerwillen hatte ſich indeſſen Ludwig entſchloſſen, ſeinen letzten Willen gerichtlich zu erklären. „Ich weiß wie man mit den Teſtamenten der Kö-

nige umgeht," äuſſerte er gegen die Königin von England. „Lebend vermögen wir alles; nach unſerm Tode gilt unſer Wille weniger, als der eines Privatmanns. Wer bürgt mir dafür, daß mein Teſtament nicht wie das meines Vaters behandelt werden wird? Aber man hat es gewollt; ich habe Ruhe erkauft." — Dieſe letzten Worte bezogen ſich auf die ſeltſame Weiſe, wie man ihn zu dem von ihm ſelbſt getadelten Schritte bewogen hatte.

Anhaltende Thätigkeit, große Erinnerungen, und Leiden, welche die tiefere Kraft der Seele hervorzurufen ſchienen — dieß alles hatte ihn nicht vor dem Gefühl innerer Leere und Langeweile ſchützen können, zu dem die unglückliche Anlage ihm eigen war. Als nun Frau von Maintenon daran arbeitete, ihn zur Erklärung ſeines letzten Willens zu bringen, ſchienen ſeine Weigerungen ſie traurig und mißmüthig zu ſtimmen; ihre Geſpräche mit ihm hatten nicht mehr jene milde Heiterkeit, jenen leiſen Hauch von Frohſinn, den ſie ſonſt, ſey's aus berechneter Kunſt, oder aus wahrhaft glücklicher Bildung der Seele, faſt immer mit der Strenge ihrer Frömmigkeit zu verbinden wußte. Sie ſtrebte nicht mehr, des Königs Langeweile zu bekämpfen, noch ihre eigne zu verhehlen; und der Herzog von Maine ahmte dieſe verdrüßliche Befangenheit nach. Er hatte große Fortſchritte in der ſchweren Kunſt gemacht, den König zu unterhalten. In ſeinem Weſen war nicht die vertrauliche, kindlich lebhafte, und doch ſchlaue Munterkeit der Herzogin von Bourgogne, ſondern die feinſte Aufmerkſamkeit des Hofmanns, mit zarten und ſchüchternen Aeuſſerungen kindlicher Ehrfurcht gemiſcht. Er kannte alle Hülfsmittel einer feinen Satyre, in der die fromme

Strenge keine Liebloſigkeit ſehen will; und die kleinſte Begebenheit bot ihm Stoff zu einer angenehmen Erzählung. Jetzt ſchwieg er. Auch der Marſchall von Villeroi ging in dieß Complott ein, das, auf Schweigen und berechnete Niedergeſchlagenheit gegründet war. Nach dem Tode der Dauphine fand Frau von Maintenon es paſſend, dem König dieſen anmaßenden Günſtling zurückzugeben, der ſchon die Geduld ſeines Herrn geprüft und erſchöpft hatte. Als ganz Frankreich über Villeroi's Feldherrnunglück ſpottete, hatte der König ſich gegen ihn wie ein großmüthiger Freund benommen, der den Gefährten ſeiner frühern Tage tröſtet. »Herr Marſchall, ſchrieb er ihm, „man hat kein Glück mehr in unſerm Alter." — Villeroi ſchien dieß wenig zu erkennen, und äuſſerte ſich über ſeine Zurückberufung mit einer Bitterkeit, die bey jedem Andern als unverſchämt würde geſtraft worden ſeyn. Allein der Druck des Unglücks, mit dem Ludwig rang, machte ihm die Gegenwart derer doppelt nöthig, die den Glanz ſeiner beſſeren Jahre lange gekannt hatten. Der Marſchall nahm den Platz eines Vertrauten wieder ein, und mißbrauchte ihn ohne Bedenken, um ein Teſtament von dem König erzwingen zu helfen. Und ſo abhängig war dieſer einſt ſo gefeierte Fürſt geworden, daß er nachgab, um wieder heitre Geſichter um ſich zu ſehen, und nur durch bittre Aeuſſerungen für dieß erzwungene Nachgeben Rache nahm.

Seit dem April 1715 nahmen die Kräfte des Königs ſichtlich ab, und er fügte in dieſem Zuſtande ſeinem Teſtament ein Codicill bey. Noch ward von den Anordnungen dieſes Teſtaments nichts bekannt; allein der Herzog von Orleans argwöhnte aus mehr als hinreichenden Gründen, wie ſehr

ſie ſeinen Rechten entgangen ſeyn würden. Er war entſchloſſen, ſich nicht durch den Sohn der Frau von Montespan plündern zu laſſen; und fand unter denen, die der Hof als Janſeniſten quälte und verfolgte, bedeutende Anhänger, die ihm die Ungnade des Königs, welche er mit ihnen theilte, zum Verdienſt anrechneten. Drey anerkannt treffliche Männer, der Cardinal von Noailles, mit dem Generaladvokaten Agueſſeau und Joly de Fleury, glaubten keinen Augenblick zwiſchen dem Zögling der Frau von Maintenon und dem Prinzen ſchwanken zu dürfen, welchem die Geſetze des Reichs die Regentſchaft beſtimmten. Sie näherten ſich mit Vorſicht dem Herzog von Orleans, und verfielen vielleicht in den Fehler manches edleren Gemüths, die guten Eigenſchaften deſſen zu hoch anzuſchlagen, deſſen Laſter man übertrieben hatte. Daß ſolche Stimmen für ihn ſprachen, war für den Herzog von höherm Werth, als das rechtfertigende Urtheil eines ganzen Gerichtshofes ihm hätte ſeyn können. Auch der ſtolze, von glühender Ehrliebe geleitete Herzog von St. Simon, der den alten Hof und deſſen Grundſätze haßte, war der Freund, ja der leidenſchaftliche Vertheidiger des Prinzen geblieben, und ſtrebte mit aller Kraft ſeines Geiſtes, ihn zugleich gegen die Intrigue mächtiger Gegner, und die Lockungen ausgelaſſener Günſtlinge zu beſchirmen. Und ſehr natürlich wünſchten dieſe letzten ſelbſt nichts eifriger, als daß dem Herzog eine Macht zu Theil werden möge, deren Früchte und Freuden ſie zu theilen gewiß waren. Auch an einem minder ſtrengen Hofe, als der Ludwigs des Vierzehnten war, würde ihre Lebensweiſe Anſtoß gegeben haben; aber ſie vereinigten alles, wodurch das Laſter in Glanz verhüllt, und für eine

Parthey Kraft gewonnen werden kann: einen edlen Namen, ausgezeichnete Tapferkeit, lebhaften Geiſt, und die einzige Gewiſſenhaftigkeit, die man bey Leuten ihrer Art findet, treu in der Freundſchaft zu ſeyn. Unter ihnen ſah man den Abbé Dubois, den Lehrer und Verführer des Herzogs von Orleans. Dieſer hatte keinen einzigen von allen Vorzügen ſeiner Gefährten; aber ſein Plan war, ſich in einer Zeit, wo nur Heucheley Gewinn zu bringen ſchien, durch Unverſchämtheit in die Höhe zu ſchwingen. Die Natur hatte alle ſeine Laſter auf ſeine Stirne geſchrieben; er errieth, weckte und begünſtigte die Laſter Anderer, und beſonders die ſeines Herrn: darin beſtand ſeine Macht. Alles mußte den Berechnungen ſeines niedrigen Ehrgeizes dienen, ſogar die Verachtung, die er ſelbſt erweckte; denn Jeder glaubte, ihn nie als Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Unter allen Mitteln, für die Erhebung des Herzogs von Orleans thätig zu ſeyn, wählte er das unrechtmäßigſte und das niedrigſte; er verſchaffte nämlich, wie man behauptet, durch den Engliſchen Geſandten, Lord Stairs, der aus politiſchen Gründen auf des Herzogs Seite war, Gold zu Beſtechungen.

Der Herzog von Maine bemerkte nichts von allem, was im Werke war; und auch ſeine Gemahlin, die Enkelin des großen Condé, zeigte noch nicht die Thätigkeit des Geiſtes, mit der ſie in ſpäterer Zeit eine verlorene Macht wiederzugewinnen ſuchte. Der Zauber der Künſte, das anſtrengende und eitle Streben der Schöngeiſterey, und die Feſtlichkeit zu Senaux füllten ihre ganze Zeit aus. Sie ſah nichts, und wußte nichts zu beurtheilen, auf der Höhe des Olymps, wohin die Dichter ihres Hofes ſie geſtellt

Verbinden zeigte ſich der Brand, und er ſelbſt erkannte dieß Todeszeichen. „Seyn Sie aufrichtig," ſagte er dem erſten Wundarzt Marechal; „wie viele Tage habe ich noch zu leben?" — „Sire," antwortete dieſer, „wir hoffen, noch bis zum Mittwoch." — „Nun," erwiederte der König, ohne die mindeſte Bewegung, „ſo iſt alſo auf den Mitwoch mein Todesurtheil geſprochen. Er ſammelte den ganzen Ueberreſt ſeiner Kraft, ließ die Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes nach einander herbeyrufen, und ſprach zu ihnen mit einer Innigkeit, die ſie ſelten an ihm gekannt hatten. Mit dem Herzog von Orleans hatte er am Tage vorher allein und lange geſprochen. Jetzt erſchien auch die Herzogin von Ventadour, Gouvernante des Dauphins, um für dieſen den Segen ſeines ſterbenden Urgroßvaters zu erbitten. Der fünfjährige Knabe weinte heiße Thränen, und der König legte ihm zum Abſchied manche Wahrheit an's Herz, die er ſelbſt zu ſpät erkannt hatte, und nun zu früh ſeinem Nachfolger deutlich zu machen ſtrebte. Beſonders nachdrücklich empfahl er ihm, den Krieg zu meiden, und ſo lange, als möglich, den Frieden zu bewahren. Dann umarmte er ihn mit innigen Segenswünſchen, die zum Unglück ſeines Geſchlechts der Himmel nicht erhörte.

Alle dieſe Anſtrengungen ſchienen den König nicht zu erſchöpfen; die letzte Lebenskraft flammte noch einmal, in faſt übernatürlicher Stärke, auf. Er hörte eine Meſſe in ſeinem Zimmer, und redete dann alle um ihn Verſammelte mit ſo rührenden Worten des Abſchieds an, daß jedes Auge feucht ward. Dennoch war wenige Stunden nachher der Hof verödet; und faſt Niemand, als einige mit-

leidige Bediente waren noch am Sterbebett des Königs zu finden. Nur eins bekümmerte und ſchreckte die Höflinge: der Gedanke an jedes Unrecht, jedes Vergehen, deſſen ſie ſich gegen den Herzog van Orleans bewußt waren; und ſie eilten, das Vergangene in dem Augenblick zu vergüten, wo der Beytritt zur Parthey des Herzogs noch Werth haben konnte. Wer geſtern noch andächtig geweſen war, bettelte heute um den Beyfall eines zügelloſen Hofs; und Hunderte rangen nach der Gunſt eines Prinzen, den ihre Anklagen faſt bis auf's Blutgerüſt gebracht hatten. Man wetteiferte in Mittheilungen über das Teſtament des Königs, und die Mittel, es umzuſtoßen. Nur Einer indeſſen konnte den Inhalt dieſes Teſtammts genau kennen. Der Kanzler Voiſin, der es niedergeſchrieben hatte: und da ſich nicht zweifeln läßt, daß der Herzog von Orleans über dieſen Punkt alles wußte, was ihm nützlich ſeyn konnte, ſo iſt die Frage: durch wen? ohne alle Gefahr des Irrthums zu beantworten.

Mit Recht konnte Frau von Maintenon hier über Undank ſeufzen; allein ſie ſelbſt gab der nämlichen Anklage Raum, da ſie die Schwachheit beging, an dem Tage, welchen der Wundarzt Marechal für den letzten des Königs gehalten hatte, nach St. Cyr zu entfliehen; als wenn die Religion ihr einen andern Platz anweiſen könne, als den am Sterbebett ihres Gatten. Während ſeiner ganzen Krankheit hatte der König ſich zärtlich beſorgt für ſie gezeigt. „Was wird aus Ihnen werden?“ fragte er; „Ihr Vermögen iſt unbedeutend.“ Er hatte ſie dem Herzog von Orleans empfohlen, und ihn zu überzeugen geſucht, daß ſie nicht ſeine Feindin ſey. Als er aus einer tiefen Be-

täubung erwachte, bemerkte er, doch ohne Klage oder Murren, daß ſie nicht mehr bey ihm war. Endlich ließ er ſie zurückrufen. Sie erſchien, und er verlangte auch von ihr die Verzeihung, deren ſein Herz jetzt überall zu bedürfen glaubte. Dann ſank er in ſeine vorige Schwäche zurück; Frau von Maintenon entfloh noch einmal nach St. Cyr; und der Herzog von Maine wagte nicht darüber zu klagen, daß ſie ihn bey der bevorſtehenden Criſis allein ließ.

Mit jedem Tage raubte der Herzog von Orleans ſeinem Gegner von Neuem einige Anhänger; und der Ruf verſchwenderiſcher Freygebigkeit, in den man ihn gebracht hatte, unterſtützte ſeine Plane. Die Treue ſeiner neuen Freunde ward indeſſen auf eine kurze Zeit erſchüttert, als ein Empiriker aus der Provence mit einem Elixier erſchien, welches, ſeiner Behauptung nach, die Kraft hatte, den Brand zu heilen. Man glaubte den Verſuch machen zu müſſen; die Aerzte wagten keine Einwendungen dagegen, und der Herzog von Orleans ſchlug ihn dem König vor. „Sire," ſagte er, „man will Ihnen das Leben zurückgeben." — „Ich habe weder Verlangen noch Hoffnung, es mir zu erhalten," antwortete Ludwig; und nahm den Vorſchlag mit völliger Gleichgültigkeit an. Eine ſchlafähnliche Betäubung, die durch das Mittel hervorgebracht ward, ſchien ein günſtiges Zeichen; und an dem Abend waren die Höflinge weniger eifrig, ſich im Pallaſt des Herzogs von Orleans einzufinden. „Wenn der König noch einmal ſchläft," ſagte dieſer, „ſo kommt Niemand mehr zu uns." — Allein bald war keine Hoffnung mehr; Jetzt ſtanden nur noch einige Bediente weinend um des Königs Lager. „Warum weint Ihr?" fragte er ſie; „habt Ihr mich für un-

ſterblich gehalten?“ Er nannte den Dauphin den jungen König; und einmal entſchlüpften ihm ſogar die Worte: „Als ich noch König war.“

So ſtarb Ludwig der Vierzehnte, zu Verſailles, am erſten September 1715, nach allem Glück, allen langen Widerwärtigkeiten, allem Glanz und Elend, allem verdienten Gedeihen und allen großen Fehlern einer mehr als ſechszigjährigen Regierung. Er war 77 Jahr' alt geworden. Eine erkaufte Hand drückte ihm die Augen zu; und ſo ſehr verödeten Ehrgeiz und Ueberdruß ſein Sterbezimmer, daß ſeine Leiche höchſt nachläſſig bewacht ward.

Alles war ſchon im Voraus mit der Entſcheidung beſchäftigt, welche das Parlament am folgenden Tage auszuſprechen haben würde. Die Ausſichten des Herzogs von Orleans waren im Ganzen günſtig. Er hatte das kraftvolle Wort zu belohnen verſprochen, welches er vom Parlament erwartete; der Herzog von Maine hingegen, den falſche, vielleicht von ſeinem Mitbewerber bezahlte Berichte über die Stimmung des Parlaments in trügliche Sicherheit wiegten, war ſo unthätig geblieben, als ob die heiligſten Geſetze ſein Erbtheil beſchirmten. Ueberdieß hielt man allgemein eine neue Regierung der Frau von Maintenon für das ſchlimmſte aller Uebel; und es ließ ſich erwarten, daß ſie unter einem Prinzen, der ihr Alles ſchuldig war, noch mächtiger ſeyn werde, als unter einem unumſchränkten Herrſcher, dem ſie ſelbſt Alles verdankte. Man war der Hoffrömmigkeit müde, wie einer veralteten, langweiligen Mode; man verlangte etwas Anderes, brächte es auch Gefahr; man ſehnte ſich nach regem Leben, ſelbſt wenn es der Verwirrung, und nach Freude, ſelbſt wenn

ſie der Frechheit gliche. Und der Herzog von Orleans, der, trotz ſeiner Laſter, reich an mancher beſtechenden Eigenſchaft war, ließ itzt vor dem Blick Aller, die er zu gewinnen wünſchte, eine Zukunft der Freyheit und des Genuſſes im ſchimmerndſten Spiegel ſtrahlen.

Das Parlament verſammelte ſich am zweyten September. Eine militäriſche Umgebung, die der verſtorbene König ſelbſt angeordnet hatte, ſchien für ſeine letzten Geſetze Achtung gewinnen zu ſollen. Die Regimenter der Garde umringten den Saal; ward die Vorſchrift des Teſtaments befolgt, ſo traten ſie itzt unter das Commando des Herzogs von Maine: allein die Chefs der verſchiedenen Corps hatten ſchon dem Herzog von Orleans ihren Beyſtand verſprochen und ſogar verkauft. — Auf der Bank der Herzoge und Pairs hatte dieſer einige treue Anhänger, aber eben ſo zahlreiche und mächtige Gegner. Auch die Prinzen des königlichen Hauſes waren in zwey Partheyen getheilt; und der Herzog von Maine, ſein kaum der Kindheit entwachſener Sohn, und ſein Bruder, der Graf von Toulouſe, mußten, gleich den gemeinſten Erdenbürgern, manchen verächtlichen Blick ertragen: denn ſichtlich führten die Prnzen von ächter Geburt, die ſich der Parthey des Herzogs von Orleans angeſchloſſen hatten, neben andern Waffen, auch die des Uebermuths und der ſtolzen Geringſchätzung ihrer Anſprüche gegen ſie.

Schon hatte Alle ihre Plätze eingenommen, als den Herzog von Orleans, der in ſeinem Pallaſt die Meſſe hörte, vom Parlament eine Deputation entgegen geſchickt ward. Dieſe Ehre ſchien eine günſtige Vorbedeutung, und erhob ihn ſchon weit über ſeinen Nebenbuhler. Er hielt eine

mit vieler Klugheit entworfene Rede, in der ſeine Freunde jedes Wort gewogen hatten. Unter Anderm erſtattete er von Allem Bericht, was angeblich der König auf dem Sterbebette gegen ihn geäuſſert hatte; und dieſe Aeußerungen ſchloſſen mit den Worten, daß, wenn etwas in ſeinen Einrichtungen unpaſſend ſey, man es abändern möge. — Es ſchien nicht ſehr glaublich, daß Ludwig auf ſolche Weiſe ſelbſt zu einer Kränkung ſeines Andenkens gereizt habe; allein wer mit Keckheit behauptet, hat da immer bedeutende Vortheile, wo ein ſchneller Entſchluß gefaßt werden muß. — Allmählig ward der Ton des Herzogs ſichrer; er ſchien dem Parlament vorzuſchreiben, was es zu thun habe; und ließ dann endlich mit der Verſicherung, er hoffe in Allem, was er etwa in Zukunft zum öffentlichen Wohl unternehme, durch den Rath, und *die weiſen Vorſtellungen* der gegenwärtigen Verſammlung unterſtützt zu werden, das *eine mächtige* Wort hingleiten, wodurch es gewonnen werden ſollte. Ludwig der Vierzehnte hatte dieß Recht des Parlaments, durch Vorſtellungen die königliche Autorität zu lenken, in Verlegenheit zu ſetzen, ja ſogar hie und da zu hemmen, aufgehoben, oder wenigſtens durchaus entkräftet.*) Der Herzog deutete auf deſſen Zurückgabe; und ſo ſahen ſich die Parlaments-Mitglieder im Geiſt ſchon von Neuem als Vormünder der Könige an.

Nach dem Herzog hielt der Generaladvokat Joly de

*) Er befahl ausdrücklich in einem im Jahr 1673 erneuerten Edict, das Parlament ſolle nie eher Vorſtellungen machen, als acht Tage nachdem es ſich in Gehorſam dem Willen des Königs gefügt.

Fleury eine Rede, in der er entwickelte, daß die Regentſchaft nach den Grundſätzen der Franzöſiſchen Staatseinrichtung ein vollkommenes Bild der Königswürde ſeyn, und alſo ungetheilt bleiben müſſe. Durch dieſe Entwicklung untergrub er, ſcheinbar arglos, das ganze Teſtament des Königs, und ſtimmte die Gemüther ſo, daß ihnen alle Anordnungen deſſelben widerſprechend oder unpaſſend ſcheinen mußten. Ferner unterſtützte er des Herzogs dreiſte Behauptung, indem er ſie, als keinem Zweifel unterworfen, wiederholte. — Und die Schlauheit, mit der beyder Vortrag berechnet war, zeigte ſich auch darin, daß ſie von dem verſtorbenen König zwar mit Anſtand, aber keineswegs in dem Tone ſprachen, wie ehemals von Ludwig dem Großen geſprochen worden war. Es würde unpaſſend und unpolitiſch geweſen ſeyn, mit dieſer Bewunderung von einem König zu ſprechen, deſſen letzten Willen man wie den eines partheyiſchen und mißleiteten Greiſes zu behandeln gedachte.

Jetzt ward dieſer letzte Wille vorgeleſen. Der Herzog war in demſelben nicht zum Regenten, ſondern zum Haupt eines Regentſchaftsrathes ernannt. Dieſer Titel war durchaus nichts, als eine leere Huldigung, die ſeine Geburt zu fordern ſchien; denn er hatte nur eine Stimme im Rath, und alles ward durch Stimmenmehrheit entſchieden. Ueberdieß hatte der König ſelbſt alle Mitglieder dieſes Rathes beſtimmt, und nur Männer gewählt, die anerkannt feindlich gegen den Herzog geſinnt waren. — Ein Einziger konnte ſich, dem Teſtament gemäß, bedeutend über alle Andre erheben: der Herzog von Maine. Ihm ward die Erziehung, die Sicherheit, die Erhaltung des minorennen

Königs, und der Oberbefehl über alle Truppen des königlichen Hauſes anvertraut. Der Marſchall von Villeroi ward zum Gouverneur des Königs unter Oberaufſicht des Herzogs von Maine, ernannt.

Kaum geleſen, war das Teſtament des einſt ſo mächtigen Ludwigs ſchon zur Vernichtung verdammt. Der Herzog berief ſich gegen daſſelbe auf die Geſetze des Reichs; und griff zugleich mit Gründen der einfachen Vernunft eine Zerſtückelung der oberſten Gewalt an, welche dieſe aufhebe. — Seine Rede brachte den lebhafteſten Eindruck hervor; zwar verſuchte der Herzog von Maine, einige Einwendungen zu machen, doch ſein Gegner unterbrach ihn mit den Worten: „Mein Herr! die Reihe zu ſprechen wird auch an Sie kommen.“

Ein zweyte Rede Joly de Fleury's vollendete das Werk. Jetzt wurden die Stimmen geſammelt; und die Mehrzahl erklärte den Herzog zum Regenten, der Reichsverfaſſung gemäß. Lauter Beyfall erſcholl von allen Seiten; und dieſer reizte das Parlament, weiter zu gehen. Der Herzog klagte über einige Artikel des Teſtaments, die ſeine Rechte verletzt; beſonders über die Erhebung des Herzogs von Maine zum Oberfeldherrn aller Truppen. Allein ſo leicht es ihm ward, das Unordnung und Verwirrung Bringende dieſer Einrichtung zu zeigen, hörte man ihn dennoch, zwar nicht mit Unwillen, aber mit unwillkührlicher Niedergeſchlagenheit an. Sorge für die Erhaltung des jungen Königs ſchien Ludwigs Beweggrund zu dieſer Anordnung geweſen zu ſeyn. Der Argwohn, der ihn bey dem Tode der beyden Dauphin's beunruhigt, und den das ganze Volk getheilt hatte, war noch jedem Gemüth gegenwärtig. Man

wagte nicht, Einwendungen gegen die bekümmerte Vorſicht eines Vaters zu machen; und ſelbſt die, denen des Herzogs Unſchuld gewiß war, erkannten, daß Ludwig berechtigt geweſen ſey, ſeinen Ehrgeiz zu fürchten. Es ſtand jetzt in der Macht des Herzogs von Maine, die Gemüther von Neuem zu beunruhigen, die das Schreckbild einer lange wiederholten Verläumdung immer noch aus der Ferne verfolgte. Er durfte nur mit Entſchiedenheit erklären, nichts werde ihn bewegen, von dem wichtigen Platze zurückzutreten, den ihm das Vertrauen ſeines Königs angewieſen. Ein kraftvoller, ja leidenſchaftlicher Ton würde als Beweis ſeiner eignen, aufrichtigen Beſorgniß gegolten haben. Statt deſſen begnügte er ſich mit Andeutungen, die den Verdacht eher minderten, als mehrten. Der Herzog von Orleans dagegen beging den Fehler, ihn mit Ungeduld anzuhören, und verlor ſo den Vortheil, welchen das Weſen geringſchätziger Ueberlegenheit ihm bisher gegeben hatte. Er forderte ſogar unvorſichtiger Weiſe ſeinen Gegner auf, beſtimmt auszuſprechen, was er anzudeuten ſcheine. Jetzt drohte der Streit ſich zu verlängern; doch in einem Augenblick gewann der Herzog den raſchen Ueberblick der Verhältniſſe wieder, der ihm eigen war. Er hob die Sitzung bis zum Abend auf; trug aber Sorge, in ſeinen Dankſagungen an die Parlamentsmitglieder das Verſprechen noch einmal und noch beſtimmter zu wiederholen, deſſen günſtigen Einfluß er ſchon empfunden hatte. Und bey der frohen Ausſicht, das ſchöne Recht der Vorſtellungen wieder zu gewinnen, vergaß das Parlament die Kühnheit des Entſchluſſes, den man noch von ihm erwartete.

Auch die Zwiſchenzeit bis zum Abend wußte der Her-

zog zu benutzen, und ſeine Freunde handelten mit ihm und für ihn. Des Herzogs von Maine warteten, bey der Rückkehr in ſeinem Pallaſt, nur die demüthigenden Vorwürfe ſeiner ſtolzen Gemahlin, die ſie im Mißmuth über ſeine und ihre eigne Unvorſichtigkeit nicht ſparte. Man ließ ihn allein; ſeine eifrigſten Freunde, der Kanzler Voiſin, die Miniſter, die Herzoge, die im Parlament muthlos und ſchimpflich geſchwiegen hatten, ſchienen immer noch nicht aus ihrer Betäubung zu erwachen.

Um drey Uhr Nachmittags verſammelte das Parlament ſich von Neuem; zahlloſe Schaaren drängten ſich um den Pallaſt. Der öffentliche Beyfall, den der Herzog von Orleans am Morgen gewonnen hatte, war ſchon zum Enthuſiasmus geworden; und das Parlament wagte nun dreiſter den von ihm erwarteten Schritt. Ludwigs Teſtament ward zum Zweytenmal angegriffen; und Agueſſeau's ſtrenge Logik zeigte deſſen Inconſequenz ſo klar, daß man die Beweggründe der Anordnungen vergaß. Der Herzog von Maine ſah ein, er werde das Commando verlieren, und forderte nun auch Befreyung von der Verantwortlichkeit für die Perſon des jungen Königs; nur die Oberaufſicht über ſeine Erziehung wollte er beybehalten. Dieſe Forderung ward ſogleich zugeſtanden; und nun übertrug das Parlament dem Herzog von Orleans die Regentſchaft mit vollkommener und freyer Autorität. Die Wahl der Mitglieder des Regentſchaftsraths, wie der Oberbefehl über die Truppen, ward ihm übertragen; und der laute Beyfall eben des Volks begleitete ihn in ſeinen Pallaſt zurück, welches ihn, drey Jahre vorher, als Giftmiſcher und Meuchelmörder verfolgt hatte.

Am zwölften September hörte der fünfjährige König, dem Herkommen gemäß, feyerlich in ſeinem Namen das Teſtament ſeines Urgroßvaters vernichten, welcher in gleichem Alter, und mit dem nämlichen Prunk, das Teſtament ſeines Vaters hatte aufheben ſehen. Die Herzogin von Ventadour ſaß, die Königin Mutter vorſtellend, zu den Füßen des Knaben. Sie zeigte an, daß der Kanzler Voiſin den Willen des Königs bekannt machen werde; und eben der Mann, welcher Ludwigs Anordnungen niedergeſchrieben und weſentlich geleitet hatte, erklärte ſie jetzt für nichtig.

Drey Tage vorher hatte das Leichenbegängniß des verſtorbenen Königs ſtatt gefunden; es ward auf die empörendſte Weiſe durch wildes Jubelgeſchrey entweiht. Das Volk hatte ſich, gleich dem Hofe, zur Parthey des Herzogs von Orleans gewandt, und lebte in Bildern der Freude, durch die es die trübe Strenge der ſpätern Regierung Ludwigs des Vierzehnten verdrängt zu ſehen hoffte. Aller beſtechende Schimmer ſeiner früheren Zeit war durch zehn Jahre des Zwanges und Unglücks ausgelöſcht. Le Tellier's Name ward mit Verwünſchungen genannt. Das Volk ſchrie, trank, und lärmte ſo ungeſtüm in den Schenken, die auf dem Wege nach St. Denis errichtet waren, als es kaum an einem der Freude beſtimmten Tage würde zugegeben worden ſeyn. Freche, den Namen Ludwigs und ſeiner Wittwe beſchimpfende Lieder flogen von Mund zu Mund; und das Toben dieſes rohen Jubels ſtieg, ſo wie der Trauerzug ſich näherte. — Im Jahr 1793 wurden die im Jahr 1715 beſchimpften Ueberreſte Ludwigs des Vierzehnten, mit denen aller Franzöſiſchen Könige, wieder ausgeſcharrt: und wahr iſt's, die Monarchie hatte ſchon an dem Tage

einen Stoß erlitten, wo das Begräbniß dieſes einſt ſo bewunderten Fürſten entweiht ward.

III.

Nicht auf unwürdige Weiſe bezeichnete der Regent die erſten Schritte auf ſeiner neuen Bahn. Er, von dem einſt ſeine eigne Mutter geäuſſert, jede wohlthätige Fee habe am Tage ſeiner Geburt ihm heilbringende Gaben für das Leben verliehen, von Einer neidiſchen aber ſey die Anlage hinzugefügt, ſie alle zu mißbrauchen, ſchien wenigſtens in dieſen erſten Augenblicken das Geſchenk der Macht nicht mißbrauchen zu wollen. Die Zügel der Regierung lagen itzt in der Hand deſſen, dem man alle Verbrechen kalter Nichtswürdigkeit zugeſchrieben, und ihn ſo zu jedem Frevel der Rache gereizt hatte. Doch itzt trat die beſſere Seite ſeines Weſens klar hervor, auf die einſt der treffliche Herzog von Bourgogne die Hoffnung gegründet hatte, ihn noch einem edleren Daſeyn wiederzugewinnen. Er verſchmähte jede Rache, und es koſtete ihm keine Ueberwindung, ſeinen Feinden hohe Ehrentitel zu verleihen, oder zu beſtätigen; nur ließ er ihnen ſehr wenig wirkliche Macht. Die Herren des alten Hofes wurden indeſſen leicht durch einige Gunſtbezeugungen gewonnen, die ihnen der neue Gebieter erwies, ohne daß ſie wähnen konnten, er fürchte ſie. Nur der Marſchall von Villeroi ſuchte den Ton des Tadlers, den er ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn glaubte, mit dem des Hofmanns zu vereinigen, der ihm durchaus eigen geworden war; und man ließ ihn in vollem Maaße das Vorrecht des Alters genießen, vergangene Zeiten zu beklagen. In ſeinen vertrauten Briefen gab er ſich das Anſehn, als ſey

die ihm übertragene Sorge für des jungen Königs Erhaltung eine ſehr ſchwere und bedenkliche Aufgabe; ſie trugen noch überall Spuren des düſtern Argwohns, den er ſelbſt um einige Jahre früher hatte verbreiten helfen. Auch ward von ihm und der Herzogin von Ventadour das königliche Kind nie aus den Augen gelaſſen. —

Gleich in den erſten Tagen der Regentſchaft des Herzogs erhielt Frau von Maintenon, der er immer Achtung bewieſen hatte, in St. Cyr einen Beſuch von ihm. Er gab ihr die Verſicherung, daß dieſe Anſtalt erhalten werden ſolle, und ſtrebte jede Erinnerung zu entfernen, die ſeinem Benehmen den Schein eines großmüthigen Schutzes geben konnte. Frau von Maintenon ſelbſt erinnerte ihn an die vergangenen Tage, und mit einer Bitterkeit, die er auf keine Weiſe veranlaßt hatte. Er theilte ihr nämlich einige ſeiner Regierungsplane mit, und ſie antwortete ihm: „Ihre Plane werden hundertmal rühmlicher ſeyn, wenn Sie frey von jener unbegränzten Sucht zu herrſchen ſind, deren man Sie immer beſchuldigt hat.“ Der Herzog hatte die Mäßigung zu antworten: „Ich würde nicht in Frieden herrſchen, wenn wir den König verlören.“ — Dieß Geſpräch ließ keinen ungünſtigen Eindruck in ſeiner Seele zurück; er fuhr fort, Frau von Maintenon gegen die Anklagen, und oft ſogar gegen den Spott der Höflinge zu vertheidigen. Er ließ ihr pünktlich eine Penſion von 60,000 Franken auszahlen, die, wie es in dem Anordnungsſchreiben hieß, ihre Uneigennützigkeit ihr nöthig gemacht habe. Sie benutzte dieſe Summe mit Klugheit und Sorgfalt zu wohlthätigen Zwecken. — Als ihr Entſchluß bekannt ward, keine Beſuche in St. Cyr zu empfangen, wetteiferten die

alten Herren des Hofes um das Vorrecht, dort erſcheinen zu dürfen. Der Marſchall von Villeroi erhielt die Erlaubniß zuweilen. Häufiger ward die Königin von England in St. Cyr aufgenommen: zur Erinnerung an den Thron, von dem ſie herabgeſtiegen war, und zu dem ſich Frau von Maintenon faſt erhoben hatte, nahmen die beyden Damen dann ihren Sitz auf zwey gleichen Lehnſtühlen ein, und die jungen Mädchen von St. Cyr erwieſen ihnen gleiche Ehre. Es war die letzte wunderbare Erſcheinung im Schickſal der Wittwe Scarron's und Ludwig's des Vierzehnten, daß man ſie noch aufſuchte, als ſie aufgehört hatte, mächtig zu ſeyn. —

Allen, die der Pater le Tellier ihrer religiöſen Meinungen wegen hatte verhaften laſſen, gab der Regent die Freyheit wieder; doch verzögerte er mit Klugheit und Schonung dieſe Befreyung bis auf zwey Tage nach Ludwigs des XIV. Leichenbegängniß, damit der Anblick jener Märtyrer theologiſcher Räthſel die Erbitterung des Volks nicht noch erhöhe. — Der Cardinal von Noailles erhielt ſeinen ganzen Einfluß zurück; ja, der Regent übertrug ihm die oberſte Leitung aller geiſtlichen Angelegenheiten. Jetzt hinderte ihn nichts mehr, ſeine Meinungen klar zu entwickeln, und man war gezwungen, anzuerkennen, daß ſie nichts Ketzeriſches enthielten. Er nahm die Geiſtlichen ſeines Sprengels, die ihn in der frühern Zeit verlaſſen hatten, mit Milde wieder auf; und ſein gemäßigtes Betragen gab den deutlichſten aller Beweiſe, wie ſehr der verſtorbene König ſich durch ungerechtes Vorurtheil gegen ihn hatte hinreißen laſſen.

Der Pater le Tellier glaubte ſich, trotz aller Verwün-

ſchungen, die ihn trafen, durch Ludwigs des XIV. Teſtament geſichert, in dem er zum Beichtvater des Königs ernannt ward, und hatte die Dreiſtigkeit, bey dem Regenten anzufragen, was ſeine Geſchäfte ſeyn würden, bis der junge König ſeines geiſtlichen Beyſtandes bedürfe. Der Herzog ſchlug ſeinen Stolz mit der trocknen Antwort zu Boden: „Das iſt nicht meine Sache; fragen Sie bey Ihren Obern." Bald nachher verbannte er ihn nach Amiens; und der Verdruß, nicht mehr mächtig und gefürchtet zu ſeyn, wirkte ſo heftig auf die Seele und den Körper dieſes ſtolzen Prieſters, daß er ſeinen königlichen Beſchützer nur um wenige Jahre überlebte. —

Es hatte dem Herzog wenig Ueberwindung gekoſtet, jedes feindſelige Gefühl gegen ſeine ehemaligen Gegner zu unterdrücken; ja vielleicht konnte man ſein Verfahren gegen ſie kaum Selbſtbeherrſchung nennen. Allein nur zu viele andere Puncte gab es, in denen die Umſtände ihn umſonſt zur Mäßigung aufforderten, weil die Gewalt der Verſuchung größer war. Die Anlage ſeines Characters machte ihn zur Verſchwendung geneigt; und er folgte, rückſichtlos dieſer Neigung, ſo ſehr der Druck einer immer ſteigenden Schuldenlaſt Sparſamkeit geboten hätte. Durch einige raſche Finanzoperationen hatte man zwar das Uebel augenblicklich erleichtert; aber nur, um es durch Schwelgerey und Verſchwendung für künftige Zeiten noch mehr zu erhöhen. Wie durch magiſche Gewalt war in unglaublich kurzer Zeit der Ton des ganzen Hofes verwandelt; die Heucheley verſchwand; aber auch der Anſtand blieb nicht zurück. Das verhüllte Laſter trat mit dreiſter Stirne hervor; man trotzte jedem Aergerniß; und ſelbſt

Manche, die von Natur Ruhe und Mäßigung liebten, ſtrebten wenigſtens hie und da nach dem Schein eines wüſten Lebens. Frömmigkeit, Tugend und Scham wurden zugleich mit Füßen getreten. Man kannte keine feſtliche Freude mehr ohne Rauſch, und fühlte ſich durch keinen Vorwurf beleidigt, weil man über nichts mehr erröthete.

So ſehr ſehnte ſich der Hof nach Freyheit zu zügelloſem Genuß, daß er itzt die Trauerzeit für den verſtorbenen König entweihte, deſſen Leichenbegängniß vom Volk verhöhnt worden war. Die fremden Höfe ehrten das Andenken eines Fürſten treuer, der ſie ſo oft überwunden hatte, und endlich im Alter auch von ihnen gedemüthigt ward. Länger als vier Monate nach Ludwigs Tode waren in Wien noch alle Feſtlichkeiten eingeſtellt; und der Franzöſiſche Geſandte, Graf von Lüc, unterbrach zuerſt ein langweiliges Carneval durch einen überraſchend glänzenden Ball. In Wien verſtieß er gegen die Schicklichkeit; in Paris aber nannte man ihn einen verſchlagenen Hofmann.

Durch die Erfindung des Maskenballs ward den Feſtlichkeiten ein neuer Reiz gegeben. Der Chevalier d'Auvergne, der dieß neue Vergnügen erſann, ward dafür durch eine Penſion von zweytauſend Thalern belohnt. Der Regent beſuchte dieſe Bälle gern, und oft ſogar unverkleidet; er gefiel ſich darin, dreiſte und vertrauliche Anreden mit lebhaftem Witz zu beantworten. Der Herzog von Noailles, Neffe des Cardinals, begleitete ihn zuweilen, und hielt es für ſeine Pflicht, ein wenig zu taumeln, wenn der Prinz berauſcht war. Ueberhaupt lehrte er die Hofleute, die Lebensweiſe eines Wüſtlings mit Maßan-

nehmen oder erkünſteln, ſo wie er ſie vormals gelehrt hatte, mit gemäßigter Heucheley andächtig zu ſeyn.

Die Abendgeſellſchaften des Regenten waren die Schule einer Verderbniß, deren Wirkungen ſich durch das ganze Reich verbreiten mußten. Er ſah mit Freude der Stunde entgegen, wo die Sorgen und der Zwang des Herrſcheramts für ihn aufhörten. Dann ſchloß er ſich mit den Gefährten und Gefährtinnen ſeiner Feſte ein, und legte ſogar die Würde des Menſchen ab, um ſich deſto ſichrer von der des Fürſten zu befreyen. Der Marquis von Cannillac ſuchte wenigſtens zu verhüten, daß die Hoffeſte nicht ganz denen der gemeinſten Wüſtlinge glichen; und der Herzog nannte ihn ſeinen Mentor, weil er ihn einigemal abgehalten hatte, ſich völlig um alles Bewußtſeyn zu trinken: allein dennoch ſah man nicht ſelten das Oberhaupt des Reichs in ſtumpfer Betäubung oder im Wahnſinn des Rauſches. Nocé, d'Effiat, Broglio, und viele Andre, wetteiferten um den Preis der Zügelloſigkeit. Religionsſpöttereyen waren die Würze dieſer abſcheulichen Feſte; und die Tage, welche den höchſten religiöſen Feyerlichkeiten geweiht waren, wurden durch Schwelgereyen von neuer Erfindung bezeichnet.

Zuweilen nahm die Herzogin von Berry, Tochter des Regenten, an ſeinen Bachanalien Antheil, oder gab ihm ähnliche im Pallaſt von Luxemburg. Sie war noch frecher im Stolz, als in der Freude, und erhielt von ihrem Vater, der ſie vergötterte, alles was ihrer halbwahnſinnigen Eitelkeit und Prunkliebe ſchmeicheln konnte. So erſchien ſie in ihrer Opernloge unter einem Thronhimmel, was ſelbſt die Königin, Ludwigs des Vierzehnten Gemahlin,

ſich nicht erlaubt hatte; doch hielt das laute Murren der verſammelten Menge ſie ab, dieſe Neuerung zu wiederholen, und eine Gardecompagnie, die ſie ſich als Ehrenbegleitung hatte geben laſſen, veranlaßte die bitterſten Satyren.

Die Frauen hatten gehofft, unter einer der Freude geweihten Regierung eine anmuthige Rolle zu ſpielen; allein ſie ſahen ſich getäuſcht, eben weil die Hemmungen, über die ſie ehemals geklagt hatten, itzt nur allzuſehr weggeräumt waren. Die Liebe ward in ſolchem Grade entweiht, daß ihr Sinnbild, die feine Huldigung einer ehrenden Galanterie, nur noch ein leeres Ceremoniell war, das man mit jedem Tage nachläſſiger beobachtete. Der Regent war munter und geiſtreich, aus ſeinen Zügen ſprach gutmüthige Offenheit, und ſein Geſicht trug wenig Spuren ſeiner Lebensweiſe; allein er hatte gegen die Frauen einen Ton, der auch das ſchwächſte Zartgefühl zurückſcheuchen mußte. Bald erkannten ſie, daß an einem ſolchen Hofe ihre Rollen nur erniedrigend ſeyn konnten; aber ach! auch dieſe wurden nicht verſchmäht. Ludwig der Vierzehnte näherte die Frauen, die er liebte, ſeinem Thron, und ließ den Glanz des Glücks und ſelbſt des Ruhmes, der ihn umgab, auf ſie zurückfallen. Der Regent wechſelte in dem, was er Liebe nannte, weit öfter; aber ſeine Buhlerinnen vermochten über ſein Gemüth ſo wenig, daß man ihren Einfluß in keiner einzigen bedeutenden Handlung ſeines öffentlichen Lebens wieder findet, und daß er ſogar gegen ſie nur mäßig verſchwendete. Ihm war eine bittre Erinnerung des Verdruſſes in der Seele geblieben, welchen er durch ein Frau-

lein von Sery in Beziehung auf ſeine Spaniſchen Intriguen gehabt; und er hatte ſeitdem geſchworen, ſich von keinem weiblichen Weſen mehr unterjochen zu laſſen. — Auch Düboìs hatte ihn die Frauen verachten gelehrt; keine unglücklichere Wahl eines Lehrers hätte für den Prinzen getroffen werden können. Er begnügte ſich nicht, durch ſchamloſe Grundſätze Alles zu rechtfertigen, was dem glühenden Sinn eines leidenſchaftlichen Jünglings als lockend und genußreich erſchien; ſondern ward ſelbſt der Diener ſeiner Verirrungen, lehrte ihn der läſtigen Aufſicht eines redlichern Führers entſchlüpfen, und die öffentliche Meinung verachten, die ein ſo mächtiger Zügel der Fürſten iſt. Bald weihte er ihn in jene ſchändlichen Lehren ein, die der mißbrauchte Verſtand zu erſinnen weiß, wenn ihn das Laſter zu Hülfe ruft. Er ſchilderte ihm die Tugend als einen von ſchlauen Betrügern ausgeſchmückten, von Schwindel- und Schwachköpfen für Wirklichkeit gehaltenen Wahn: er übte ihn, alle Handlungen Andrer auf Gründe zurückzuführen, die ſie nicht zu geſtehen wagen würden. Und bedenkt man, welchen furchtbaren Einfluß dies empörende Verfahren auf das jugendliche Gemüth des Prinzen haben mußte, ſo erregt deſſen glückliche Naturanlage, und vielleicht auch deſſen Inconſequenz, Erſtaunen, die ihm dennoch Gutmüthigkeit und Milde der Geſinnung bewahrte; und es wird begreiflich, daß ſelbſt Männer von ſtrengem Sinn, trotz ſeiner tiefen Verſunkenheit, mehr mitleidig als zürnend auf ihn ſahen. Auf ihn herabblickten, darf man ſagen; denn der beſſere Menſch blickt auf den gemeinen herab, wenn dieſer auch den Thron ſelbſt durch ſeine Laſter entweihte.

Mit ſolchen Gefühlen eines mißbilligenden Mitleids betrachteten ihn beſonders der Herzog von St. Simon, und der würdige Agueſſeau. Dieſen letzten ernannte der Regent nach Voiſin's Tode zum Kanzler, und mit Recht äußerte das Publicum lebhafte Freude über dieſe Wahl. Schon im ein und zwanzigſten Jahre war er der Stolz der Franzöſiſchen Gerichtshöfe, und zeigte durch ſein Beyſpiel, wie edel und wichtig das Amt eines Generaladvokaten ſey. Seine Beredſamkeit, ſein begeiſterter Eifer für Wahrheit und Recht waren ſo ausgezeichnet, daß einer der berühmteſten Männer in ſeinem Fach, Denys Talon, der ihn gehört, ohne Rückhalt ſagte: „Ich möchte endigen, wie dieſer junge Mann anfängt.“ — Agueſſeau liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, und wußte mit äſthetiſchem Sinn durch ihren Einfluß ſeinen Vortrag zu verſchönern und zu beleben. Seine Rede, ſein Blick, ſeine Haltung, alles an ihm verrieth den Frieden des redlichen Mannes. Er war ein frommer Sohn, ein guter Gatte, ein ſorgſamer Vater, ein treuer Freund, und hatte das Glück in ſeinen nächſten Umgebungen Gemüther zu finden, die ihm ähnlich waren. — Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, an dieſem Hofe einen, wenn auch kleinen, Kreis anzutreffen, wie der, den Agueſſeau's Freunde um ihn bildeten.

In näherer Verbindung, als er, ſtand der Herzog von St. Simon mit dem Regenten; und mit Recht fragt man, was eine ſolche Annäherung zwiſchen zwey Männern von ſo verſchiedener Geſinnung habe veranlaſſen können. Sie gingen von entgegengeſetzten Extremen aus; der eine von finſtrer Strenge, der andre von zügelloſer Ausgelaſſenheit. Dies aber war ihr Vereinigungspunkt: der Regent gab

ſich das Anſehn, die Menſchen im Allgemeinen zu verachten; und der Herzog von St. Simon war der feinſte, tiefblickendſte, unermüdetſte Ausſpäher aller Laſter, und ſelbſt aller Lächerlichkeiten. Er hatte, in politiſchen wie in religiöſen Dingen, Anſichten eines Sekten- und Partheygeiſtes, durch die ſeine Fähigkeit zu haſſen nur allzuſehr geſchärft ward. Selbſt Canillac's cauſtiſches Phlegma war weniger bitter, als St. Simon's entſchiedene Menſchenfeindlichkeit. Der Regent und ſein ganzer Hof hatten, mit ihm verglichen, einen nur mäßigen Haß gegen die Heuchler der letzten Regierung. Er zog ſich häufig in die Einſamkeit von la Trappe zurück, und verließ den Ort, wo Leidenſchaft und Eitelkeit zu Nichts hätten verſchwinden ſollen, immer geneigter zu bitterm Tadel, und immer eingenommener von der Wichtigkeit ſeiner Herzogs- und Pairswürde. Die Irreligioſität des Regenten griff er nicht mehr an; ſie ſchien ihm unvertilgbar tief gewurzelt; er beſchränkte ſich auf das Streben, ihn in den Schranken des Anſtandes zu erhalten. Seine Freundſchaft für ihn war treu, freymüthig und zuverläſſig; ſein Tadel, wenn er ernſtliche Punkte betraf, erregte zuweilen etwas der Beſchämung Aehnliches in des Regenten Seele, und dieſer ſuchte ihm durch die Verſicherung zu entgehen, daß er unheilbar ſey. Trotz ſeiner rauhen Freymüthigkeit, ſeiner hartnäckigen Vorurtheile, und ſeines eigenſinnigen Beharrens bey einmal angenommenen Syſtemen, hielt St. Simon ſich für einen großen Politiker. Der Regent war es mehr als er, und hütete ſich wohl, es zu ſcheinen; er ward durch keine Meinungen, kein Vorurtheil, ſagen wir mehr, durch keine Art des Glaubens gehemmt. So hin-

terging er denn alle ſeine Vertrauten, ohne ihnen jedoch untreu zu ſeyn; den Herzog von St. Simon aber öfter, als alle andre. Und dieſer erklärte ihn für ſchwach und wankelmüthig, um nicht eingeſtehen zu müſſen, daß er von ihm hintergangen werde.

Sehr eifrig benutzte der Herzog die Gunſt, in welcher er bey dem Regenten ſtand, um ihn zu noch größerer Demüthigung der legitimirten Prinzen zu bewegen. Schon hatten die Prinzen von ächter Geburt dem minorennen König eine Bittſchrift, um Widerrufung der Edikte Ludwigs, eingereicht, welche ſeine unehelichen Söhne für Prinzen von Geblüt, und der Thronfolge fähig, erklärten. Itzt erhoben ſich auch die Herzoge und Pairs, unter Anführung des Herzogs von St. Simon, gegen ein anderes Edikt, in welchem den legitimirten Prinzen der Vorrang vor ihnen gegeben ward. Mit Erſtaunen ſah man unter denen, welche dieſe Anordnung aufgehoben wiſſen wollten, die Marſchälle von Villeroi und Villars, die ſonſt den Willen des verſtorbnen Königs als heilig zu verehren ſchienen. — Beyde Forderungen wurden nach langem Zögern bewilligt; der Regent gab die Entſcheidung, und in feyerlicher Verſammlung ward ſie als Beſchluß des Königs bekannt gemacht. Nichts als die äußere Ehre, die ihrem ehemaligen Range gebührte, ward den legitimirten Prinzen gelaſſen; und auch dieſe nur „wegen des langen Beſitzthums."

Dieſe neuen Demüthigungen brachten endlich die Bitterkeit zu thätigem Ausbruch, mit welcher die Herzogin von Maine das bisherige Verfahren des Regenten gegen ihren Gemahl angeſehen hatte. Sie wagte es, gegen ihren

Schwager eine Verſchwörung einzuleiten, und knüpfte Verbindungen mit dem ſpaniſchen Geſandten, der ihr Beyſtand verſprach, ſo wie mit mehreren Großen des Reichs an. Unter dieſen gehörte der Graf von Laval, der Cardinal von Polignac, und der junge Herzog von Richelieu zu den Ausgezeichnetſten. Laval hatte alle Thätigkeit, Kühnheit und Energie, deren es bedarf, um eine Verſchwörung zu leiten. Sein Rangſtolz machte ihn zum feindlichſten Gegner der Herzoge und Pairs; und er haßte den Regenten mit unverſöhnlicher Bitterkeit, weil dieſer ihre Anſprüche zu begünſtigen ſchien. Kein Mittel, ihn zu ſtürzen, hielt er für unwürdig oder ſtrafbar; und man ſagt, daß zwey und zwanzig Obriſten ſich verpflichtet hatten, den Herzog von Orleans aus der Mitte des Heers zu entführen, welches dieſer an der Spaniſchen Gränze zu commandiren gedachte. Laval hatte gewünſcht, den Regenten in Paris ſelbſt aufzuheben, und ſo den Streich auf eine nähere und leichtere Art zu führen. Auch würden die nächtlichen Streifereyen, die der Prinz oft in Begleitung weniger, und, gleich ihm ſelbſt, betrunkener Freunde oder Diener unternahm, Mittel genug geboten haben, ihn in eine Schlinge zu locken. Allein die Herzogin von Maine fand alle Vorſchläge Lavals zu gewaltſam oder zu gefährlich. — Der Cardinal von Polignac hatte Ludwig dem Vierzehnten in Unterhandlungen bedeutende Dienſte geleiſtet. Sein Geiſt trat lebhaft und glänzend hervor; ſein Charakter aber war ſchüchtern und bedenklich. Er benahm ſich bey einer Verſchwörung mit diplomatiſcher Vorſicht, verfaßte Memoiren, entwarf Manifeſte, erfand Chiffern, und

dachte nicht daran zu handeln, oder andre zu raſchem Handeln anzuſpornen. — In dem jungen Herzog von Richelieu, dem Liebling aller Damen des Hofes, hatte die Herzogin von Maine einen zweyten Fiesko zu finden gehofft. Er war erſt 22 Jahr alt, und die ſeltne Anmuth ſeines Weſens, ſein anerkannt ritterlicher Muth, ſeine Gewandtheit in jeder körperlichen Uebung mußten überall an einem Hofe, der nur durch Genuß und Eitelkeit belebt ward, Neid oder Wetteifer erwecken. Der verſtorbene König hatte ihn hie und da mit verdienter Strenge behandelt, aber dennoch aufrichtigen Antheil an ihm und ſeiner Beförderung genommen; und er gedachte deſſen mit ſo vieler Dankbarkeit, als es in einer zum Egoismus geneigten Seele Raum finden kann. Der Regent hingegen zeigte wenig Achtung für ſeine Geiſtesanlagen, und übereilte ſich nicht, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen. Der Herzog von Richelieu fand es beleidigend, daß weder ſein Name, noch ſeine vielen und glänzenden Liebensabentheuer, noch der Anſchein von Kühnheit, den er ſich in allen ſeinen Unternehmungen zu geben wußte, ihn zu den erſten Staatsämtern erhoben hatten. Die Frauen begriffen noch weniger, wie die Regierung ihn vernachläſſigen könne. Einige reizten ihn zur Rache auf, und er trat den Damen zu Liebe der Verſchwörung bey. Mademoiſelle von Valois, die jüngere Tochter des Regenten, liebte ihn leidenſchaftlich; und die Herzogin von Maine hoffte, daß dies Verhältniß den Verſchworenen ſogar den Pallaſt ihres Schwagers werde öffnen können. Sie vernachläſſigte nichts, den Herzog von Richelieu zu gewinnen, und ließ ihm durch den Spani-

ſchen Miniſter, Cardinal Alberoni, den ſchmeichelhafteſten Brief ſchreiben. Die Eitelkeit des jungen Herzogs berauſchte ſich im Lobe eines Staatsmannes, der ſeinen Groß-onkel zum Muſter genommen zu haben ſchien. Er verſprach, den Spaniern die Stadt Bayonne zu öffnen, wo ſein Regiment in Garniſon lag, und bot ſeine Mitwirkung an, einige der ſüdlichen Provinzen zum Aufſtand zu bringen. Allein was er auch verſprechen, und wie viel man von ihm erwarten mochte: er war bey weitem zu ſehr durch Liebesverhältniſſe, beſonders durch ſeinen Roman mit Mademoiſelle von Valois beſchäftigt, um jemals als Mitglied einer Verſchwörung bedeutend zu werden.

Ueberhaupt war das Glück den heimlichen Planen der Herzogin von Maine eben ſo wenig günſtig, als ehemals den offenbarern ihres Gemahls. Dieſe ſcheiterten durch Sorgloſigkeit; jene wurden durch allzuangelegentliche Sorge verrathen, und zwar auf folgende Weiſe:

Auf Verlangen des Miniſters Alberoni ſchickte ihm der Spaniſche Geſandte am Franzöſiſchen Hofe mehrere in Paris redigirte Briefe und Manifeſte, welche zu Madrid in dem Augenblick bekannt gemacht werden ſollten, wo die Verſchwörung ausbrechen würde. Den gefährlichen Auftrag, dieſe Papiere zu überbringen, erhielt der Abbé Porto-Carrero. Dicht vor Poitiers warf ſein Wagen um, und er zeigte ſich ſo auffallend beſorgt für ſeinen Mantelſack, daß er ſogar ſein Leben wagte, um ihn zu retten. Dies erregte Verdacht, der Mantelſack ward unterſucht, man fand die Briefe, und durch ſie erfuhr der Regent

Alles, was gegen ihn im Werke war; *) jedoch erſt nach einiger Verzögerung. Es war nämlich Abend, als ihm die Anzeige der wichtigen Entdeckung gemacht werden ſollte; und er hatte ſich nach gewohnter Art eingeſchloſſen, um auf ſeine Weiſe die Zeit der Erholung zu genießen. „Auf morgen die Geſchäfte!“ war ſeine Antwort, als man ihn dringend zu ſprechen verlangte; und ſo erfuhr er das, was ihn ſo nahe und ernſtlich anging, wirklich erſt am andern Tage.

Die Geſchichte, die ihn von ſo manchen Seiten mit ſtrenger Rüge verfolgt, iſt ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er bey'm Leſen jener Papiere, in denen jede Zeile die erbitterndſten Entwürfe wider ihn verrieth, nur milden und würdigen Gefühlen Raum gab. Nie hatte er weniger leidenſchaftlich, und in edlerem Ton geſprochen, als da er dem Regentſchaftsrath von dieſem Complott Bericht erſtattete, welches den Bürgerkrieg und den Krieg mit dem Auslande für Frankreich herbey rief. Der Rath forderte Verhaftung des Spaniſchen Geſandten. Der Abbé Porto-Carrero hatte dieſem, ſobald er ſich ſeines Mantelſacks beraubt ſah, einen Eilboten mit der Aufforderung geſchickt, die übrigen gefährlichen Papiere zu verbrennen. Allein der Geſandte glaubte ſich durch das Völkerrecht geſchützt, welches er ſelbſt zuerſt verletzt hatte, und fürchtete deshalb keine Nachforſchungen. Auch ſchien er Anfangs in

*) So erzählen Einige; nach Anderen ward das Geheimniß durch die prahleriſche, wichtig heimliche Weiſe entdeckt, wie der Sekretär des Geſandten, welcher die Briefe abgeſchrieben, ſich über ſie geäußert hatte. Dubois erfuhr davon, und ließ den Abbé in Poitiers verhaften.

hohem Grade beleidigt, als Dübois mit dem Staatsſekretär le Blanc erſchien, um ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen; doch änderte er den Ton, als er deutliche Beweiſe ſeiner Schuld in den Händen der Gegner ſah, und zeigte itzt nur eine verächtliche Gleichgültigkeit.

Mehrere in dieſe Sache verwickelte Edelleute wurden noch am nämlichen Tage verhaftet. Gegen die Herzogin von Maine und ihre Familie mit Strenge zu verfahren, zögerte indeß der Regent, bis er gewiſſermaßen durch die allgemeine Stimme dazu aufgefordert ward. Erſt am 29. Dec. *) ward der Herzog von Maine zu Sceaux gefangen genommen, und nach dem Schloſſe Dourlens, in der Picardie, geführt. Am nämlichen Tage verhaftete man die Herzogin zu Paris; ein Hauptmann von der Leibgarde führte ſie nach Dijon, wo ſie unter der Obhut ihres Neffen, des Herzogs von Bourbon, gelaſſen ward, welcher Gouverneur der Bourgogne war.

Aller Frauen Herz ward bewegt, als ſie erfuhren, auch der Herzog von Richelieu ſey ein Gefangener; und zwey hohe Rivalinnen, die ſeine Huldigung theilten, Mademoiſelle von Valois, die Tochter des Regenten, und Mademoiſelle von Charolais, die Schweſter des Herzogs von Bourbon, vereinigten ſich zugleich angelegentlicher Verwendung für ihn. Sie zitterten vor dem Tone, in welchem der Regent von ihm geſprochen hatte. „Ich habe Beweiſe gegen den Herzog von Richelieu in Händen“, ſagte er, „die ihm vier Köpfe koſten könnten, wenn er ſie hätte.“ Indeſſen ließ er ſich bald durch die Bitten ſeiner

*) Am 8. Dec. ward die Verſchwörung entdeckt.

Tochter erweichen, und erlaubte ihr, den Herzog in der Baſtille zu beſuchen und zu tröſten; oder wollte wenigſtens dieſe ziemlich unvorſichtig unternommenen Beſuche nicht beachten. Seit lange ſchon wünſchte er, daß Mademoiſelle von Valois ſich dem Herzog von Modena vermählen möge; allein ſie hatte ſich nicht entſchließen können, Frankreich zu verlaſſen. Itzt willigte ſie in dieſe Heyrath, um dadurch die Freyheit eines Mannes zu erkaufen, der treulos genug geweſen war, einer Verſchwörung gegen ihren eigenen Vater beyzutreten.

Der Regent war von Natur zur Milde geneigt; doch lag es ihm auch dringend am Herzen, itzt endlich den Franzoſen klare Beweiſe einer beſſern Geſinnung zu geben, als man ihm ehemals zugetraut hatte. Ward angezeigt, daß ein Gefangener krank ſey, ſo ließ er ihn faſt mit Beyſtand überhäufen. Kein Einziger der Verſchworenen ward hart behandelt; er ſprach von Mehreren der Eingezogenen mit Achtung, und lobte die, welche nur durch Treue gegen ihre Freunde in die Sache verwickelt waren. So hatte der Chevalier dü Mesnil, ohne ſelbſt Antheil an der Verſchwörung zu nehmen, Papiere aufbewahrt, die ſich auf ſie bezogen, und die ihm von einem Andern anvertraut waren. Er ward in die Baſtille geführt; und kaum erfuhr dies ein gewiſſer Marquis dü Mesnil, als er eilig erſchien, dem Regenten zu erklären, der Gefangene gehöre nicht zu ſeiner Familie. „Deſto ſchlimmer für Sie, er iſt ein ſehr braver Mann,“ antwortete der Prinz, und wandte ihm verächtlich den Rücken.

St. Simon hatte zu viel Strenge der Geſinnung, um dies überraſchend milde Verfahren des Regenten zu billi-

in das Complott verwickelt hatte; einige Wenige ausgenommen, die ihr perſönlich ergeben waren. Von mehreren ihrer Verbündeten ſprach ſie ſogar mit einer Verachtung, die beſonders in dem Augenblick höchſt unpaſſend war, wo ſie ſelbſt ſie unwürdiger Weiſe verrieth. Auch lenkte ſie die Achtſamkeit der Regierung auf die Bretagne, und nannte mehrere Edelleute dieſer Provinz, welche mit ihr und der Spaniſchen Regierung in Einverſtändniſſe getreten waren. Wirklich begann die Flamme des Aufruhrs in der Bretagne auszubrechen, welche von jenen Edelleuten angefacht worden war; und eine Spaniſche Flotte zeigte ſich, um, der Verabredung gemäß, zu Port Louis Truppen auszuſchiffen: doch wagte ſie keine Unternehmung, weil ſchon durch ein ſtarkes Truppencorps die Rebellen zerſtreut, und die Küſten beſetzt waren. — Gegen die erwähnten Edelleute, die faſt mit den Waffen in der Hand gefangen genommen waren, fand der Regent einige Strenge nöthig. Viere von ihnen wurden enthauptet; ſechszehn andre mußten die nämliche Strafe in Effigie leiden. Er hätte ſeine Verfolgungen noch bey weitem mehr ausdehnen können; aber aus Furcht, in eine lange Reihe von Grauſamkeiten verwickelt zu werden, verbrannte er eine Liſte, die das Verzeichniß einer großen Anzahl von Strafbaren enthielt, und verkündigte eine allgemeine Amniſtie in Beziehung auf die Vorfälle in der Bretagne. Als die dortigen Unterſuchungen beendigt waren, befand ſich die Herzogin von Maine, mit ihrer ganzen Familie, und allen aus gleicher Urſache verhaftet Geweſenen, ſchon ſeit mehreren Monaten wieder in voller Freyheit. Der Regent wußte mit Zuverläſſigkeit, er habe die nicht mehr zu fürchten, deren Geheimniſſe ſeine

Schwägerin verrathen hatte. Es war von dieſer letzten ſo Vieles auf Koſten des Stolzes, und ſelbſt der Ehre, geſchehen, daß ier Rache genug für alle Unternehmungen ihres Haſſes darin fand. Das Blut derer, die zu Nantes unter dem Beil des Henkers ſtarben, zeugte wider ſie, und mußte ſie bis in die Gärten von Sceaux verfolgen, nach denen ſie mit aller Schwäche der Verwöhnung geſeufzt hatte. Der Regent ließ die Erklärung, welche ihre Begnadigung zur Folge hatte, im offnen Rathe vorleſen. Man ſagt, er habe verſprochen, ihr dieſe Demüthigung zu erſparen; allein er wollte das Mittel nicht aufgeben, zwiſchen der Herzogin von Maine und allen Unzufriedenen eine unüberſteigliche Scheidewand zu errichten.

Faſt dieſe ganze Sache war verhandelt, ohne daß des Herzogs von Maine dabey erwähnt ward. Mit mehr als chriſtlicher Ergebung beugte dieſer ſich unter ſein Mißgeſchick, und hörte nicht auf, den um Gnade anzuflehen, deſſen gefährlicher Nebenbuhler er einſt geweſen war. Er betete, faſtete, und erfüllte alle religiöſe Pflichten mit größerer Strenge, als jemals. Als die Erklärung ſeiner Gemahlin bekannt ward, ſprach er von dem Complott mit ſolchem Abſcheu, daß er ſich durch das Uebermaß ſeiner Betheurungen lächerlich machte. Der Regent that eine Zeitlang, als glaube er ihm, um die Unterhaltung zu verlängern, die er in der Erbärmlichkeit ſeines Schwagers fand. Er hatte ihm erlaubt, nach Sceaux zu ſeiner Gemahlin zurückzukehren; doch hütete der Herzog ſich wohl, dieſe Erlaubniß zu benutzen, und wählte Clagny, ein anderes ſeiner Schlöſſer, zum Aufenthalt. Mehrmals erbot er ſich, auf völlige Scheidung von der Herzogin anzutragen; der Regent ach-

tete es nicht der Mühe werth, ihn bey'm Wort zu halten. Die Mutter der Herzogin übernahm es, das Ehepaar zu verſöhnen, und dies gelang ihr in wenigen Tagen, obgleich ſie verſicherte, es ſey eine höchſt ſchwierige Aufgabe geweſen. Der Herzog trat gegen ſeine Gemahlin in die ehemals von ihm gewählte Rolle ſchüchterner Unterwürfigkeit zurück, und beyde entſagten allen Planen des Ehrgeizes; doch hinderte den Herzog eine lange, ſchmerzhafte Krankheit, die ihn bald nachher befiel, die Ruhe zu genießen, der er zurückgegeben war, und für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Er ward mit jedem Tage zurückhaltender, einſylbiger und ſtrenger, und ließ Alles dahin ſchwinden, was ihm, zur Bewundrung Ludwigs des Vierzehnten und der Frau von Maintenon, an leichter Anmuth des Geiſtes ſo ſehr zu Gebote geſtanden hatte. Seine Gemahlin ſuchte ihn zu tröſten, und fand im Studium der Wiſſenſchaften und in geiſtreichem Umgang Entſchädigung für ihre getäuſchten Hoffnungen. Sie beſchützte die Schriftſteller und Gelehrten; und dieſe beſchützten ſie wieder gegen die bittern Erinnerungen des Publikums.

Frau von Maintenon ſtarb, ehe ihr Zögling aus der gefährlichen Lage erlöſ't ward, in welche ſeine Gemahlin ihn verwickelt hatte. Man behauptet, der Kummer über alle Unannehmlichkeiten, die ihn trafen, und beſonders über ſeine Verhaftung, habe die ſchon vom Alter gebeugte Matrone in's Grab geſtürzt. Es ward wenig von ihrem Tode geſprochen, und nichts über ihre letzten Augenblicke aufbewahrt. Haß, Neid, Gunſt und Schmeicheley, Alles war für ſie erloſchen. Die Stille, die friedlichen Geſetze von St. Cyr paßten ſo vollkommen für ſie, daß alles Frühere

nur noch ein Traum zu ſeyn ſchien. Sie war Allen, die ſich in ihrem Urtheil durch ſie leiten ließen, eine treue und liebevolle Freundin geweſen; Fenelon, Racine und der Cardinal von Noailles aber wurden nach einander von ihr verlaſſen, und ſie bemühte ſich, Fehler an ihnen aufzufinden, um nicht eingeſtehen zu müſſen, daß ſie den ächten Muth der Freundſchaft nicht kenne. Man hatte ſie, in den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten, nicht ohne Stolz bemerken hören, es ſey Mode geworden, fromm zu ſeyn; die Regentſchaft konnte ſie lehren, wie lange eine Mode, und die von ihr erzeugte Frömmigkeit währt. — Drey Monate nach ihr ſtarb die Herzogin von Berry, kaum vier und zwanzig Jahre alt, an den Folgen unvorſichtiger Erkältung. Ihre Lebensweiſe, die jedem beſſern Gefühl Trotz zu bieten ſchien, hatte das empörendſte Bild einer entweihten Jugend gegeben, wie die letzten Jahre der Frau von Maintenon den milden Frieden eines ehrwürdigen, von der Erde und ihren Schattenbildern ſchon faſt geſchiedenen, Alters auf die gewinnendſte Weiſe darſtellten.

Charade. Er an Sie.

Das Ganze blühte in beſcheidnem Scheine,
Mit ſüßem Duft im kühlen, düſtern Haine;
Dort hab' ich liebend, Theure! dir's gepflückt,
Weil es, wie dich, der Unſchuld Zauber ſchmückt.

O! riefen doch der letzten Feyertöne,
Mich bald an deiner Seite, holde Schöne!
Zum Traualtare, daß des Prieſters Hand
Uns ewig eine mit dem ſchönſten Band!

Dann lachte ich des hadernden Geſchickes,
Beym Anſchaun deines reinen Engelblickes;
In deinem Arme, warm geliebt von dir,
Würd' auch der Winter zu der erſten mir.

Amalia Lindenmeyer.

Die Auflöſung im folgenden Bändchen.

Gleichniß.

(Bey Leſung einer Stelle in Tieck's Phantaſus.)

Wie ſich Natur im Haine,
In Wieſengrün und farb'gen Blumen mahlet,
So, von Aurorens gold'nem Scheine
In blauer Aetherluft umſtrahlet,
Prangt Poeſie auf dem ſmaragd'nen Hügel,
Und ſchwingt herab die leichten Zephyrflügel.
Drum mahlt ein Dichter ſie in dem Vergleiche
Mit jenem holden Blüthenreiche.

Es ſteht der hohe Park in grüner Nacht
Mit labyrinth'ſchen Gängen, ordnungslos
Anſcheinend, aber die Natur mit Kunſt
Sinnreich vermählend; friſcher Raſen haucht
Mit Blüthen Duft, und Silberquellen rings
Durchſchlängeln, während auf die Blumen fällt
Ein Zauberlicht, den heilig-ernſten Hain.
So iſt des großen Britten *) Dichtung: hier
Betrachtung und der edle Flammenſchwung
Der Phantaſie, vereint mit Herzenstiefe
Und Forſchergeiſt, dort leichtes Spiel und Scherz,
In bunter Miſchung und beſonnen doch
Mit hoher Kunſt geordnet, daß Gefühl
Und Geiſt er mit ſich reißt in Allgewalt.

Schön geregelt alle Gänge,
Weingeländer, Blumenbeete,
Bäum' in Reihen wohlgeordnet,
Aber alles üppig blühend
In des Südens Feuerfarbe:
Alſo künſtlich ſteht der Garten. —
In des Kaſtilianer's **) Dichtung
Iſt mit feinem Takt berechnet
Was ſich ſchicken ſoll und fügen.
Aber herrlich auf der Bühne
Strahlen Ehre, Lieb' und Glaube,
Edler Ritter, holder Frauen
Hochſinn, Glut und Zartgefühle;
Und es ſpendet Phantaſia
Ihren roſenfarb'nen Zauber
Aus der Feen Wunderlande,
Und beleuchtet Au'n und Meer.

*) Shakespeare. **) Calderon.

Karl Geib.

Ju⸗Kiao⸗Li,
oder
die beyden Muhmen.
Ein Chineſiſcher Roman.

(Fortſetzung.)

Eilftes Kapitel.
Zu viel Eifer macht, daß man dem, was man ſucht, den Rücken wendet.

Vergebens wird bewacht die ſchöne Blume
Im unzugänglich⸗ſtillen Aufenthalt.
Nichts heilig iſt der wilden Flamme, die
Ein holder Gegenſtand erregt: dem Sturm
Und Regen ſteht die zarte Lilie blos,
Und ihre dufterfüllte Knoſp' umſchwärmt
Der bunte Schmetterling und auch die Weſpe.
Doch traut an keinem Orte je zu viel!
Geziemt ein unbeſcheidner Leichtſinn wohl
Dem wahren Dichtergeiſt? — Der Eigennutz
Leiht dem, der noch unglücklich liebt, ein Ohr;
Doch einiges verlorene Gezweig
Umdunkelt nicht den Glanz der höher'n Gabe. —

Sſe Yeoute war ſehr verdrießlich, daß zwiſchen Sſe Yeoupe und Fräulein Pe ein Verhältniß beſtand, und er nahm ſich vor, in dieſer Sache geſchäftig zu ſeyn. Am folgenden Morgen, als beyde aufgeſtanden waren und ihr

Frühſtück genommen hatten, gab Sſe Yeoute Befehl, daß man den nöthigen Reiſevorrath bereit halte, und langte aus eigner Bewegung zwanzig Unzen Silber *) hervor, die er Se Yeoupe mit den Worten anbot: „Hier iſt eine kleine Summe für Deine Reiſekoſten. Nimm ſie, mein Bruder, aber vor allen Dingen geh' und komme wieder in Eile! Du haſt keinen Augenblick zu verlieren. Der edle Herr Pe iſt nicht ſehr biegſam. Ich fürchte, daß ſogar, wenn er ein Vorhaben gefaßt, ſeine Tochter kaum mehr im Stande ſeyn würde, über ſich zu verfügen." — „Deine Hülfe und Deine Meinung ſind mir gleich ſchätzbar", antwortete Sſe Yeoupe; „ſie verbinden mich zu unendlicher Dankbarkeit. Wenn ich an Hof komme, werde ich mich dort nur ſo lange aufhalten, bis ich das Schreiben des edlen Herrn Gou empfangen, und kehre dann ſogleich, Tag und Nacht reiſend, zurück. Gelingt mein Vorhaben, dann, lieber Freund, bin ich es allein Deinem Edelmuth ſchuldig." —

Nach dieſen Worten befahl er Siaohi, das Gepäck zu nehmen, und erhob ſich. Sſe Yeoute ließ auch einen Diener kommen, und ſprach zu ihm: „Der edle Herr Sſe kennt nicht wohl die Straßen in dieſer Gegend. Du führſt ihn bis zur Mündung des Fluſſes, und kommſt nicht eher zurück, als bis Du ihn haſt hinüberſetzen ſehen." —

Als der Diener dieſe Weiſung erhalten, nahm Sſe Yeoupe Abſchied, ſtieg auf ſein Pferd, und ſchlug eilends den Weg nach der Hauptſtadt ein. —

Es iſt nun zu wiſſen nöthig, daß der Doctor Gou, ſobald er das Dekret, welches ihn an den Hof beſchied, em-

*) Ohngefähr 150 Franken Franz. Geldes.

pfangen, einen günſtigen Tag zur Abreiſe wählte. Aber im Augenblick, da er die Stadt verließ, fühlte er ſich ſehr unwohl während eines Abſchiedmahls, das ihm der Präfekt geben ließ. Er hatte den Magen erkältet, und da ſich eine ſchwere Krankheit offenbarte, mußte man ihn in ſeine Wohnung zurückbringen, um ihn zu verpflegen. Hier ward er über *einen* Monat zurückgehalten, und fing erſt um die Zeit, von der jetzt die Rede iſt, ſich wieder zu erholen an. Sſe Yeoute hatte dieſen Umſtand in der Stadt vernommen, und da er fürchtete, Sſe Yeoupe möchte ihn auch erfahren, wenn er mit ſeiner Bitte zu dem Doctor Gou käme, und ihm dadurch alle Hülfsmittel, deren er ſich bedienen wollte, entziehen, hatte er ſein Hiſtörchen darnach eingerichtet, und lieh nur Sſe Yeoupe die 20 Unzen Silber, um ihn anzutreiben, daß er ſich unmittelbar nach der Hauptſtadt begäbe. So konnte er während dieſer unfruchtbaren Reiſe, die ihm freyes Feld ließ, die beſchloſſene Unternehmung ausführen. —

Der Schlechte lacht, bis daß er einen Schlechten,
Wie er, gefunden hat, und ſchelmiſch treibt
Ein Spiel er mit des biedern Mannes Unſchuld.
Jedoch wer weiß, ob nicht der Himmel bald
Noch einen Schlimmern weckt, der ſeinen Ränken
Zum Heil der Unſchuld and're Wendung gibt. —

Sſe Yeoute war alſo ſehr vergnügt, den Sſe Yeoupe zu einer Reiſe nach Norden bewogen zu haben. „Ich hatte ſelbſt“, ſagte er, „meine Blicke nach dem Fräulein Pe gerichtet; aber ich ſah kein Mittel des Erfolgs. Kaum konnte ich mir einbilden, daß ſich ſogar heute noch ein ſo günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände darböte. Hier kann man

wohl ſagen: Der Himmel fügt ſich dem Verlangen der Menſchen"! —

Ohne Zeitverluſt verſah er ſich mit einer bey großen Ceremonieen üblichen Karte, und ging nach der Stadt, um dem Doctor Gou einen Beſuch zu machen. Bey der Ankunft an deſſen Pforte beauftragte er zuerſt einen Diener, zu dem Thürhüter hinein zu gehen, und ihm vor der Viſitenkarte ein kleines Packet mit fünf Silberlingen *) zu überreichen, wobey er ihm ſagen ſollte: „Herr Sſe, mein Gebieter, wünſcht Euern edlen Herrn zu ſehen; wollt Ihr Euch die Mühe geben, ihm denſelben zu melden"? —

Auf dieſes Begehren antwortete der Thürhüter: „Der edle Herr, mein Gebieter, hat ſich erſt von einer Krankheit erholt; er ſieht noch Niemand bey ſich; und ich fürchte, daß er noch nicht im Stande iſt, Beſuch zu empfangen." — „Wir richten uns nach dem, was Euerm Herrn zu entſcheiden beliebt", verſetzte der Diener; „dies iſt nur eine Botſchaft, die Ihr ihm zu überbringen Euch bemühen wollt." —

Als der Thürhüter das kleine Packet empfangen hatte, und ſah, daß von einer Ceremonieenkarte die Rede war, weigerte er ſich nicht länger, und ſagte: „Ich werde Euern Auftrag meinem Gebieter ausrichten. Bittet den Herrn, in den Saal zu treten und unterdeſſen Platz zu nehmen." Der Diener brachte Sſe Yeoute dieſe Antwort zurück, und erſuchte ihn, ſeinen Hauptſchmuck zu ändern, um in den Saal zu treten. Hierauf nahm er die üblichen Geſchenke, und legte ſie am Fuß der Treppe nieder. Der Thürhüter

*) 3 Franken, 70 Centimes.

trug die beyden Karten zu ſeinem Herrn in einen Saal des Hintergebäudes. —

Der Doctor Gou, der zu geneſen begann, fing wieder an aufzuſtehen. Er befand ſich gerade in einem Pavillon am Ende des Gartens, wo er die friſche Luft athmete und ſich nun zu ſtärken ſuchte. Er wartete nur auf ſeine gänzliche Wiederherſtellung, um ſich an den Hof zu begeben. Als man ihm die zwey Karten brachte, warf er zuerſt die Augen auf die, welche den Namen des Beſuchenden enthielt, und las darauf die Worte: „Ihr ſehr verpflichteter Schüler Sſe Yeoute bietet Ihnen ſeinen Reſpect und ſeine Grüße.“ Sodann nahm er die Ceremonieen-Karte, und ſah auf der Liſte der Geſchenke Stoffe, Urnen, elfenbeinerne Täfelchen, Kleider-Garnituren, und andere ähnliche Dinge, die ſich auf den Werth von hundert Unzen Silber *) beliefen. „Der junge Menſch gehört nicht zu meinen Bekannten“, ſprach er bey ſich ſelbſt. „Er muß einen beſondern Grund haben, daß er ſo plötzlich hieher kommt und mir ein ſo großes Merkmal ſeiner Höflichkeit darlegt.“ — Hierauf wandte er ſich an den Diener, und ertheilte ihm ſeine Befehle in folgenden Worten: „Sage dem Herrn Sſe, daß ich erſt von einer Krankheit erſtehe, und noch nicht die Pflichten der Urbanität erfüllen und Beſuche annehmen kann; daß, weil er mir die Ehre ſeines Beſuchs erzeigen will, er mir ohne Zweifel einige Nachrichten zu geben hat; daß, wenn nicht von einer ſehr eiligen Angelegenheit die Rede iſt, er mich ein andermal ſehen könne; daß aber, im Fall die Sache dringend ſey, ihn

*) 741 Franken.

nichts hindere, mir ſolche mit lauter Stimme ſagen zu laſſen. Was ſeine Geſchenke betrifft, ſo kann ich mir nicht erlauben, ſie anzunehmen, und laſſe ihm daher die Kiſte wieder zuſtellen.“ —

Der Thürhüter ging mit dieſem Beſcheid, und ertheilte ihn Sſe Yeoute von Wort zu Wort. Als dieſer ihn empfangen, erwiederte er: „Iſt dem ſo, dann ſagt Euerm Herrn, daß ſein Schüler gekommen ſey, um mit ihm wegen einer Heyrathsangelegenheit zu ſprechen, die meinen jüngern Bruder Sſe Yeoupe betrifft, und die noch manchen Hinderniſſen unterworfen iſt, welche eine perſönliche Unterredung beſeitigen würde; daß, weil er heute keine Beſuche empfangen kann, ich allerdings ein andermal wiederkommen muß, daß er aber in Bezug auf jene Kleinigkeit deren wohl annehmen wird. — Gebt Euch die Mühe, noch dieſe wenigen Worte Euerem Gebieter zu ſagen.“ —

Der Thürhüter ging wieder hinein zum Doctor Gou. Als dieſer von Sſe Yeoupe und von einer Heyrathsangelegenheit ſprechen hörte, ſagte er ſogleich: „Frage ihn, ob es derjenige Sſe Yeoupe iſt, welcher ohnlängſt bey der unter dem Vorſitze des Examinators Li gehaltenen Prüfung den erſten Platz gewann.“ — Der Thürhüter ging, und kam wieder mit der Antwort: „Es iſt der nämliche.“ — „In dieſem Fall“, ſagte Gou, „bitte den Herrn Sſe, hieher in den Garten zu mir zu kommen.“ —

Der Thürhüter eilte zu jenem, und ſprach: „Mein Gebieter erſucht den Herrn, ſich am Ende des Gartens bey ihm einzufinden. „Darauf führte er Sſe Yeoute durch die große Thüre in den hintern Garten. Hier bat

er ihn, in einen Saal zu treten und ſich niederzulaſſen. Bald nachher erſchien der Doctor Gou, auf den Arm eines kleinen Dieners geſtützt. Als Sſe Yeoute ihn erblickte, trug er geſchwind einen Armſtuhl an das obere Ende des Saals, und ſprach: „Ehrwürdiger und vortrefflicher Meiſter, ich bitte, geruhen Sie Platz zu nehmen, damit Ihr Schüler Ihnen ſeinen Reſpect bezeigen kann.“ — „Ich war ſehr unwohl“, erwiederte Gou, „und kann noch keine Beſchwerden ertragen. Wenn Sie ſich ſtrenge an die üblichen Ceremonieen halten, ſo erzeigen Sie mir keine wahre Gefälligkeit. Es iſt alſo beſſer, wir beſchränken uns auf den einfachen Gruß.“ *) — „Mein ehrwürdiger Meiſter“, antwortete Sſe Yeoute, „wenn Sie es ſo befehlen, werde ich mir keinen Ungehorſam erlauben; aber es wird von meiner Seite ein Mangel an Reſpect und ein bedeutender Fehler ſeyn.“ — Hiermit grüßte er auf die verlangte Weiſe. Gou nöthigte ihn, ſein

*) Dieſe Art ſich über den Gruß zu verſtehen, erinnert ein wenig an den Herr Jourdain (in Molière's bürgerlichem Edelmann), welcher verlangt, daß man bey der dritten Verbeugung den Fuß zurückſetze. Aber in China ſind die erſten Höflichkeitsbezeigungen unter Leuten von Welt und Erziehung ziemlich angreifend, ſo daß jeder, der ſich in den Geſundheitsumſtänden des Doctors Gou befindet, wünſchen muß, derſelben überhoben zu ſeyn. Es muß ſich nämlich einer neben dem andern, aufrecht ſtehend oder gar auf den Knieen liegend, halten, und ſich dreymal neigen, welches mehr oder weniger tief, nach der Achtung, die man bezeigen, und nach der Urbanität, die man erproben will, geſchieht. Der einfache Gruß, um welchen der Doctor ſeinen Gaſt bittet, beſteht darin, daß man die Hände auf der Bruſt kreuzt und mit einer zugleich ernſten und verbindlichen Miene ein wenig den Kopf bewegt.

Stadtkleid abzulegen; hierauf nahmen beyde mit den herkömmlichen Complimenten Platz. *)

Nachdem der Thee aufgetragen war, wandte ſich der Doctor an ſeinen Gaſt mit der Frage: „Derjenige, von dem Sie eben ſprachen, und der den Beynamen Yeoupe führt, iſt alſo Ihr jüngerer Bruder“? — „Wir ſind nicht aus demſelben mütterlichen Geblüte; aber er iſt mir verwandt und mein jüngerer Bruder“, antwortete Sſe Yeoute. „Er iſt ein hochmüthiger und übel erzogener junger Menſch, der die Welt nicht kennt. Dadurch, daß er ſich gegen die Beweiſe von Güte, welche Sie, ehrwürdiger Meiſter, zwey, dreymal auf ihn herabfallen ließen, empörte, hat er ſeine Pforte der Sünde geöffnet. Als darauf der geehrte Examinator ihn zu ſtrafen geruhte, war dies nichts anders, als die Frucht ſeiner Werke. Und dennoch wollten Sie ſeine Lage nicht verſchlimmern, und Ihr Mitleid hat ihm ſogar Beyſtand geleiſtet. Hierdurch haben Sie ſich unendliche Dankbarkeit und Verpflichtungen erworben. Sie löſchten ſeitdem alle Spuren ſeiner Erniedrigung aus; ſchon wollte er ſein Haupt an Ihrer Schwelle in den Staub legen **); aber da er den Muth nicht hat, ſo komme ich heute an ſeiner Stelle, und bitte um Genehmigung ſeiner Entſchuldigungen.“ — „Es gab einen Augenblick“, verſetzte der Doctor, „wo ich für einen ſchwachen Kürbisſtengel die Stütze eines weiſen Mannes wünſchte. Ich hatte nicht überlegt, daß die Jugend Ihres Herrn Bru-

*) Das heißt, indem jeder den andern durch Stimme und Geberden einlud, zuerſt Platz zu nehmen, und ihn dadurch geſchickter Weiſe an Höflichkeit zu übertreffen ſuchte.

**) Wörtlich: in den Koth.

ders, ſein ausgezeichnetes Talent, und ſeine großen Hoffnungen, nicht zu einem Hauſe paßten, das nur die Mauern hat. Ich entdeckte mit Vergnügen an ihm eben ſo liebenswürdige als ehrenvolle Eigenſchaften, und deswegen hatte ich an ihn gedacht. Ich allein beging den Fehler; was konnte Ihr Herr Bruder verſchuldet haben? Aber ich bitte, ſagen Sie mir doch, in welcher Abſicht haben Sie heute wieder das Wort Heyrath erwähnt“? — „Mein Bruder“, war die Antwort, „hatte damals Augenblicke von Verblendung und Stumpfſinn. Aber ſchon lange bereut er es, und iſt ſehr betrübt, daß er ſich ſelbſt den Weg zum Himmel verſchloſſen hat. Seitdem er, mein erlauchter Meiſter, Ihre Güte kennen gelernt, dieſe Güte, welche hoch wie der Himmel, und tief wie die Erde iſt, hat er von neuem das Verlangen gefaßt, am Fuße der Mauer Ihres Hauſes Wurzel zu ſchlagen, und da er neulich ſagen hörte, daß Ihre Fräulein Tochter, nach der Entſcheidung des Schickſals, ihre Stimme mit dem Geſange des Phönix *) vereinet hat, fand ſeine Lebensbahn kein Ziel mehr. So in ſeinen Wünſchen getäuſcht, kam ihm der Gedanke, ſie auf einen andern Gegenſtand zu richten. Er vernahm, daß Seine Excellenz der Intendant der öffentlichen Schriften, der edle Herr Pe, Ihr Verwandter, eine Tochter habe, Ihre Nichte, deren Alter und Geſtalt ſich gegenſeitige Reize verleihen; er hatte alſo die Verwegenheit, zu denken, daß, wenn er dieſen neuen Baumſtamm zur Stütze erhalten könnte, er nicht den Vortheil verloren hätte, die

*) Im chineſiſchen bedeuten die Worte: dem Schickſale des Phönix beytreten, daß ein Mädchen einen Gatten annahm.

ein Pfand der Erinnerung anzunehmen. — „Ich ſollte“, erwiederte Gou, „keine ſo große Beweiſe Ihrer Höflichkeit empfangen; aber weil mir Ihre Geſinnung ſo freundlich erſcheint, will ich, obwohl mit Erröthen, nur eine oder zwey dieſer Sachen annehmen.“ Er traf ſodann aus vier Gattungen die Wahl. Sſe Yeoute erneuerte zwar ſeine inſtändige Bitte; allein der Doctor nahm ſchlechterdings nicht mehr. —

Als man den Thee wieder gebracht hatte, ſtand Sſe Yeoute auf. „Ich falle Ihnen beſchwerlich“, ſagte er, „und ſchade Ihrer Geneſung. Ich entferne mich alſo. Erlauben Sie jedoch, daß ich ein andermal wiederkomme, um Ihnen meinen Reſpect zu bezeigen und Ihre Befehle zu erbitten.“ — „Ich ſollte Sie verweilen und noch Ihre Unterhaltung genießen“, erwiederte Gou; „aber Sie entſchuldigen mich wegen meiner Geſundheitsumſtände. Auf ein andermal werde ich die Ehre haben, Sie zum Mittageſſen bey mir einzuladen.“ Hiemit geleitete er ſeinen Gaſt zurück. Er ſelber ſchmeichelte ſich, daß die guten Geſinnungen, welche er ſchon vorher gehabt, nicht ohne Wirkung blieben, und empfand darüber große Zufriedenheit.

Als Sſe Yeoute wieder zu Hauſe war, wünſchte er ſich Glück, und freute ſich innerlich. „Das iſt“, ſprach er, „eine Sache, die von ſich ſelbſt geht. Könnte ich nur noch in Beſitz eines Briefs kommen, dann ſollte die wichtige Frage bald entſchieden ſeyn.“

Nach einigen Tagen erſchien ein Bote des Doctors Gou mit zwey Einladungskarten. „Mein Gebieter“, ſagte dieſer Mann, „erſucht die beyden Herren Sſe, um die

Mittagsſtunde in ſeinem Garten mit ihm zu ſpeiſen." — „Euer Gebieter iſt ſehr gütig", antwortete Sſe Yeoute ſchnell. „Ich werde nicht ermangeln, ſeiner Einladung zu folgen; aber mein jüngerer Bruder iſt auf dem Land, um ſich von ſeinen Studien zu erholen; es iſt weit von hier, und ich fürchte, daß er nicht kommen kann." —

Der Bote ging wieder weg, und Sſe Yeoute kam, als es Zeit war, zum Mittageſſen. Der Doctor Gou empfing ihn, und ſagte nach den herkömmlichen Grüßen: „Es wäre noch beſſer, wenn wir auch Ihren Bruder haben könnten." — „Seitdem mein Bruder", war die Antwort, „ſich gegen Sie vergangen hat, zog er ſich auf das Land zurück, wo die häuslichen Sorgen ihn allein beſchäftigen. Jetzo, da er ſo viele Beweiſe Ihrer Edelmuth empfing, hindert ihn noch die Scham, in der Stadt zu erſcheinen und mit ſeinen Freunden Umgang zu pflegen. Wenn er aber durch Ihre Gewogenheit zu dem erſehnten Bunde gelangt, dann wird ihm dies ein ſchöner Anlaß ſeyn, ſich ſeiner Pflicht gegen Sie zu entledigen." — „Talentvolle Leute haben ihre Eigenheiten", ſagte Gou; „aber ſie flößen ſelbſt darin, wo ſie ſich von andern Menſchen entfernen, Achtung ein." —

Man trug das Eſſen auf. Der Doctor und ſein Gaſt ſetzten ſich zu Tiſche, und unterhielten ſich während des Mahls, das bis zum Anbruch der Nacht dauerte. Als Sſe Yeoute wegzugehen geſonnen war, überreichte ihm Gou einen Brief mit den Worten: „Es wäre ſchicklich, daß ich Ihnen bey Ihrem Beſuche Geſellſchaft leiſtete; aber die Befehle Seiner Majeſtät ſind ſehr beſtimmt. Ich muß morgen oder übermorgen unter Wegs ſeyn. Dieſer Brief

erſetzt Ihnen die Stelle meiner Gegenwart. Wenn mein Verwandter ihn geleſen hat, ſo habe ich allen Grund zu glauben, daß er Ihren Wünſchen nichts entgegenſtellt. Warten Sie auf einen günſtigen Augenblick, um denſelben an ihn zu beſtellen." — „Allen Hinderniſſen zum Trotze", rief Sſe Yeoute, „wird der Jaspis doch zu ſeiner Vollendung gebracht! Ehrwürdiger Meiſter, es gibt keine Worte, um Ihre Güte auszuſprechen. Mein Bruder, dem ich eine ſo gute Nachricht bringe, ſollte die Schwelle Ihrer Pforte mit ſeiner Stirne berühren." Hiemit empfing er den Brief, und entfernte ſich, nachdem er ſeinem Wirth noch drey- oder viermal gedankt hatte.

Einige Tage darauf begab ſich der Doctor Gou, der ſeine Kräfte erneut und ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt fühlte, auf den Weg nach der Hauptſtadt. —

Als Sſe Yeoute ſich im Beſitz des Briefes ſah, verließ er noch am nämlichen Abend die Stadt, und eilte nach Hauſe. Hier entfaltete er ganz ſachte dieſes Schreiben, und las, wie folgt:

„Gou Koueï, Ihr gehorſamer Verwandter, hat die Ehre, ſeinem Schwager, dem achtungswerthen edlen Herrn Pe, ſeinen Reſpect zu bezeigen, indem er dieſen Brief vor ſeinen Stuhl legt. — Unmittelbar nach unſerer Trennung hatte ich den Kopf meines Pferdes nach Norden gewandt. Aber als ich die Stadt verließ, ward durch einen unvermutheten Zufall meine Geſundheit zerrüttet. Ein plötzliches Uebel kam über meinen Magen, und dieſe alleinige Unpäßlichkeit ſchuf mir mehr als eine Gefahr. Mit Rührung empfing ich die verſchiedenen Botſchaften, welche Sie mir zu ſenden geruhten, und die

mir den höchſten Grad Ihrer innigen Freundſchaft, gleich dem Bunde des Fleiſches und der Knochen, bewieſen. Jetzt bin ich wieder glücklich hergeſtellt, und muß mich in Eile nach Hof begeben. Ich ſprach ſchon mit Ihnen über die Verheyrathung meiner Nichte an einen jungen Mann, Namens Sſe, dem ich begegnete, und deſſen gründliches Verdienſt und glänzende Eigenſchaften einen vollendeten Eidam gewähren könnten. — Seit langer Zeit war mein Vorſatz auf ihn gerichtet. Ich ließ zwey- oder dreymal durch eine Unterhändlerin mit ihm reden; aber er, der einen feſten und etwas hartnäckigen Charakter beſitzt, verweigerte meine Vorſchläge, welches mir vielen Verdruß bereitete. Es iſt, mein lieber Schwager, der nämliche junge Mann, von dem ich Ihnen bey unſerer letzten Zuſammenkunft ſprach. Jetzt aber hat er plötzlich ſeine Weigerung bereut und ſich von ſelbſt mit den inſtändigſten Bitten an mich gewandt. Ich empfand darüber eine unausſprechliche Freude, und der Gegenſtand dieſes Schreibens iſt, indem ich den Stiel der Axt ergreife, Ihnen dieſen Mann für das öſtliche Lager *) vorzuſtellen. Sie haben, mein lieber Schwager, lange über die Wahl eines Gatten Ihren ungemeinen Scharfſinn geübt. Wenn Sie meine Worte Ihres Vertrauens nicht unwerth achten, und dieſen in Ihr Haus **) einführen, ſo hat der Pavillon des Phönix ***) nie ein übereinſtimmenderes Paar geſehen. Eine unter ſo glücklichen Einflüſſen gebildete Fa-

*) D. h. um Ihr Eidam zu werden.

**) Wörtlich: hinter Ihre Vorhänge.

***) Das hochzeitliche Lager.

milie wird mächtig zum Troſt Ihres Alters ſowohl, als zur Glückſeligkeit Ihrer Tochter, beytragen. — Da ich genöthigt bin, mich ohne den geringſten Verzug auf den Weg zu begeben, ſo bitte ich um Entſchuldigung, daß ich mich für jetzt auf das gegenwärtige beſondere Sendſchreiben beſchränke.“

Als Sſe Yeoute dieſen Brief geleſen, las er ihn nochmals, und bemerkte, daß darin nur der junge Sſe genannt, und nicht auch ſein Beyname Yeoupe angeführt war. Sehr froh über dieſe Entdeckung, ſprach er bey ſich ſelbſt: „Ich hatte Anfangs nur auf ein Mittel gedacht, mich des Namens Sſe Yeoupe zu bemächtigen; da aber dieſer Brief hierüber keine Erklärung gibt, warum ſollte ich mich nicht unter meinem eigenen Namen vorſtellen? Erkennt mich dann Jemand, ſo entſteht keine böſe Folge daraus. Zudem geht der Doctor Gou an Hof. Iſt er einmal entfernt, wer kann mir die Spitze bieten? Habe ich in der Sache Glück und es kommt zum Abſchluß, ſo mag man immer die Wahrheit erkennen! Ich fürchte dann nicht, daß man auf dieſen Handel zurückkomme.“ —

So in ſeinem Projekt entſchieden, verſchloß er wieder ſorgfältig den Brief, und ſuchte ihn in ſeinen vorigen Stand zu ſetzen. Sodann ließ er eine große Menge von Geſchenken bereit halten, kleidete ſich, nachdem er einen günſtigen Tag gewählt, in ein Ceremonieengewand, und nahm ſehr viele Diener zum Gefolge mit. Hierauf ſchlug er, mit hochgetragenem Kopf und freyer Miene, den Weg nach Kinchi ein. —

Um beſſer die Manieren eines Mannes von Lebensart nachzuahmen, ſtieg er vom Pferd, ehe er an der Pforte

des edlen Herrn Pe angelangt war, und bat Jemand aus dem Dorfe um Erlaubniß, einen Augenblick bey ihm zu verweilen. — Unterdeſſen ſchickte er einen Diener mit dem Briefe des Doctors Gou und mit einer ſeiner Viſitenkarten ab, und befahl ihm, ſie Toung, dem Thürhüter des edlen Herrn Pe, zuzuſtellen.

Als der Thürhüter ein Schreiben des Doctors Gou erblickte, trug er es ohne Zeitverluſt zu ſeinem Gebieter. Der edle Herr Pe unterhielt ſich gerade mit Tchangfanjou in dem Pavillon der ländlichen Träume. Man fragt vielleicht, wie es kam, daß Tchangfanjou nach dem, was ſich zugetragen, noch in dem Hauſe war, da Yanſou von Sſe Yeoupe alles erfahren und ihrer jungen Gebieterin entdeckt hatte? Aber man muß wiſſen, daß am Tage, wo der edle Herr Pe den Statthalter Yang im Gartenſaale zu Tiſche behalten, die Geſellſchaft ſich damit vergnügte, auf die angenehmen Gegenſtände, womit ſie umgeben war, Verſe zu machen. Der glücklichſte Zufall hatte Tchangfanjou, ohne daß er vorher daran dachte, begünſtigt. Während Sſe Yeouve's Beſuch hatte die aufgeregte Phantaſie deſſelben, wenn er im Garten ſpazieren ging, ihn zu verſchiedenen Dichtungen begeiſtert, welche er aus Unachtſamkeit bey Tchangfanjou zurückließ. Dieſer aber plünderte ſolche, und wußte ſie am genannten Tage recht bequem anzuwenden. Der edle Herr Pe hatte keinen Gedanken an dergleichen Schelmenſtreiche. Jedes der Gedichte, die ihm nach einander vorgelegt wurden, erhielt von ihm neues Lob, und er ließ ſie auf der Stelle ſeiner Tochter übergeben, um ihr damit ein Vergnügen zu machen. Als Houngiu ſah, daß die

poetiſchen Talente Tchangfanjou's ſich auch nach Sſe Yeoupe's Abreiſe noch hervorthaten, ſchöpfte ſie einigen Verdacht; allein ſie wagte nicht, es ſelbſt ihrem Vater zu ſagen. So war Tchangfanjou, Kraft der neuen Probe ſeines Talents, in der Stellung geblieben, die er zuvor hatte, und alles ſchien noch ſeine Wünſche zu begünſtigen. —

Der edle Herr Pe war alſo im Geſpräche mit Tchangfanjou, als man ihm den Brief ſeines Schwagers, des edlen Herrn Gou, überbrachte. Pe öffnete ihn, und als er bey'm erſten Blick ſah, wovon die Rede war, fühlte er ſich eben ſo überraſcht als vergnügt; doch wollte er ſich vor Tchangfanjou nicht ausſprechen, und verſchloß den Brief in ſeinen Aermel. Hierauf nahm er die Beſuchskarte, und las folgendes: Ihr ſehr gehorſamer und ſehr unterthäniger Schüler und Diener Sſe Yeoute hat die Ehre, Ihnen ſeinen Reſpect zu bezeigen.

Pe ſtand ſogleich auf, und ſprach zu Tchangfanjou: „Mein Verwandter Gou empfiehlt mir einen ſeiner Schüler; er iſt ſchon hier; ich muß ihn alſo nothwendig empfangen.“ — „Das verſteht ſich von ſelbſt“, erwiederte Tchangfanjou, empfahl ſich, und kehrte in ſein Gemach hinter dem Garten zurück. Pe ging nach dem Vorhauſe, und beauftragte Jemand, den edlen Herrn Sſe einzuladen, daß er zu ihm hereintrete. Sſe Yeoute wechſelte Gewand und Mütze, und kam zu Fuße an Pe's Wohnung. Dieſer richtete vom Saale herab die Augen auf ihn, um zu ſehen, was es für ein Mann wäre. Was ihm auffiel, war:

„Das Neue und Geſuchte ſeiner Kleidung und ſeines Hauptſchmucks. Sein Gang war edel und ungezwungen. Er hatte etwas Corpulenz, eine ſchöne Geſtalt, und eine vortheilhafte Geſichtsbildung, aber mehr das Anſehn eines reichen Mannes, als das eines Mannes von Talent. Die Geſichtsfarbe war weiß und die Naſe roth; die ganze Figur ſchien von Wein und guter Mahlzeit belebt zu ſeyn. Man hätte ihn für einen wohlbegüterten Edelmann, und nicht für einen Bittſteller, gehalten. Seine Kleider, mit Gold und Jaspis überladen, zogen die Blicke auf ſich; das lange Gewand war vorn und hinten in Falten gelegt. Sein ganzes Verdienſt beſtand in dieſem ſchönen Aeuſſern.“ —

Wie Sſe Yeoute in den Saal trat, überreichte er Pe die Ceremonieenkarte, und wollte ihm den völligen Gruß geben. Pe weigerte ſich zwey bis dreymal; doch gab er am Ende nach, verlangte aber, daß Sſe Yeoute vor der Verbeugung ſein ſtädtiſches Kleid ablege. Nach den Grüßen nahm man mit ähnlichen Complimenten Platz, und als beyde ſaßen, eröffnete Pe zuerſt die Unterhaltung, und ſprach: „Schon längſt hat mein Verwandter Gou mir Ihr ſeltenes Verdienſt gerühmt und mir eine aufrichtige Achtung für Sie eingeflößt. Heute, da eine begünſtigte Pflanze ihre glücklichen Einflüſſe unter meinem Dache verbreitet, belebt von neuem ein ſüßer Troſt meine durch das Alter erſtarrten Gefühle.“ —

Sſe Yeoute antwortete ſchnell mit einer Verbeugung: „Ich bin nur ein armer Student, der noch wenig vorgerückt iſt und bisher nur ſchwache Fortſchritte gemacht hat. Ich beſitze keine Fähigkeit, und mein Talent iſt von

der geringſten Stufe. Aber der edle Herr Gou hat mich der Ehre ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und unter ſeinem Schirm habe ich die Verwegenheit, mich in dem Hauſe eines herrlichen Edelmanns vorzuſtellen, der mir wie der geheiligte Berg und wie die Geſtirne am Nordpol iſt. Ich demüthige meine Gedanken, indem ich meine Blicke erhebe. Nichts gleicht meiner Verwirrung und Beſchämung." — „Ich bin nur ein von Jahren geſchwächter Greis", erwiederte Pe; „aber das günſtige Geſchick läßt mich noch in Ihnen einen Mann in der Blüthe des Alters finden, der dem Jaspis und den Edelſteinen gleicht." Darauf fragte er ſeinen Gaſt, welches der Ort ſeiner Wohnung ſey, und ob die väterliche Eſche und die Goldlilie *) in blühendem Stande wären. — „Ich hatte das Unglück, meinen Vater zu verlieren", antwortete Sſe Yeoute. „Es blieb mir nur meine Mutter, die Wittwe iſt. Meine Wohnung liegt 17 bis 18 Meilen von hier, an einem Orte, den man Matchun nennt." — „Ach! Sie wohnen ſo nahe bey uns"! erwiederte Pe; „mein Alter iſt Schuld, daß ich wenig in der Welt erſcheine; aber ich bin darum nicht minder tief gerührt von dem Glanze eines Spiegels, der ſo rein wie das Eis iſt."

Während ſie ſo ſprachen, ward von den Dienern der Thee gebracht; ſodann ſtand Sſe Yeoute auf, und bereitete ſich zum Weggehen. — „Da Sie", ſagte Pe,

*) Die Eſche, ein Baum, der ſehr lange dauert, bezeichnet im dichteriſchen Sinn den Vater desjenigen, mit dem man ſpricht, ſo wie unter der Goldlilie die Mutter verſtanden iſt. Es heißt ihn mit andern Worten fragen: Ob die Urheber ſeiner Tage ſich wohl befänden.

„ſich die Mühe gaben, mir von ſo weit her einen Beſuch abzuſtatten, ſollte ich Ihnen eine kleine Mahlzeit anbieten; weil aber unſer freundſchaftliches Verhältniß erſt anfängt, ſo wage ich nicht, mich auf eine Art gegen Sie zu benehmen, welche der Höflichkeit ſo wenig angemeſſen iſt. Erlauben Sie alſo, daß ich einen glücklichern Augenblick wähle, um von Ihnen dieſe Ehre zu erbitten.“ — „Die Gunſt, womit Sie mich überhäufen“, antwortete Sſe Yeoute, „geht ſchon über die Gränzen aller meiner Hoffnungen. Welches Uebermaß von Ehrgeiz müßte mir eigen ſeyn, wenn ich noch ein Mehreres verlangen wollte?“ Hiemit machte er eine Verbeugung und nahm Abſchied. Pe geleitete ihn bis außerhalb der großen Pforte, und nach wiederholten Höflichkeitsbezeigungen trennten ſich beyde. Die Diener boten die Geſchenke an, womit ſie beladen waren. Pe bezeichnete deren von ſechs Gattungen, welche er annahm; alles übrige ward wieder zurückgetragen. Die ausnehmende Achtung, welche Pe ihm bezeigt, ließ Sſe Yeoute keinen Zweifel, daß ſeine Sache in gutem Gange ſey, und dieſer Gedanke machte ihn ſehr vergnügt. —

Kaum hatte Pe wieder ſein inneres Gemach betreten, als ſeine Tochter zu ihm kam. „Welche Beſuche hatteſt Du heute, mein Vater“? fragte ſie mit Neugierde. — „Heute“, antwortete Pe, „hatte ich keinen andern Beſuch, als den eines jungen Mannes, mit Namen Sſe, der mit einem Empfehlungsſchreiben Deines Oheims kam, um Dich zur Ehe zu begehren.“ Hiemit holte er den Brief des Doctors Gou, und gab ihn ſeiner Tochter. Dieſe nahm ihn, und erkannte, als ſie die Augen darauf warf,

den Namen Sſe. Sie war darüber entzückt, weil ſie nicht zweifelte, daß es Sſe Yeoupe ſey, und ihre Freude ward noch dadurch vermehrt, daß ihr Oheim dieſen nämlichen Sſe Yeoupe ſchon vorher für ſie gewählt hatte. Dieſen Gedanken hegend, fragte ſie abſichtlich: „Und wie iſt der Beyname dieſes jungen Mannes? Hat er auch wirklich ſo gute Eigenſchaften, wie mein Oheim ſagt?“ — „Sein Beyname“, erwiederte Pe, „iſt Yeoute. Es iſt der nämliche, von dem Dein Oheim mir vor einiger Zeit ſprach, und der den erſten Platz bey der Prüfung erhalten hat, ein talent- und verdienſtvoller junger Mann. Er rühmt mir ihn noch ſehr in ſeinem heutigen Briefe. Erſt vor einem Augenblick habe ich dieſen Mann geſehen. Sein Aeuſſeres iſt ziemlich vortheilhaft, und ſeiner Unterhaltung fehlt das Angenehme nicht. Ob er aber ein großes Verdienſt hat, deſſen bin ich noch nicht recht verſichert.“ —

Houngiu's Geiſt war, als ihr Vater den Sſe Yeoute nannte, ganz mit dem Namen Sſe Yeoupe beſchäftigt. Sie nahm daher einen für den andern, und ſchöpfte darin nicht den mindeſten Verdacht. Aber ein wenig betroffen über das, was ihr Vater hinzugefügt, daß er nämlich noch nicht recht verſichert ſey, ob der junge Sſe Verdienſt habe, ſprach ſie: „Wenn mein Oheim dieſen jungen Mann für Deine Tochter gewählt, ſo hat er ſich nicht im Zwiſchenraume vom Morgen bis zum Abend entſchieden. Er muß etwas Empfehlenswerthes an ihm gefunden haben. Wie kommt es, mein Vater, daß Du und mein Oheim hierin nicht gleicher Meinung ſind.“ — „Ich habe ihn heute nur einen Augenblick geſehen“, antwortete

Pe. Es iſt leicht möglich, daß ich ihn nicht durchaus erforſcht habe. Ich werde ihn jedoch an irgend einem andern Tage zu Tiſch einladen und auf das genaueſte prüfen. Es bleibt hier nur etwas zu bedenken, daß nämlich jener Herr Tchang noch hier iſt, und ich weiß wahrlich nicht, wozu ich mich ſeinethalben entſchließen ſoll.“ — „Es muß kein Vorzug ſtatt finden“, erwiederte Houngiu; „in Deinen Augen, mein Vater, ſollen nur Talent und Annehmlichkeit die Wahl entſcheiden.“ — „Was die Figur anlangt“, ſagte Pe, „ſo ſcheint mir der junge Sſe, obſchon er nicht vollkommen den Kleinodien einer Krone gleichen mag, den Tchang zu übertreffen. Iſt aber die Rede vom Talent, ſo hat der junge Tchang mehrere Gedichte verfertigt, die mir ein großes Vergnügen ſchufen. Sſe hat für ſich nur die Empfehlung Deines Oheims. Ich habe ihn noch nicht auf die Probe geſtellt, und darum bin ich noch in Ungewißheit.“ —

Houngiu, in Betrachtungen vertieft, dachte bey ſich ſelbſt, daß Sſe und Tchang ſo weit von einander verſchieden wären, als der Himmel von dem Abgrunde. Wie kam es, daß ihr Vater, der wegen ſeiner Menſchenkenntniß ſo berühmt war, einen ſolchen Irrthum begehen konnte? Er mußte wahrlich in dieſem Moment eine Art von Staar auf den Augen haben. Er brauchte ja nur die beyden jungen Leute zuſammen zu ſtellen, um ſelbſt den Jaspis vom Kieſelſteine zu unterſcheiden. Sie wandte ſich alſo wieder an Pe mit den Worten: „Die Gewäſſer des King und des Weï vermiſchen ſich nicht miteinander, und das Weiße kann nicht für das Schwarze genommen werden. Wenn Dich, mein Vater, einiger Zweifel zurückhält,

was hindert, daß man die beyden Freier in dem nämlichen Gemache vereint, und daß man ſie durch die Wahl eines Stoffs, den Du ihnen zu behandeln gibſt, einer Prüfung unterwirft? Hierdurch erkennſt Du nicht allein, wer von beyden Verdienſt hat, und wer es nicht beſitzt, ſondern keiner hat auch, wenn Du ſodann einen verabſchiedeſt und dem andern den Vorzug einräumſt, Urſache ſich zu beklagen." — „Du haſt vollkommen Recht", antwortete Pe. „Morgen ſende ich dem jungen Sſe eine Einladung; zugleich erſuche ich den jungen Tchang, mir Geſellſchaft zu leiſten, und wähle in der nämlichen Stunde einen etwas ſchwierigen Stoff zur Dichtung, womit ich ſie prüfe. Auf dieſe Art müſſen wir endlich erfahren, auf welcher Seite die Stärke oder die Schwäche ſey." —

Wenn Wind und Regen ſich erhebt, entflieh'n
Zugleich dem Sturm die Schwalben und die Falken.
Verkündete ſein Reich der Frühling nicht
Durch junges Laubgeſproß, ſo täuſchte noch
Das Moos durch grüner Farbe Schmuck die Augen.

Wir laſſen den Vater und die Tochter ſich miteinander berathſchlagen. Tchangfanjou ſtand, wie man weiß, in innigem Verkehr mit Pe's Dienerſchaft. Den Tag darauf, als Sſe Yeoute ſeinen Heyrathsantrag gemacht, wurde Tchangfanjou ſogleich von einem aus dem Hauſe davon benachrichtigt. Er war ganz beſtürzt, und fragte: „Wer iſt dieſer Menſch?" — Der Ueberbringer antwortete, es wäre ein Baccalaureus aus dem Collegium von Kinling, Namens Sſe Yeoute. Als Tchangfanjou dieſes hörte, gab er, durch die Aehnlichkeit der Ausſprache getäuſcht, nicht auf den Buchſtaben acht, und hatte keinen Zweifel, daß es Sſe Yeoupe

wäre. „Der Narr“! ſprach er bey ſich ſelbſt; „ich fragte mich noch, warum er ohne Abſchied von mir weggereiſ't wäre, und ſiehe da! es geſchah, um den Doctor Gou aufzuſuchen und ihn zu bitten, daß er ſein Vermittler ſeyn und zu ſeinen Gunſten ſchreiben wolle. Muß der eine ſchon abgeſchloſſene Sache zerſtören? Wie verhaßt iſt er mir! Und zudem bin ich, der ich mich in einer Heyraths-abſicht hier niedergelaſſen habe, nur als Gaſt und unter einem andern Vorwand aufgenommen, und er kommt daher, und macht öffentlich und ohne Umſchweif ſeinen förmlichen Antrag. Wenn man uns zuſammenſtellt, kann ich nicht über ihn triumphiren. An Geſtalt bin ich ihm nicht überlegen, und was weiter meine Verſe auf die Frühlingsweiden und mein Lied auf den rothblühenden Birnbaum betrifft, ſo hat er ſie verfertigt. Unterhält ſich Pe nur eine Stunde mit ihm, dann entdeckt er alles; man wird ſeinen Antrag bewilligen, und ich bin, troß allen Hülfsmitteln meines Geiſtes, zu Schanden gemacht. Damit die Sachen nach meinem Wunſche gehen, muß ich ſchlechterdings eine Liſt erſinnen, vermittelſt deren man ihn von der Thüre weiſ't.“ — Nach einiger Ueberlegung kam ihm plötzlich ein Gedanke. „Der junge Sſe“, ſprach er, „hat mir geſagt, daß der Doctor Gou ihm eine ſeiner Töchter vorgeſchlagen, daß er dieſelbe verweigert habe, und daß der Doctor darum ſehr aufgebracht gegen ihn ſey. Wie kommt es nun, daß er dieſen wählte, um über ſeine Heyrath zu unterhandeln? Es liegt etwas ganz Ungewöhnliches darin.“ —

Inmitten dieſer Zweifel ſah er den Thürhüter Tchoung-young kommen, der ihm ein Einladungsbillet brachte.

„Mein Gebieter“, ſagte er, „bittet Sie, mein Herr, morgen, nebſt dem jungen Herrn Sſe, der von Kinling angekommen iſt, mit ihm zu ſpeiſen.“ — „Ihr kommt gerade recht, mein Freund“, erwiederte Tchangfanjou. „Ich wollte Euch wirklich etwas fragen. Welches Geſchäft führt dieſen Herrn Sſe, der geſtern Euern Gebieter beſuchte, hieher“? — „Es iſt“, verſetzte der Thürhüter, „ein junger Mann, welchen der edle Herr Gou, der Oheim des Fräuleins, empfahl, damit ſie ihm zur Ehe gegeben werde.“ — „Und welche treffliche Eigenſchaften findet der Oheim Euerer Gebieterin an dieſem jungen Mann, um ihn auf ſolche Art zu empfehlen“? fragte jener. — „Das iſt“, war die Antwort, „eine Geſchichte, die ſehr weitläuftig zu erzählen wäre. Als mein Herr bey Hofe war, verlebte meine junge Gebieterin einige Zeit in dem Hauſe ihres edlen Herrn Oheims. Damals wollte dieſer, welcher wußte, daß der junge Sſe den erſten Platz bey der Prüfung erhalten, und der zudem, ich weiß nicht wo, ſchöne Verſe von ihm geſehen hatte, er ſolle das Fräulein heyrathen. Aber Herr Sſe weigerte ſich, wodurch die Sache fehlſchlug. Seit einiger Zeit hat er — warum, iſt mir unbekannt — ſeine Meinung geändert, und darum hat ihm der Oheim des Fräuleins einen Empfehlungsbrief gegeben, mit welchem er hieher gekommen iſt.“ — Tchangfanjou antwortete mit kaltlächelnder Miene: „Wenn es ſo ſteht, ſo war es nur zum eiteln Schein, daß Euer Herr und ſeine Tochter angekündet, ſie wollten einen Mann von Talent wählen. Man brauchte ja nur die Empfehlung irgend einer vornehmen Perſon für ſich zu haben.“ — „Was ſagen Sie da, mein Herr“?

verſetzte der Thürhüter. „Nur darum gibt mein Gebieter dem Herrn Sſe den Vorzug, weil er ein wahres Talent in ihm findet. Das iſt gar kein eitler Schein.“ — „Alter Freund“, erwiederte jener, „habt Ihr ſo ſtumpfe Augen? Ihr habt doch dieſen Menſchen geſehen. Es iſt der nämliche, der ohnlängſt mit mir ſeine Verſe auf die Frühlingsweiden überbrachte, womit Euer Herr und ſeine Tochter ſo wenig zufrieden waren, und die beyde nur beluſtigten.“ — „Der wäre es, Herr Tchang“? ſagte der Thürhüter. „O ich erinnere mich vollkommen gut desjenigen, welcher damals, wie Sie ſagen, mit Ihnen kam; es war ein ſehr wohlgeſtalteter Jüngling; aber Herr Sſe, von dem wir ſprechen, iſt, ohne beſonders alt zu ſeyn, ein ſtarker und kräftiger Mann. Es iſt wahrlich derſelbe nicht.“ — „Er iſt es nicht?“ rief Tchangfanjou ganz erſtaunt. „Wie kommt es denn, daß er ſich auch Sſe Yeoupe nennt“? — „Auf ſeinem Billet ſteht Sſe Yeoute“, antwortete der Thürhüter. — „Wie ſchreibt er ſeinen Beynamen“? fragte Tchangfanjou weiter. — „Es ſteht da“, war die Antwort, „yeou, welches haben, und te, welches Tugend bedeutet.“ — Als Tchangfanjou dieſe Erklärung hörte, rief er eben ſo freudig als überraſcht: „Das iſt doch höchſt ſonderbar! Wie? es gäbe alſo noch einen zweyten“? — „Mein Herr“, ſagte der Thürhüter, „Sie werden morgen bey ihm ſeyn, und erfahren, was daran iſt. Sie haben die Einladungskarte erhalten. Dieſe da muß ich noch dem Herrn Sſe überbringen.“ — Hiemit legte er die Karte nieder, und ging ab. —

Tchangfanjou war in Betrachtungen verſenkt.

„Wenn es nicht Sſe Yeoupe iſt“, ſagte er, „ſo ſtehe ich noch feſt auf meiner Fußſohle. Ich erinnere mich, daß der Doctor Gou denjenigen zum Schwiegerſohn verlangte, der den erſten Platz bey der Prüfung erhalten, und der junge Sſe hat mich verſichert, daß ihm dieſes Glück zu Theil geworden ſey. Wie konnte alſo der andere den Doctor auch um ein Empfehlungsſchreiben bitten? Steckt wohl nicht ein Betrug dahinter? Wenn ich ihn morgen ſehe, ſo werde ich ganz nach Bequemlichkeit ſeine Haltung beobachten; ich werde jedes ſeiner Worte genau prüfen, und hat er es auf einen Schelmenſtreich angelegt, dann ſoll er einige Mühe haben, feſtzuſtehen.“ — Dieſer Gedanke befriedigte ihn ein wenig. —

Unterdeſſen hatte ſich Toungyoung nach Sſe's Haus in Matchun begeben, um ihm die Einladungskarte zu überbringen. Sſe Yeoute nahm das Billet an, und behielt den Thürhüter zum Mittageſſen. „Werden morgen einige Gäſte bey Euch ſeyn?“ fragte er dieſen. — „Niemand, als der edle Herr Tchang, der in dem Schloſſe wohnt und meinem Herrn Geſellſchaft leiſtet“, war die Antwort. Sſe Yeoute wußte, wer Tchangfaniou war, und trieb ſeine Fragen nicht weiter. Als der Thürhüter zu Mittag gegeſſen und ſeinen Dank abgeſtattet, fügte er noch hinzu: „Mein Herr, ich bitte Sie, morgen ein wenig bey Zeit einzutreffen. Der Weg iſt lang, und Sie erſparen mir dadurch die Mühe des Wiederkommens.“ — „Es wäre mir ſehr leid“, erwiederte Sſe Yeoute, „Euch dieſe Mühe zu verurſachen. Seyd verſichert, ich komme bey Zeit“! —

Der Thürhüter ging, und Sſe Yeoute blieb zwiſchen

Zufriedenheit und Zweifeln getheilt. „Wann“, ſagte er, „dieſer Tchangfanjou ein Genius wäre, ſo könnte er meine Sache nicht durchſchauen. Und wie ſollte er ſich einbilden, daß ich alle Kenntniß von der ſeinigen habe? Zeigt er ſich widerſpenſtig, ſo werde ich ihn ganz entlarven, und es dahin bringen, daß er keinen Ort mehr hat, wo er ſich verbergen kann.“ —

Die Wirkungen dieſes Plans ſollten ſeyn, daß der eine den Schatz verfehlte, den er entdecken wollte, und daß dem andern dasjenige entriſſen würde, was er ſchon feſtzuhalten glaubte.

So oft ein Mann den Tiger fällen will,
Denkt auch der Tiger ſelbſt ihn zu verſchlingen;
Jedoch der Kampf des Krabben mit dem Raben
Der See dient zum Gewinn dem Fiſcher nur. —

Man wird im nächſten Kapitel erfahren, was ſich am folgenden Tag bey der Zuſammenkunft dieſer zwey Menſchen zutrug. —

Zwölftes Kapitel.

Die Thorheit in den letzten Zügen verräth ſich am Ort der Prüfung ſelbſt.

Ihr prahlt zu früh', und könnt doch Euern Muth
Durch nichts rechtfert'gen; allzu achtlos dünkt
Der Himmel, ſchwache Kämpfer, Euch zu ſeyn!
Für weniges Verſeh'n, das zum Gewinn
Euch ausſchlug, habt den Argwohn Ihr vergeſſen,
Ihn, deſſen Maſſ' unmerkbar ſchon ſich häuft.
Drangt Ihr auch ein, ſo ſtellt ſich Euern Wünſchen
Die feſte Mau'r entgegen: Harmonie
Naht unbewußt die Seelen ſchon einander,
Die einſt ein holdes Band umſchlingen ſoll.
Längſt hat des Weiſen Spruch die Kunſt gelehrt,
Den Menſchen zu erkennen: Seht worauf
Er ſich verläßt, und was ihn ruhig macht! —

Nachdem Pe am folgenden Tage alle Anſtalten für die Mahlzeit treffen laſſen, kam er gegen die Mittagsſtunde zu Tſchangfanjou, und erſuchte denſelben, ſich mit ihm nach dem Pavillon der ländlichen Träume zu begeben, um das Vergnügen der Unterhaltung zu genießen. Im Geſpräche fragte ihn Tſchangfanjou, ob Herr Sſe, der junge Mann, welcher den Tag zuvor von ſeinem Schwager, dem edlen Herrn Gou, ihm zugewieſen worden, ſchon ehemals mit dieſem in Verbindung geſtanden ſey, oder ob er ihn erſt neu kennen gelernt habe. — „Es iſt keine ſehr alte Bekanntſchaft“, antwortete Pe. „Als mein Schwager zum Tempel des Thals der Unſterblichen

ging, um ſich am Anblick der Pflaumenbäume in ihrer Blüthe zu erfreuen, ſah er an der Mauer Verſe dieſes jungen Mannes, die er ſehr anmuthig fand, und dies hat zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit erregt. In der Folge vernahm er, daß der edle Herr Li, Examinator des Collegiums, jenem bey der Prüfung den erſten Platz ertheilt habe, und daher entſtand ſein Gedanke, ihn mit meiner Tochter zu verheyrathen. Gegen alles Erwarten blieb der junge Menſch nur auf ſeiner eignen Idee, und ſchlug das Anerbieten meines Schwagers aus. Dies verdroß den letztern; er beklagte ſich bey dem edlen Herrn Li; und man nahm dem jungen Sſe den Platz, welchen er bey der Prüfung erhalten hatte. — Mein Schwager erzählte mir die ganze Geſchichte nach meiner Rückkehr in die Hauptſtadt. Aber ich gab nicht viel darauf acht, und hatte bald alles das aus dem Auge verloren. Ich weiß nicht, welche Wendung die Sache nahm; aber kürzlich erhielt ich einen Brief von meinem Schwager, welcher mir anzeigt, daß der junge Mann ſeine Meinung geändert, und mir ihn zum zweytenmal mit dringender Bitte empfiehlt. Geſtern ſah ich ihn; aber ich konnte mich in Zeit einer Stunde nicht von ſeinen trefflichen Eigenſchaften überzeugen, und es bleibt mir darüber noch viele Ungewißheit. Indeſſen erlaubt mir der Brief meines Schwagers keinen übeln Empfang, und darum habe ich ihn eingeladen, heute mit mir zu ſpeiſen. — Ich zähle, wenn ein Ruhepunkt der Mahlzeit eintritt, auf Ihr Talent, ſey es in Verſen oder in Proſa, damit er zu einer Antwort genöthigt werde. Wenn er kein wahres Verdienſt beſitzt, ſo wird mir dieſes bey meinem Schwager zur Entſchuldigung dienen.“ — „Iſt

dem ſo“, erwiederte Tchangfaniou, „dann können Sie, edler Herr, ſich mit eigenen Augen davon überzeugen, und haben keine neue Prüfung nöthig. Aber wie iſt der Beyname dieſes Herrn Sſe in dem Briefe Ihres edlen Herrn Anverwandten geſchrieben?“ — „Der Brief“, war die Antwort, „meldet ihn ganz einfach unter dem Namen des Herrn Sſe, ohne ſeinen Beynamen anzuzeigen. Aber auf ſeiner Viſitenkarte, die ich geſtern ſah, bemerkte ich, daß er ſich Sſe Yeoute nennt.“ — Tchangfaniou lachte, und ſchwieg. „Meiſter“, fragte Pe, „warum lachen Sie? Sollten Sie in Betreff des jungen Mannes etwas erfahren haben“? — Tchangfaniou fuhr fort zu lachen; dann ſprach er: „Mag ich etwas erfahren haben, oder nicht, ſo bitte ich Sie, edler Herr, mich nicht zu befragen; ich würde mir nicht erlauben, Ihnen etwas davon mitzutheilen. Dieſelben ſind ſcharfſichtig und erleuchtet; Sie brauchen nur den Glanz Ihres Geiſtes auf die Dinge zu werfen, ſo Ihre Aufmerkſamkeit erregen.“ — „Wir ſind freundſchaftlich verbunden“, ſagte Pe. „Warum ſollten Sie ſich nicht klar ausſprechen. Wenn Sie etwas zu ſagen haben, und doch ſchweigen, ſo hindert Sie eine fremde Rückſicht.“ — Tchangfaniou nahm ſeine gewöhnliche Miene wieder an. „Wie ſoll ich mich ausſprechen“? ſagte er. „Ich kann etwas gehört haben, ohne deſſen recht gewiß zu ſeyn. Bey'm Schweigen kommt mir die Furcht, daß irgend ein Irrthum eine wichtige Sache ſtören möchte, und bey'm Reden ſcheue ich den Vorwurf der Verläumdung. Dies allein hält mich zurück.“ — „Das Wahre und das Falſche bekämpfen ſich öffentlich“, ſagte Pe, „und es iſt hier keineswegs die Rede

von Verläumdung. Ich bitte, haben Sie die Güte, mir die Sache zu erklären.“ — „Weil Sie, edler Herr, ſo darauf dringen“, antwortete Tchangfangiou, „kann ich nicht umhin, Denſelben Genüge zu leiſten. Was ich hörte, iſt, daß der junge Sſe, welcher Ihnen von Ihrem edlen Herrn Anverwandten zugewieſen ward, wohl ein Sſe, aber nicht der nämliche, ſey.“ — „Ich beſinne mich eben auf den Vornamen“, ſagte Pe, „den mein Verwandter, als er mir von ihm ſprach, genannt hat. So viel mir erinnerlich iſt, war er allerdings Yeoute. Welcher andere des Namens Sſe könnte es ſeyn?“ — „Die Ausſprache hat Aehnlichkeit“, erwiederte Tchangfanjou; „aber ein Buchſtabe iſt verſchieden. Derjenige, den Ihr Verwandter wählte, iſt Sſe Yeoupe und nicht Sſe Yeoute.“ — „Wie, es ſind deren zwey?“ rief Pe ganz überraſcht. „Und mein Schwager iſt nach Hof gereiſ't; wie kann man ſie nun unterſcheiden?“ — „Das iſt nicht ſehr ſchwer“, war die Antwort. „Sie, edler Herr, brauchen ſich nur erkundigen zu laſſen, ob der, ſo bey der letzten Prüfung den erſten Platz erhielt, Sſe Yeoupe oder Sſe Yeoute heißt, und alles wird aufgeklärt ſeyn.“ — „Sie haben Recht“, ſagte Pe. Und ſogleich ſandte er einen ſeiner Diener ab, um die Thatſache zu bewahrheiten. Als eben das Geſpräch zu Ende war, meldete man die Ankunft des edlen jungen Herrn Sſe. Pe ließ ihn bitten, hereinzutreten. Tchangfanjou machte ihm die erſte Verbeugung; ſodann erzeigte Pe ihm dieſelbe Ehre, und nach vollendeten Höflichkeitsbezeigungen nahm man in der Ordnung, wie ſie für Gäſte und den Hausherrn vorgeſchrieben iſt, Platz: Sſe

Yeoute auf der linken, Tſchangfanjou auf der rechten Seite, und Pe nach der rechten zu und etwas tiefer. Dieſe Anſtalten nöthigten die Geſellſchaft, ſich ein wenig mit gleichgültigen Gegenſtänden zu beſchäftigen. Hierauf nahm Pe das Wort: „Meine Gemüthsart“, ſagte er, „läßt mich das Talent über alles ſchätzen. In vergangenen Zeiten, als ich meine Schritte an den Hof des Monarchen trug, war ich unaufhörlich bemüht, es aufzuſuchen, und meine Anſtrengungen waren vergebens. Welches Glück, daß ich heute zwey weiſe Männer in dem engen Raume dieſes Hauſes vereinigen kann!“ — „Mein ehrwürdiger Meiſter“, antwortete Sſe Yeoute, „Ihre Worte können auf den edlen Herrn Tchang ſehr wohl angewandt ſeyn. Was mich, Ihren Schüler, betrifft, ſo verſtehe ich nicht die große Kunſt, mir ein fremdes Verdienſt anzumaßen, und mich in den Augen der Menſchen mit trefflichen Eigenſchaften zu ſchmücken, die ich nicht beſitze. Weit entfernt, meine Kräfte in einer ſolchen Unternehmung zu erſchöpfen, würde ich fürchten, daß, wenn ich mit dem edlen Herrn Tchang gemeinſchaftlich ein Gebäude aufführen ſollte, ich nur ſchlechte Materialien gegen Perlen und Jaspis ſtellen könnte.“ — „Ich bin nur ein Gelehrter von der letzten Klaſſe“, erwiederte Tchangfanjou, „und nur die Nachſicht und ausnehmende Güte des edlen Herrn Pe flößten mir das Vertrauen ein, hier einen Titel anzunehmen und Dienſte zu erfüllen, die mich ehren. *) Nicht ſo verhält es ſich mit dem edlen Herrn

---

*) Wörtlich: Das Pferd, ſo tauſend Unzen Gold ſchwer iſt, zu machen.

Sſe; er iſt in der That geeignet, an der Spitze zu marſchiren und allen ſeinen Nebenbuhlern vorzueilen; er iſt in allem des Vorzugs würdig, den Sie, edler Herr, und Ihr ruhmreicher Schwager ihm gewähren." — „Sie ſind beyde Männer von Talent, meine Herren", ſagte Pe. „Einer von ihnen iſt wie der Drache, der ſeinen Weg durch die Wolken nimmt, und der andere wie der Storch *), von deſſen Tönen die Wieſe wiederhallt. Würdige Nebenbuhler, die ein löblicher Nacheifer entflammt! Wenn man einen Preis ausſetzt, der Ihrer Anſtrengungen werth iſt, ſo glaube ich, daß man nicht weiß, welche Hand den Hirſch gefällt hat. **) Ich mag meine Blicke zur Rechten oder zur Linken wenden, ſo fühle ich die gleiche unausſprechliche Hochachtung." — Die Unterhaltung ward noch einige Zeit in dieſem Tone fortgeführt, als die Diener hereintraten, um zu melden, daß aufgetragen ſey. Pe bat ſeine Gäſte, ſich an die Tafel zu ſetzen, und wie zuvor, nahm Sſe Yeoute den linken, Tchangfanjou den rechten, und Pe den unterſten Platz ein. — Nachdem mehrmals der Wein im Kreiſe herumgegangen war, knüpfte Pe die Unterhaltung wieder an. „Als in früherer Zeit" ſagte er, „der edle Herr Li bey Hofe war, betrachtete ihn jeder als einen Mann, deſſen Ver-

*) Wir würden die Vergleichung mit dem Schwan vorziehen; aber der Storch iſt in China ſehr geachtet, und ſpielt eine große Rolle in der Mythologie.

**) Man fand ſchon dieſes Sprüchwort an früheren Stellen. Es gehört zu denen, welche man anführt, wenn zwey Dinge gleichen Werth haben, oder wenn es ſchwer iſt, dieſes zu erörtern und einem oder dem andern den Vorzug zu geben.

dienſt viele Hoffnung gab; auch wurde er zum General-Examinator der Provinz Nanking erwählt. Weil er aber einen Namen wie den Ihrigen, Herr Sſe, auf die Liſte ſchreiben konnte, ſo muß man ſagen, daß die Hoffnungen, ſo man von ihm gehegt, nicht übel gegründet waren.“ — „Wenn Sie von Ihrem Schüler ſprechen“, erwiederte Sſe Yeoute, „dann kann man ſagen, daß Sie ein Fiſchauge für eine Perle nehmen. Meine Bezeichnung könnte zwar dem Glanze des Spiegels unſers ruhmvollen Meiſters ſchaden; aber man muß ſagen, daß er in der Kunſt, Leute von Verdienſt zu unterſcheiden und zu belohnen, Kiahou gleich iſt.“ — „Edler Herr Sſe“, ſagte Tchangfanjou, „Sie haben ſich vom erſten Augenblick an als einen rühmlichen Gelehrten zu erkennen gegeben, und wenn der edle Herr Examinator auf ſeinen Herbſt-Umreiſen Aehnliche zu bezeichnen findet, ſo wird dadurch die Wiſſenſchaft mit neuem Glanze beſtrahlt. Aber bey dem Verfall, in den die Sitten heut zu Tage gerathen ſind, erleuchtet kaum die Sonne einen Mann von wahrem Verdienſt, ſo entſteht auch ſogleich ein Schatten, der ſich ihm anhängt, wie die Kobolde der Gebirge, oder wie die Dämonen der Flüſſe. Es iſt eine wahre Schande, daß ein ſolcher Mißbrauch öffentlich, bey hellem Tage, unter dem klaren Himmel, ſtatt haben darf.“ —

Sſe Yeoute fühlte die Abſicht dieſer Rede, und verſtand recht gut, daß Tchangfanjou ihn damit bezeichnen wollte. Er antwortete alſo: „Diejenigen, welche Augen haben, wiſſen ohne Mühe die Leute, von denen Sie ſprechen, zu unterſcheiden. Wahrhaft ſchimpflich aber iſt es, daß man eine Klaſſe von Elenden ſehen muß, welche

die Werke Anderer beſtehlen und ſich die Ehre derſelben zueignen, um ſich hierdurch bey den Großen einzuſchleichen und empor zu kommen. Wäre es ſogar bey wenigem Hellſehen nicht lächerlich, wenn man dergleichen Betrug vor Augen hätte und ſich dennoch täuſchen ließe?“ — „Was Sie da ſagen“, erwiederte Pe, „kann wohl geſchehen ſeyn; jedoch die Verblendung währt nur einige Zeit, und es iſt ſchwer, ſie zu unterhalten.“ —

Das Geſpräch dauerte noch in dieſem bittern Tone fort, und die beyden Gegner verſetzten ſich Schlag auf Schlag. Pe hörte aufmerkſam zu, und ſchrieb ſich alles in das Gedächtniß.

Man war ſchon lange bey'm Trinken, und die Diener fragten, ob ſie abtragen ſollten. Pe lud ſeine Gäſte ein, mit ihm in dem Pavillon der ländlichen Träume einen Spaziergang zu machen. Man wuſch ſich die Hände, und Tchangfanjou ging in ſein Gemach am Ende des Gartens, um andere Kleider anzulegen. Pe blieb mit Sſe Yeoute allein, und wechſelte ſeine Tracht in dem Pavillon. Sodann vergnügte man ſich, ein blühendes Gebüſch, das ſich der Treppe gegenüber befand, und Inſchriften, die an den Wänden des Pavillons aufgehangen waren, zu betrachten. Hierunter waren die Verſe auf die Frühlingsweiden und der Geſang auf den rothblühenden Birnbaum, von Tchangfanjou's Hand geſchrieben. Sſe Yeoute durchlief dieſe Inſchriften, und Pe ſagte, indem er mit dem Finger darauf wies: „Das hier iſt das Werk des edlen Herrn Tchang. Ich ſchätze dergleichen Dichtungen ſehr. Prüfen Sie ſolche doch ein wenig, mein Herr, und ſagen Sie mir Ihre Meinung darüber!“ —

Sſe Yeoute trat eilends näher, und als er auf den erſten Blick ſah, daß es die nämlichen Gedichte waren, welche Sſe Yeoupe niedergeſchrieben hatte, lächelte er und antwortete ganz kalt: „Ja, es ſind ſchöne Verſe.“ — Pe urtheilte aus Sſe Yeoute's Lächeln, daß er einen Grund dazu haben müſſe. Er fragte ihn alſo darüber mit den Worten: „Ich habe Sie um Ihre Meinung gebeten. Dies iſt aber nicht alles, was Sie davon denken. Sie haben ſeltene Kenntniſſe, mein Herr. Finden Sie darin einige Unvollkommenheiten, ſo dürfen Sie mir ſolche nur anzeigen.“ — Sſe Yeoute antwortete ſchnell mit einer Verbeugung: »Ihr Schüler würde ſich ſo etwas nicht erlauben. Die Verſe ſind vollkommen ſchön und geiſtreich; es iſt nichts dabey zu erinnern. Was ſollte ich noch darüber zu ſagen wiſſen? Allein . . .“ Hier unterbrach er ſich ſelbſt, und ſchwieg. — „Haben Sie die Güte, mich zu unterrichten!“ ſagte Pe dringend; „was iſt Ihr geheimer Gedanke? Nichts hindert, mir ihn mitzutheilen.“ — „Es iſt hier kein ſonderliches Geheimniß“, erwiederte Sſe Yeoute; „allein ich hatte ſchon dieſe beyden Stücke geſehen.“ — „Und wo war das?“ fragte Pe. — „Einer meiner Freunde hat mir ſie gezeigt“, antwortete jener. „Er ſagte mir, daß er Sie Ihnen im zweyten Monde dieſes Frühlings geſandt, und daß Sie, mein ehrwürdiger Meiſter, ihm nicht den Empfang gemeldet hätten. — Unwillig, daß ſein Talent ihm ſo ſchlecht gedient, zog ſich mein Freund zurück, und ich war über alles das um ſeinetwillen ſehr betrübt. Ich habe keineswegs die Abſicht, den Werth des Schatzes, welchen Sie beſitzen, zu ſchmälern. Aber wie kommt es, daß die

Gedichte des edlen Herrn Tſchang ſich in keinem Wort von dieſen hier unterſcheiden? Das iſt doch etwas durchaus Ungewöhnliches." — Pe war ſehr überraſcht. „Seit einem ganzen Monate", ſagte er, „habe ich Niemand anders hierher kommen ſehen." — „Mir ſcheint", erwiederte Sſe Yeoute, „daß jener und der edle Herr Tſchang zu gleicher Zeit gekommen ſind. Sie dürfen, ehrwürdiger Meiſter, nur Ihre Pforten-Regiſter unterſuchen." — „Wer iſt der Freund, von dem Sie ſprechen"? fragte Pe. Aber Sſe Yeoute hatte nicht die Zeit zu antworten, weil Tſchangfanjou, der ſeine Kleidung gewechſelt, zurückkam. Beyde ſchwiegen darum, und Pe lud ſeine Gäſte ein, ſich an den Tiſch zu ſetzen. Nachdem man noch einige Zeit getrunken, nahm Pe wieder das Wort. „Eine ſo ſchlechte Bewirthung und ein ſo einfaches Mahl, ſagte er, macht einem Hausherrn wenig Ehre; aber ich müßte ein Thor geweſen ſeyn, wenn ich, da der Zufall zu gleicher Zeit zwey berühmte Gelehrte aus Nanking bey mir vereinte, eine ſo ſchöne Gelegenheit hätte entwiſchen laſſen. Mir kommt die Luſt, meine Herren, einen Stoff zu wählen, und dann bitte ich Sie, Gold und Jaspis an den Tag zu legen. Glücklich werde ich ſeyn, wenn ich die glänzenden Früchte Ihrer Begeiſterung nicht verliere." —

Die Herren Tſchang und Sſe, welche ſich gerade mit neidiſchem und mißtrauiſchem Auge beobachteten, und die eben erſt mit beiſſenden Worten einander angefallen, waren ganz beſtürzt, als Pe ihnen Verſe zu machen vorſchlug. „Wenn Sie, edler Herr, mir Befehle zu ertheilen geruhen", antwortete Tſchangfanjou, „ſo bin ich

gewohnt, mich denſelben zu unterwerfen. Aber ich weiß nicht, ob auch der edle Herr Sſe im Schwung iſt.“ — „Wenn man ſich unter Ihrem Dache befindet, ehrwürdiger Meiſter“, ſprach Sſe Yeoute, „ſo iſt es ganz natürlich, daß man Ihnen Genüge leiſten muß, und hätte man Ihnen auch nur die gemeinſte Gabe zu bieten; aber heute, da Sie uns ſo viel trinken laſſen, hat der Wein meine Sinne verwirrt, und ich fürchte, außer Stand zu ſeyn, Ihre Anleitung zu empfangen.“ — „Wahrlich!“ ſagte Tchangfanjou, „wenn man es ſo nimmt, ſo habe ich noch weit mehr getrunken, als Sie.“ — „Eine Urne mit Wein haucht hundert Gedichte ein,“ erwiederte Pe, „und der Kelch des blauen Nenuphar iſt die Quelle ſchöner Verſe. Wozu, meine Herren, bey Ihrem ausgezeichneten Talent dieſe übertriebene Beſcheidenheit?“ — Und ſogleich rief er ſeinen Dienern, und befahl ihnen, die vier koſtbaren Stücke *) zu bringen, deren die Gelehrten ſich bedienen, und vor jeden ſeiner Gäſte ein Blatt Papier zu legen. Sodann ſchrieb er den Stoff der Dichtung vor. Er betraf die Feier des Abends, den ſie miteinander zubrachten. — „Meine Herren“, fuhr er fort, „indem ich Ihnen dieſen Stoff vorſchlage, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt die Wahl der Endworte; aber wenn Sie fertig ſind, werde auch ich nach den nämlichen Hauptworten etwas dichten. Schlüge ich Ihnen jene aus eigner Wahl vor, ſo könnten Sie vermuthen, daß ich Sie zu meinem Vortheil herausfoderte. Was ſagen Sie dazu, meine Herren?“ — „Wie wollten Sie, ehrwürdiger Meiſter, mit einem des Himmels wür-

*) Dieſe vier koſtbaren Stücke ſind Dinte, Papier, Pinſel und Dintenfaß oder vielmehr der Stein, um Dinte zu zerreiben. —

digen Talente ſich gegen uns ſtellen?“ riefen beyde Herren Sſe und Tchang zugleich. Aber während ihr Mund ſo ſprach, ſchienen ihre Geiſter ſie verlaſſen und erlöſchen zu wollen. Zitternd und voller Unruhe ſaßen ſie da. Beyde waren eben ſo unfähig, zu dichten, als es abzuſchlagen. Sie drehten ſich rechts und links, und brachten nur unartikulirte Worte hervor. Sſe Yeoute führte beſonders die Trunkenheit an. Tchangfanjou ſtellte ſich, als wäre er in tiefe Träumereyen verſunken. Als Pe bemerkte, daß es um ſeine beyden Gäſte übel ausſah, ſtand er auf, und ſprach: „Meine Herren, ich verlaſſe Sie einen Augenblick; denn ich fürchte, Ihre dichteriſchen Gedanken zu ſtören.“ Hiemit ging er hinter den Pavillon.

Kaum währt Betrug nur einen Tag;
Argwohn durchdringt ihn bald:
Und wer zur Schau ſich hingeſtellt,
Wird zeitig auch entdeckt. —

Die Sonne neigte ſich ſchon gegen Abend. Tchang und Sſe, ſich gegenüber ſitzend, warfen verſtohlene Blicke auf einander; keine Kriegsliſt kam ihnen zu Hülfe; keiner wollte ſich mit dem andern berathen. Nach einiger Verwirrung ſtand Sſe Yeoute auf, ging die Treppe herab, und lehnte ſich auf ein Gitter, unter dem Vorwand, daß ihm ſehr unwohl ſey. Tchangfanjou, der einen Magenkrampf vorſchützte, zog ſich in ſein Gemach zurück, und blieb lange aus. Pe, hinter dem Pavillon verſteckt, belauſchte ſie heimlich. Obſchon das Betragen dieſer Menſchen ſeinen Verdruß und ſein Mißfallen erregte, wandelte ihn doch auch eine große Luſt zu lachen an. Demungeachtet hielt er nicht für gut, die demüthigende Prüfung

auf's äußerſte zu treiben. Er wollte lieber ſelbſt zu ihnen gehen und ſie aus der Verlegenheit ziehen. — Sogleich beſtellte er warmen Wein, und bat die Herren, ſich an den Tiſch zu ſetzen. Tchang und Sſe konnten nicht umhin, wieder ihre Plätze einzunehmen. „Meine Herren“, fragte ſie Pe, „ſind Ihre Verſe beendigt?“ — Tchangfangou, deſſen Unverſchämtheit ohne Gränzen war, hütete ſich wohl, zu ſagen, daß er noch nicht angefangen habe. „Ich hatte“, erwiederte er, „faſt die Hälfte fertig; da überraſchte mich ein empfindlicher Schmerz, und es fehlt mir noch eine Verknüpfung, um zu ſchließen.“ — Als Sſe Yeoute die Frechheit des Tchangfanjou ſah, wollte er auch antworten, und ſprach: „Ich war im Begriff, mein Stück zu vollenden; aber da Sie uns die Humpen ſo voll gegoſſen, iſt die Wieſe noch zu ſehr überſchwemmt. Es blieben einige Fehler, und in dieſem Zuſtand wage ich nicht, es Ihnen zu überreichen.“ — „Da Ihr Entwurf fertig war, meine Herren“, ſagte Pe, „ſo ſoll der Reſt des Abends nicht verloren ſeyn. Ich fürchtete, das Dichtungsfeuer möchte Sie hindern, auf meine Geſundheiten zu antworten. Ein andermal empfange ich Ihre Anweiſung. Ich ſehe den warmen Wein kommen. Laſſen Sie uns weidlich trinken, damit die Freude vollendet werde!“ —

Als Sſe und Tchang hörten, daß ſie ihre Verſe ein andermal beendigen ſollten, fingen ſie wieder an Muth zu ſchöpfen. „Wäre vom Dichten die Rede“, ſprach Sſe Yeoute, „ſo könnte ich mir noch Gewalt anthun; aber zu trinken iſt mir in der That unmöglich.“ — „Ein guter Trinker iſt oft ein ſchlechter Dichter“, ſagte

Tſchangfaniou. „Ich bin nicht gewohnt, mich alle Tage ſo gehen zu laſſen. Das weiß der edle Herr Pe ſehr wohl. Das heutige Uebermaß hat mir ſchon viele Beſchwerde verurſacht, und meine poetiſche Flamme iſt dadurch ganz erloſchen. Ich werde nicht im Stande ſeyn, meine Pflicht bey unſerem Wirth zu erfüllen. Edler Herr Sſe, was kann ich thun?“ — „Ich ſollte nicht darauf beſtehen“, ſagte Pe, „weil ich Ihnen nur ein ſchlechtes Getränk anbieten kann. Aber es iſt noch frühe. Darum muß ich das Glück, Sie bey mir zu ſehen, bis zum Ende des Tages benutzen.“ —

Wäre nur vom Wein die Rede geweſen, ſo hätten die beyden Gäſte recht gut noch zwey Krüge leeren können; da ihnen aber dieſer zur Entſchuldigung dienen mußte, ſo hielten ſie nicht für rathſam, mehr anzunehmen, als ſie zu trinken fähig ſcheinen wollten. Nach einigen Taſſen ſtand Sſe Yeoute, weil der Tag ſich zu neigen begann, auf, um ſich zu beurlauben. Pe, obſchon er ſich ſtellte, als wolle er ihn zurückhalten, erhob ſich auch, um ihn zu geleiten, und folgte ihm bis an die Pforte. Alsdann trennte er ſich von Tſchangfaniou, der in die Bibliothek zurückkehrte, und er ſelber begab ſich in ſein Gemach.

Die Wahrheit iſt wie angenehmer Wein;
Betrug iſt gleich dem läppiſchen Getränke.
Ehrt wirkliches Verdienſt allein, und macht
Des Weſens nicht zu viel mit flachen Köpfen! —

Als Pe in ſein Gemach trat, war ſeine Tochter da, um ihn zu empfangen. „Mein Kind“, ſagte er zu ihr, „ich habe heute die Handlungsweiſe Tſchang's und Sſe's kennen gelernt. Unſer Argwohn auf beyde war nicht unge-

gründet. Es fehlt wenig, ſo waren wir die Betrogenen." — Houngiu war von dieſer Rede etwas überraſcht. „Was Tchang anlangt", ſprach ſie bey ſich ſelbſt, „ſo hatte man allen Grund, Verdacht zu ſchöpfen; aber was kann bey Sſe die Urſache ſeyn? Mein Vater", fuhr ſie fort, „was konnteſt Du denn entdecken?" — „Ich erinnerte mich," war die Antwort, „daß Dein Oheim mir geſagt, der junge Sſe habe den erſten Platz bey der Prüfung erhalten. Wohlan! Tchang hat mich unterrichtet, daß derjenige, ſo dieſen Platz hat, Sſe Yeoupe, und nicht der gegenwärtige, ſey." — „Aber, mein Vater," erwiederte Houngiu, „Du ſagteſt mir geſtern, dieſer junge Mann wäre Sſe Yeoupe." — „Er heißt Sſe Yeoute", ſagte Pe; „die Namen gleichen ſich; aber er iſt nicht der nämliche. Dies war der erſte Grund des Verdachtes. Sodann ließ ich Sſe Yeoute die Verſe und das Lied des jungen Tchang ſehen. Er ſagte mir, daß einer ſeiner vertrauten Freunde ſie verfertigt, und daß kein einziges Wort von Tchang darunter ſey. Iſt das nicht ein zweyter Grund des Verdachts? Am Ende gab ich einen Stoff, damit jeder Verſe darauf machen ſollte; aber beyde ſtützten ſich auf Trunkenheit, auf Unwohlſeyn und zuletzt auf die unedelſten Vorwände. Den ganzen Nachmittag konnten ſie mir kein einziges Wort darlegen. Es ſind zwey Schelme, und ſie haben ſich den Ruhm eines andern angemaßt." —

Die Jungfrau war einen Augenblick ganz betroffen, als ſie hörte, daß nicht von Sſe Yeoupe die Rede ſey. „Wenn dem ſo iſt", ſagte ſie endlich, „dann war es ein Glück, mein Vater, daß Du ſo viele Aufmerkſamkeit

auf dieſe Prüfung wandteſt; denn ſonſt wären wir in ihre Schlingen gefallen. Wie können wir aber dagegen verwahrt ſeyn?" — „Ich habe Jemand nach dem Collegium geſchickt", erwiederte Pe, „und morgen werden wir das Gewiſſe hören." —

Vater und Tochter blieben noch ein wenig beyſammen, und unterhielten ſich; darauf begab ſich jedes in ſein Gemach. Als Pe am folgenden Morgen aufgeſtanden war und ſeinen Anzug beendigt hatte, ließ er ſich in einem Saale nieder, und begehrte Toungyoung, um ihn zu befragen. „Es ſind", ſagte er zu dieſem, „zwey Monate, daß ein junger Edelmann hierher kam, um mir Verſe auf die Frühlingsweiden zu überbringen. Warum haſt Du mir dieſe nicht zugeſtellt?" — „Ich habe die Wache an der Pforte", erwiederte Toungyoung. „Sobald Briefe, Bücher, Verſe oder Proſa ankommen, bringe ich ſie Ihnen ſogleich. Wie ſollte ich mir erlauben, dagegen zu handeln?" — „Jener junge Mann", ſagte Pe, „kam zugleich mit dem edlen Herrn Tchang." — Toungyoung hatte ſich ſchon im Beginn dieſer Sache mit großer Schuld beladen, und ſeine Ausflüchte und Phyſiognomie verriethen auf gleiche Art die Beſtürzung ſeiner Seele. „Wenn zur nämlichen Zeit mit dem edlen Herrn Tchang ein Herr gekommen iſt", antwortete er endlich, „ſo habe ich Eurer Excellenz die zwey Stücke, welche ſie mitbrachten, zugeſtellt." — „Wie war der Familienname dieſes Herrn?" fragte Pe. — „Es iſt lange her", daß es geſchah", ſagte Toungyoung, „und ich gab damals nicht darauf acht." — „Zeige mir die Pforten-Regiſter von zwey Monaten her!" befahl Pe. —

Toungyoung lief in aller Eile. Aber Pe, der ſeine Haſt und ſeine Verlegenheit bemerkte, rief ihn zurück, und ſagte: „Du gehſt nicht hin!“ Hierauf gebot er einem andern Diener, die Regiſter in der Kammer, wo man ſie aufbewahrte, zu holen. Dieſer ging, nahm eine Menge von Regiſtern, die er daſelbſt fand, unter den Arm, und brachte ſie ſeinem Herrn. Während letzterer das Regiſter vom zweyten Monde durchging, ſchaffte Toungyoung die andern eilends auf die Seite. Pe unterſuchte fortwährend das, ſo er vor Augen hatte, und fand, daß der junge Menſch, der zugleich mit Tchangfanjou gekommen war, ſich wirklich Sſe Yeoupe nannte. Er ſuchte alſo die Einzelnheiten dieſes Vorfalls in ſeinem Gedächtniſſe wieder auf. „Es iſt“, ſagte er, „der junge Mann mit Namen Sſe; ich erinnere mich noch ſehr gut ſeiner Verſe; ſie waren durchaus lächerlich. Wie konnte man ihn für einen ausgezeichneten Literator halten? Hier iſt viele Ungewißheit.“ Alsdann fuhr er fort den Thürhüter zu befragen: „So oft man einen Namen auf Pforten-Regiſter ſchreibt, wird auch die Heimath der Perſon angezeigt. Warum hat man die des Sſe Yeoupe nicht unter ſeinen Namen geſetzt?“ — „Ich glaube“, erwiederte jener, „daß es darum vergeſſen worden, weil er nur ein Reiſender war, deſſen Beſuch Sie nicht einmal annahmen.“ — „Und wenn er ein Reiſender war“, verſetzte Pe, „ſo mußte immer der Ort, woher er kam, bemerkt ſeyn.“ — „Vielleicht hatte er ihn auf ſeine Viſitenkarte geſchrieben,“ war die Antwort. — „Zeige mir dieſe Karte!“ befahl Pe. — „Es war ja nichts von Belang“, ſagte der Thürhüter; „ich fürchte, daß ſich dieſes Billet ſeit ſo vielen

Tagen verloren hat. Vergönnen Sie mir Zeit, darnach zu ſuchen!“ —

Pe hatte bemerkt, daß der Thürhüter die andern Regiſter unter ſeinen Arm genommen, und daß ſich zwiſchen den Blättern eine große Menge Viſitenkarten befand, die unordentlich aufeinander gehäuft waren. Er gebot ihm, ſie auf der Stelle zu zeigen. „Die Karten“, ſagte der Thürhüter, „ſind alle von neuerem Datum; die alten ſind nicht dabey.“ Die Unruhe und Weigerung deſſelben machte Pe nur neugieriger, dieſe Billets zu ſehen, und Toungyoung fand ſich, trotz ſeines Widerſtrebens, genöthigt, ſie heraus zu geben. Zudem war dieſer Mann ein Trunkenbold, unachtſam und ohne Vorſicht. Die zwey früheren Gedichte, welche er zufällig in ein altes Regiſter gelegt, waren darin geblieben, und als die Sache vorbey war, hatte er ſie gänzlich vergeſſen. Heute kam die Unterſuchung unverſehens, und er konnte ſie nicht mehr in Sicherheit bringen. Dies ſetzte ihn in ſolche Verlegenheit. Pe, der wohl ſah, daß hier etwas Beſonderes ſtatt haben müſſe, durchblätterte die Regiſter mit aller Aufmerkſamkeit. Plötzlich fielen ihm die zwey Gedichte, deren Umſchläge nicht einmal berührt waren, in die Hand. Auf dem einen ſtand der Name des Einſenders, Tchanggoutche, auf dem andern der von Sſe Yeoupe. Pe öffnete ſie, und erkannte, daß Sſe Yeoupe's Gedicht gerade dasjenige war, ſo ihm unter Tchangfaniou's Namen überreicht worden, jenes des letztern aber kein anderes, als das, worüber man ſo ſehr gelacht hatte. Dieſe Entdeckung verſetzte Pe in großen Zorn, und die Augen feſt auf den Thürhüter gerichtet, fragte er dieſen: „Was

bedeutet das?“ — Als Toungyoung die beyden Gedichte ſah, ward er von Schrecken ergriffen, fiel eilends auf die Kniee, und berührte mit der Stirne den Boden. Pe, der ſehr aufgebracht war, ſtellte ihn ſcharf zur Rede. „Alſo, elender Sklave“, ſagte er, „war es Deine Schelmerey, welche dieſen Austauſch bewirkte, und mich in der wichtigſten Sache faſt zu einem Irrthum verleitet hätte!“ — „Durfte ich je dieſen Austauſch wagen?“ rief der Thürhüter. „Der edle Herr Tchang hat alles gethan; er hat mich gelenkt. Ich hätte ihn nicht hören, ich hätte lieber den Tod erleiden ſollen!“ —

Pe, immer mehr aufgebracht, befahl ſeinen Dienern, den Toungyoung zu ergreifen und ihm zwanzig Stockſchläge zu geben. Sodann jagte er ihn fort, und ſetzte einen andern Thürhüter an ſeine Stelle.

Aus ſchlechter Handlung, welche man zuvor
Begangen hat, entſteht des Unglücks Saame,
Der zu gerechter Züchtigung erwächſt. —

Nachdem Pe ſeinen Thürhüter ſo beſtrafen laſſen, ſah er den Diener zurückkommen, der abgeſchickt war, um ſich nach dem Namen desjenigen zu erkundigen, welcher den erſten Platz bey der Prüfung erhalten hatte. Dieſer Mann erſtattete ihm Bericht in folgenden Worten: „Ich verfügte mich nach dem Collegium. Der Zögling, ſo den erſten Platz erhielt, heißt Sſe Yeoupe und nicht Sſe Yeoute. Letzterer iſt der vier und ſechzigſte in der dritten Klaſſe, und hat keinen Grad empfangen.“ — „Sind dieſe Aufſchlüſſe auch ganz wahr?“ fragte Pe. — „Ich habe ſelbſt die Liſte im Collegium geſehen”, antwortete der Diener. „Nichts kann gewiſſer ſeyn.“ —

Als Pe dieſen doppelten Umſtand erfahren, eilte er ihn ſeiner Tochter mitzutheilen, und zeigte ihr zugleich die frühern Gedichte. „Gibt es noch mehr ſolcher Elenden in der Welt“, rief er, „und ſah man je eine ſo ſonderbare Begebenheit? Ohne die auſſerordentliche Sorgfalt, welche ich auf dieſe Unterſuchung gewandt, wären wir, mein Kind, in der wichtigſten, Dein ganzes Leben betreffenden Angelegenheit zu einem Irrthume verleitet worden.“ — „Die Menſchen ſind wirklich ſehr zu fürchten, wenn es ſo in dieſer Welt gehen kann“, erwiederte Houngiu. „Ich ſehe, wie ſchwer es iſt, ſich vor aller Gefahr zu ſchützen, wenn man Jungfrau bleibt. Nicht ohne guten Grund bewilligt das erſte unſerer klaſſiſchen Bücher derjenigen, welche ſich zehn Jahre lang aller Verbindung enthält, eine ſo ehrenvolle Benennung.“ *) — „Die zwey Dummköpfe Tchang und Sſe hatten ſich für das ausgegeben, was ſie nicht waren“, ſagte Pe. „Es ſind Elende ohne alle Scham. Aber jetzt, da ihre Ränke geſcheitert ſind, braucht man nicht mehr davon zu reden. Ich ſehe nun, daß der, welcher den erſten Platz bey der Prüfung erhielt, Sſe Yeoupe, der aber, welchen Dein Oheim empfahl, Sſe Yeoute heißt, und daß der, ſo dieſe zwey Gedichte auf die Frühlingsweiden verfertigt, auch jener Sſe Yeoupe iſt. Es wird klar, daß derſelbe ein junger Mann voller Annehmlichkeiten und Verdienſte ſey; ich ſehe keinen Grund zu zweifeln. Aber durch ein verdrießliches Zuſammentreffen von Umſtänden iſt er nicht hier, und wir wiſſen nicht, wohin der Sturm ihn jetzt geführt hat. Das iſt eine

*) Der Yiking gibt den Titel: reine Jungfrauen denjenigen, welche deſſen fähig ſind.

höchſt widerwärtige Sache.“ — „Weil dieſer junge Mann ſo viel Geiſt beſitzt“, ſagte Houngiu, „ſo denke ich nicht, daß ihn ein Abgrund verſchlungen hat. Zudem überbrachte er Dir ſchon Verſe nach gegebenen Hauptworten, und dies hat doch wohl Spuren zurückgelaſſen. Obſchon er nicht vor Deine Augen getreten, ſo weiß ein wahrer Dichter gewiß, was er zu thun hat. Vielleicht iſt er nicht weit von hier entfernt. Wenn er hört, daß das ſchlechte Vorhaben dieſer beyden Menſchen zu nichte ward, erſcheint er ohne Zweifel wieder. Aber der beyden Schelme Tchang und Sſe, mit ihren undenkbaren Liſten, muß man ſich doch nun entledigen.“ — „Das wird ſehr leicht ſeyn“, erwiederte Pe. „Mit Sſe Yeoute ward nichts angeknüpft, und dem Tchangfanjou, der hier ein Quartier hat, dankt man nur mit einfachen Worten und bricht mit ihm.“ — „Ein ſehr guter Entſchluß“! ſagte Houngiu; „aber bey dem Charakter, den ſie gezeigt, fürchte ich, daß ſie von neuem ins Treffen gehen.“ — „Jetzt, da ich unterrichtet bin“, antwortete Pe, „darfſt Du Dich nicht beunruhigen. Aber etwas anders fällt mir wieder ein. Dein Oheim hat mir erzählt, daß er, nachdem die Heyrathsſache fehlgeſchlagen, dem jungen Sſe den Rang, ſo man ihm bewilligt, nehmen ließ. Ich weiß nicht, ob er ihn wieder erhalten hat. Die Zeit der Provincial-Prüfung naht. Hat man ihn noch nicht wieder eingeſetzt, ſo wäre der junge Mann in keiner geringen Verlegenheit. *) Ich laſſe mich ſogleich deshalb erkundigen. Dadurch leiſten wir ihm einen Dienſt,

*) Wenn Sſe Yeoupe nicht auf der Liſte der Baccalaureen ſtand, ſo konnte er ſich nicht zu der im Herbſte ſtatt habenden Prüfung für die Licentiatur melden.

und zudem erfahren wir, wohin er ſich begeben hat.“ — „Du haſt da einen trefflichen Gedanken, mein Vater,“ ſagte Houngiu. Sogleich ſandte Pe einen erfahrenen Diener nach Kinling, mit dem Befehl, ſich in der Thatſache Gewißheit zu verſchaffen. Der Diener war drey oder vier Tage abweſend, und meldete, als er zurückkam, Folgendes: „Ich habe mich erkundigt, wie es mit der Beförderung des edlen jungen Herrn Sſe gegangen ſey, und man hat mich belehrt, daß der edle Herr Gou den Vorſteher des Collegiums erſucht habe, ſie ihm wieder zu ertheilen: aber ſeitdem dieſem jungen Herrn ſein Grad entzogen worden, kam ein Oheim deſſelben, der in hohen Aemtern ſteht, um ihn mit an den Hof zu nehmen. Noch iſt er nicht zurückgekehrt. Auch hörte ich, daß man ſeit einigen Monaten nicht wiſſe, wohin er gegangen ſey, und daß ſein Oheim, der ihn nach der Hauptſtadt führen wollte, nicht mit ihm zuſammentreffen konnte. Ich befragte mich in ſeiner Wohnung, und man hat mich daſſelbe verſichert. Alſo ſcheint die Nachricht wahr zu ſeyn.“

Pe dachte einen Augenblick nach; dann ſagte er zu ſeiner Tochter: „Weil man ihm jetzt, da die Provinciál-Prüfung nahe iſt, ſeinen Platz wieder gab, ſo kommt er gewiß von ſelbſt wieder zurück. Es iſt alſo kein Grund da, ſich zu beunruhigen.“ —

Ein Irrthum, der nicht breiter, als ein Haar,
Entfernt Euch tauſend Meilen von dem Ziel:
Wird einmal die Gelegenheit verfehlt,
Erheben Schwierigkeiten ſich in Menge. —

Pe ließ einige Tage vorbey gehen; am Ende derſelben traf er alle Anſtalt, um Sſe Yeoute's Artigkeit zu erwiedern, und da er wohl wußte, daß der Doctor Gou

nicht zu Hauſe war, ſchrieb er einen Brief, worin er ſeine Weigerung in Betreff der vorgeſchlagenen Heyrath erklärte. Sſe Yeoute, der alle ſeine Maſchinen wehrlos gemacht ſah, fühlte ſich ſelber ſo beſchämt, daß er ſeine Zudringlichkeiten nicht erneuete. —

Was Tchangfanjou anbelangt, ſo hatte ihn Jemand von Toungyoung's Begebenheit unterrichtet, und da er ſich hierdurch ſelbſt nicht mehr in Sicherheit wußte, hielt er Rath mit Wangwenhiang, und faßte den Entſchluß, ſich auf die nahe Provincial-Prüfung zu berufen. Er meldete alſo, daß er nach der Hauptſtadt zurückkehren müſſe, um ſich im Stillen darauf vorzubereiten. Pe ließ ihm ſeine Barke auf den Strom ſetzen, und hütete ſich wohl, ihn im geringſten aufzuhalten. —

So hatten Tchangfanjou und Sſe Yeoute alle Mühe verloren, die ſie angewandt, um ihren Zweck zu erreichen. Aber Pe, der die Widerwärtigkeiten, die ihm jener Gegenſtand verurſacht, in ſeinem Herzen verſchloſſen hatte, wurde am Ende krank, und mußte das Bett hüten. Seine troſtloſe Tochter war in beſtändiger Angſt. Sie dachte an kein anderes Geſchäft, als den Rath der Aerzte zu vernehmen, und ihrem Vater die Mittel zu reichen, welche man ihm vorſchrieb. Sie befragte die Schickſale, ſie that den Göttern Gelübde, tauſend verſchiedene Sorgen quälten ſie unaufhörlich; ihren Gürtel legte ſie nicht mehr ab, und brachte Tage und Nächte mit Seufzen und Weinen zu. So währte es einen Monat lang, als am Ende deſſelben der Kranke wieder zu geneſen anfing. —

Der Kummer, den das Loos der Tochter ſchickt,
Verletzet die Geſundheit ihres Vaters.

Wer ſollte, fehlet' ihm der Zärtlichen
Bemüh'n, den kranken Vater unterſtützen?
So theilt ſich bis an's Ende Sorg' und Gram,
Und läßt das väterliche Herz, und läßt
Der Tochter Lieb' im reinſten Licht erſcheinen. —

Während Pe durch die Folgen ſeiner Krankheit im Hauſe gehalten ward, verfolgte Sſe Yeoupe, nachdem er von Sſe Yeoute Abſchied genommen und über den großen Fluß gegangen war, die Straße gegen Norden. — Nur ein Gedanke beſchäftigte ihn: das Verlangen, den Doctor Gou zu ſehen. Er eilte ganze Tage hindurch, und dachte an keine Beſchwerde. — So kam er auf ſeiner Reiſe zu einer kleinen Stadt der Provinz Chantoung, welche man Tſeou nennt.*) Weil die Sonne ſchon untergehen wollte, blieb er hier in einem Gaſthofe über Nacht. Den folgenden Morgen ſtand er frühe auf, und Siaohi fand bey'm Aufnehmen des Gepäcks an der ober'n Bettſtelle einen Sack von weißer Leinwand, der etwas zu enthalten ſchien. Er eilte ihn ſeinem Herrn zu bringen. Dieſer öffnete den Sack, und fand, daß er vier große Rollen Geldes enthielt, die ſich auf mehr als hundert Stücke beliefen. Sogleich ſetzte er den Sack wieder in gehörigen Stand, und ſagte nach einigem Nachdenken zu Siaohi: „Dieſes Geld gehört ohne Zweifel einem Reiſenden, welcher die letzte Nacht hier zubrachte, und es aus Unachtſamkeit zurückließ. Wenn dem ſo iſt, dann ſollte ich warten, bis er es zu holen wiederkommt, damit ich es ihm zuſtellen kann. Dies wäre das Verfahren eines rechtlichen Mannes. Aber mein Gedanke fliegt mit der Schnelle

*) Dieſes Land iſt die Heimath des Confucius. Man wird ſpäterhin eine Anſpielung auf dieſen Umſtand finden.

eines Pfeils. Es iſt mir unerträglich, eine Viertelſtunde zu verweilen, und noch ärger, hier meinen Aufenthalt zu nehmen. Das Beſte iſt, ich vertraue dem Wirth das Geld an, und empfehle ihm, es dem Eigenthümer wieder zu geben.“ — „Edler Herr,“ erwiederte Siaohi, „Sie ſind im Irrthum. Es mag wohl jetzt noch manche ehrliche Leute in der Welt geben. Aber wenn der Wirth nach unſerer Abreiſe Ihren Auftrag nicht befolgt, an wen ſoll man ſich wenden? Fürwahr, der Unglückliche iſt Ihrer guten Abſicht vielen Dank ſchuldig. Wollen Sie aber dieſe erfüllen und ſich die Gunſt des Himmels verdienen, ſo iſt das beſte Mittel, Sie bleiben noch hier, und warten wenigſtens einen halben Tag lang.“ — „Du haſt Recht,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Ich verſpäte freylich das Ziel meiner Reiſe; aber es läßt ſich nicht anders thun.“ —

Als er ſich angekleidet und ſein Frühſtück genommen hatte, wollte der Hausherr ſein Pferd in Bereitſchaft ſetzen. „Eilen Sie damit nicht!“ ſagte Sſe Yeoupe. „Ich erwarte noch Jemand, und gehe erſt den Nachmittag weg.“ — „Wenn Sie Jemand erwarten,“ verſetzte der Wirth, „ſo thun Sie wohl, erſt morgen abzureiſen.“ —

Sſe Yeoupe hatte ſich entſchloſſen, zu bleiben, war aber darum nicht weniger unruhig. Er ſpazierte in dem Gaſthofſaale umher, ging hinaus und wieder herein. Um Mittag, als er eben geſpeiſ't hatte, gewahrte er einen Mann in blauer Tracht, das Haupt mit einer großen Mütze bedeckt, welcher ganz wie ein Courier der Regierung ausſah. Dieſer Mann war zu Pferde, und galoppirte wie im Flug einher. Er hielt vor der Thüre des Gaſthofs,

ſtieg mit ſehr verſtörtem Geſicht ab, und rief: „Wo iſt der Wirth?“ — Der Hausherr ging ihm ſogleich entgegen. „Edler Herr Courier,“ ſagte er, „Sie ſind ja geſtern hier durchgekommen; was führt Sie heute wieder zurück?“ — „Eine fatale Sache,“ ſprach der Courier, „wobey auch Ihr alle Euch nicht wohl befinden werdet. Ich bin der Courier des Tribunals, und war mit amtlichen Depeſchen des edlen Herrn Criminalrichters beauftragt. Bey meiner Ankunft in Tſeou empfing ich hundert und zwanzig Unzen Geld *), die der Staatskaſſe gehören und zur Ausbeſſerung der Grabmäler beſtimmt ſind, und als ich geſtern ſchnell abreiſ'te, ließ ich ſie in Ihrem Gaſthofe zurück. Wenn etwas davon verloren iſt, ſo iſt Euer aller Leben nicht ſicher.“ — Dieſe Rede jagte dem Wirth große Furcht ein. Er gab zur Antwort: „Warum wollen Sie mich und meine Gäſte darein miſchen? Tauſend Perſonen kommen in meine Wohnung, zehntauſend gehen hinaus. Wenn Sie auf Ihre Geſchäfte nicht Acht haben, was geht es mich an?“ — „Ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu plaudern,“ verſetzte der Courier. „Sehen wir auf der Stelle nach, ob ſich etwas findet!“ — Beyde gingen ſchnell in das Zimmer und gerade auf das Bett zu. Sie wandten alles darin um, und kehrten das unterſte zu oberſt; jedoch — wie man denken kann — fruchtlos. Als der Courier ſah, daß ſein Geld verſchwunden war, verlor er die Geduld, faßte den Wirth mit einer Hand, und rief: „Bey Ihnen iſt es verloren gegangen; Sie müſſen dafür ſtehen; Sie kommen ſogleich mit mir!“ — „Als Sie hier ein-

*) Ohngefähr 900 Franken. —

kehrten,“ antwortete jener, „ſagten Sie mir nicht, daß Sie Geld bey ſich hätten; und als Sie abreiſ'ten, haben Sie es mir nicht anvertraut. Sie ſind leer gekommen; ſo kehren Sie auch wieder zurück. Warum fallen Sie im Angeſicht des Himmels und der Erde über mich her?“ — „Ich bin ein Angeſtellter des Bezirks,“ ſagte der Courier. „Ich hatte vier Rollen Silbergeld, jede von dreyßig Unzen. In allem waren es hundert zwanzig Unzen. Damit hatte ich einen Sack von weißer Leinwand angefüllt, den ich um meine Lenden trug. In der verfloſſenen Nacht band ich ihn los, und legte ihn an der obern Bettſtelle unter das Stroh. Hier iſt mein Patent! Das flößt Ihnen wohl keinen Reſpect ein?“ Und ſogleich zog er aus ſeinem Aermel ein Papier mit rother Schrift, zeigte es dem Gaſtwirth, und fragte: „Iſt das falſch? Wollen Sie nicht mit mir gehen, ſo eile ich nach der Stadt, und klage Sie an.“ Hiemit zog er den Wirth hinaus, und ſchleppte ihn im Gehen mit ſich fort. Dieſer aber, höchſt aufgebracht, ſtieß ein großes Geſchrey aus? „Man greift mich an! Man beſchimpft mich!“ —

Sſe Yeoupe, der nunmehr von der Wahrheit der Sache überzeugt war, kam in Eile herbey, ſtellte ſich vor jene, und hielt ſie auf. „Laſſen Sie ihn ſogleich los!“ ſagte er. „Sie haben keine Urſache, meine Herren, ſich ſo zu erzürnen. Ich habe das Geld gefunden, und hier iſt es!“ Darauf ließ er es von Siaohi bringen, und ſtellte es dem Courier zu. Als dieſer und der Wirth das Geld wiedergefunden ſahen, traten ſie näher, um es zu betrachten; dann wandten ſie ſich ſchnell zu Sſe Yeoupe, und ſtatteten ihm mit großer Höflichkeit ihren Dank ab.

„Nur mit Mühe wird man Jemand finden, der ſo wohldenkend iſt,“ ſagten ſie. „Wäre dieſes Geld in die Hände eines Andern gefallen, der es mitgenommen hätte, dann war unſer beyder Leben ſehr gefährdet.“ — „Es iſt Geld der Regierung,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Welchen Dank ſind Sie mir ſchuldig? Nur bitte ich, zu ſehen, ob es auch im gehörigen Stande iſt; denn meine Abreiſe hat Eile.“ — „Sie haben mir einen wichtigen Dienſt geleiſtet,“ ſagte der Courier. „Wie kann ich dafür erkenntlich ſeyn? Ich bitte Sie, mein Herr, noch eine halbe Viertelſtunde zu verweilen. Ich laſſe ein kleines Abendbrod bereiten, und lade Sie ein, dabey Platz zu nehmen, damit ich Ihnen meine Hochachtung bezeigen kann.“ — „Sehr dringende Geſchäfte nöthigen mich, nach der Hauptſtadt zu gehen,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Ich wollte Ihnen Ihr Geld wieder zuſtellen, und es blieb mir kein anderes Mittel, als Sie hier abzuwarten. Ich habe nicht die geringſte Muße, den Beweis Ihrer Gewogenheit zu empfangen.“ — „Trinken Sie doch eins mit uns, ich bitte darum!“ ſagte der Wirth. „Es gibt freylich hier nichts Sehenswürdiges für Sie; allein es iſt ſchon ſpät. Sie werden nicht mehr weit kommen, und zudem iſt der Weg nicht der beſte. Morgen können Sie ja frühe, und auch mit mehr Sicherheit, abreiſen.“ — „Ich bin ein Student,“ antwortete Sſe Yeoupe; „ich habe nur das nothwendigſte Gepäck und keine koſtbaren Sachen bey mir. Was ſollte ich fürchten?“ — „Man braucht nicht gerade etwas Koſtbares bey ſich zu haben,“ ſagte der Wirth; „man kann doch beunruhigt werden.“ — Sſe Yeoupe aber beſtand auf ſeiner Abreiſe, und troß aller Gegenrede

war der Wirth genöthigt, das Gepäck auf den Rücken ſeines Pferdes zu laden. Sſe Yeoupe ließ durch Siaohi die Zeche für Mahlzeit und Nachtlager berichtigen, und verließ den Gaſthof. Der Courier und der Wirth wiederholten ihm ihren Dank und ihre guten Wünſche, und begleiteten ihn bis an ſein Pferd. Er ſtieg auf, und zog ab.

Es ward dem Eigner ſein verlorner Schatz
Auf's neu gegeben, den er wohl umſonſt
Von jedem andern Reiſenden begehrt.
Sagt nicht, der junge Mann ſey unerfahren
In Weltgeſchäften! Eher, als Ihr glaubt,
Hat er die Bahn zum Reichthum angetreten. —

Der Courier, der wieder im Beſitz ſeines Geldes war, eilte, ſeinem Geſchäfte nach, weiter. Was Sſe Yeoupe betrifft, ſo lenkte er ſein Pferd nach Norden zu. Noch hatte er nicht über zehn Meilen zurückgelegt, als ſich plötzlich ein ſtürmiſcher Wind erhob. Der Himmel bedeckte ſich; ſchwarze Wolken zogen von allen Seiten her, und verkündeten Regen. Sſe Yeoupe war in Verlegenheit, und wollte ein Nachtquartier ſuchen. Als er aber auf beyden Seiten der Landſtraße umher blickte, ſah er nur eine Pflanzung von Weiden, ein großes ödes Feld, und keine einzige Wohnung. In dieſer Ungewißheit ſpornte er ſein Pferd, als plötzlich ein großer Kerl, mit einem Prügel bewaffnet, aus dem Geſträuche hervorſprang, und, ohne ein Wort zu ſprechen, Sſe Yeoupe einen heftigen Schlag auf das Haupt verſetzte. Dieſer verlor die Beſinnung; es entfuhr ihm nur das Wort: „Ich bin hin!" Er konnte ſich nicht mehr im Sattel halten, fiel vom Pferd, und deckte den Raſen. Der Räuber ergriff den günſtigen Augenblick, ſchwang ſich auf das Pferd, und

zwang daſſelbe, indem er es mit zwey oder drey Stockſchlägen auf das Kreutz antrieb, flügelſchnell davon zu eilen. So verſchwand er in dem Weidengehölze.

Siaohi, der zurückgeblieben war, lief herbey, um ſeinem Herrn wieder aufzuhelfen. Der Räuber hatte, nebſt dem Pferd, auch das Gepäck mitgenommen, und man wußte nicht, wohin er geeilt war. Als Sſe Yeoupe ſich wieder erhoben, fand er, daß ihm glücklicher Weiſe ſein Sturz keine Wunde verurſacht; aber er hatte weder Roß, noch Gepäcke mehr. Herr und Diener ſahen einander an, und konnten weiter nichts thun, als ihr Mißgeſchick beweinen.

Man war gerüſtet zu der Reiſe Müh'n,
Und ſieh! ein Räuber häuft das Ungemach.
Noch nicht erſchienen iſt der Tag des Glücks:
O widerwärtige Begebenheit! —

Sſe Yeoupe war jetzt in eben ſo großer Verlegenheit weiter zu gehen, als umzukehren. Man wird im folgenden Kapitel finden, wie er ſich aus derſelben zog. —

Dreyzehntes Kapitel.

Der junge Baccalaureus zieht Vortheil von ſeinem Talent in den Verlegenheiten, welche ihm ſeine Reiſe bewirkte.

Sagt nicht, die Wiſſenſchaft ſey gegen Hunger
Ein ſchwacher Bürge nur! Es kommt die Zeit,
Wo Vortheil Euch des Pinſels Kunſt erringt.
Es kennt ein reicher Edelmann den Preis,
So dem Talent gebührt, ein köſtlich Mahl
Wird im beglänzten Saal ihm dargeboten.
Mehr Quellen hat ein Dichter, als man glaubt:
Das leichte Werkzeug iſt in ſeiner Hand
Schon Bürge des Gewinns; und liebevoll
Gewährt die Gunſt ihm eine andre Schöne
Bey jener Prüfung, ſo im Herbſte folgt,
Und bis zum Tod bewahrt ſie für den Sänger
Gefühle, die ſein Lied ihr eingehaucht.

So war denn Sſe Yeoupe inmitten eines öden Landes beraubt, hatte weder Pferd, noch Gepäcke, war allein, und, gleichwie ſein Diener, von allem entblößt, während der Himmel ſich immer mehr umwölkte. Er fing alſo an, ſich mit Siaohi zu berathen, und ſprach: „Das Ziel unſerer Reiſe iſt noch weit entfernt. Kaum werden wir ein Nachtquartier erreichen, geben wir auch noch ſo geſchwind. Wir ſind beyde ausgeplündert, und ohne Geld, um unſere Reiſe fortzuſetzen. In welchem Hauſe wird man uns aufnehmen? Das Beſte iſt, wir kehren nach unſerem letzten Gaſthofe zurück, und verweilen noch dort

ein wenig." — „In dem jetzigen Zuſtand der Dinge bleibt uns kein anderer Weg," ſagte Siaohi; damit reichte er Sſe Yeoupe den Arm, und half ihm dahin zurückgehen, woher ſie gekommen waren. Bey der Abreiſe war Sſe Yeoupe voller Feuer und Ungeduld; bey der Rückkehr hatte er weder Kräfte, noch Muth. Seines Pferdes beraubt, und kaum der Füße mächtig, erreichte er erſt den Gaſthof, als es ſehr ſpät war und man ſchon die Lichter anzündete. Sobald ihn der Wirth ſah, fragte er ganz erſtaunt: „Nun, mein Herr! Was führt Sie zurück? Hatten Sie Unfälle?" — Sſe Yeoupe erzählte ihm, wie er geplündert worden ſey. Der Wirth ſtampfte mit dem Fuß, und ſprach: „Mein Herr, ich hatte Ihnen ja geſagt, daß Sie nicht weggehen ſollten. Aber Sie wollten mich nicht hören, und nun iſt Ihr Pferd und Ihr Gepäck dahin. Welcher traurige Vorfall!" — Was mein Gepäck anlangt," antwortete Sſe Yeoupe, „ſo hatte ich deſſen ſehr wenig, und brauche nicht darüber troſtlos zu ſeyn. Aber nach dem Unglück, das mir auf der Straße widerfuhr, von allem entblößt, weiß ich nicht, wie ich meine Reiſe fortſetzen ſoll." — „Mein Herr," ſagte der Wirth, „ich bitte darum, gehen Sie hinein, und ſpeiſen Sie zu Nacht. Ich laſſe Ihnen Ihr voriges Bett zurüſten. Sie bleiben die Nacht hier, und morgen können Sie ſich ſchon anderswo das Nöthige verſchaffen." —

Sſe Yeoupe nahm dieſen Vorſchlag an, und blieb im Gaſthofe. Den folgenden Morgen ſtand er bey Zeit auf, und war eben im Saale, um ſich mit dem Hausherrn zu berathſchlagen, als man einen Greis, mit weißem Bart, an der Pforte ankommen ſah. Er näherte ſich ihnen,

und ſprach: „Mich dünkt, daß dieſer edle junge Herr der nämliche iſt, welcher geſtern dem Courier ſein Geld wieder zuſtellte. Er war ſchon abgereiſ't; was nöthigte ihn, wiederzukommen?“ — „Sollten dergleichen Unthaten in dem Reiche geſchehen dürfen?“ ſagte der Wirth mit Seufzen. „Der edle junge Herr fand geſtern hundert und zwanzig Unzen Geld; ſeine Rechtſchaffenheit verband ihn, ſie dem Eigenthümer wieder zu geben. Wer hätte geglaubt, daß der Himmel gegen ſeine Handlung die Augen verſchließen, und ihm auf der Landſtraße ein Räuber ſein Pferd und all ſein Gepäcke nehmen würde? Jetzt iſt er in eben ſo großer Verlegenheit umzukehren, als ſeinen Weg zu verfolgen.“ — „Wenn dem ſo iſt,“ ſagte der Greis, „dann ward eine gute Handlung ſehr übel belohnt. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie nach dem Namen Ihrer Familie, dem Ort Ihrer Geburt, und dem, wohin Sie ſich begeben, frage.“ — „Mein Familienname iſt Sſe,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „meine Familie iſt aus Kinling, und ich wollte nach der Hauptſtadt gehen, um einen meiner Bekannten zu beſuchen. Ich verſah mich wenig des Unfalls, der mich betraf. Das Geld für meine Reiſe iſt gänzlich verloren. Welchen Rath, mein Herr, könnten Sie mir ertheilen?“ — „Edler Herr Sſe, weil dies Ihr Name iſt,“ ſagte der Greis, „von hier nach der Hauptſtadt ſind es nur acht bis neun Tagreiſen, und die Koſten derſelben können nicht ſehr beträchtlich ſeyn. Aber für das Gepäck und für Ihren Aufenthalt am Hof, iſt ein Weiteres nöthig.“ — „Warum ſo viele Ausgaben?“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Ich bedarf nur Weniges für meine Reiſe und einige Kleinigkeiten zum Gepäcke. Hätte

ich nur ohngefähr zehn Unzen, ſo wäre dies genug, um nach der Hauptſtadt zu kommen, und dort fände ich weitere Hülfsmittel.“ — „Der Herr hat mir einen wichtigen Dienſt geleiſtet,“ ſagte der Wirth. „Ich ſollte ihm dieſe zehn Unzen leihen. Aber ich bin ein armer Mann, und kann ſie nicht in ſo kurzer Zeit zuſammenbringen. Haben Sie dieſe Summe bey ſich, edler Herr Tchang, und wollen ſie dem Herrn Sſe für ſeine Reiſe vorſtrecken, ſo werde ich trachten, ſie nach und nach bey Seite zu legen, und erſtatte Ihnen dann alles, ohne daß im Geringſten etwas daran fehlen ſoll.“ — „Ich ſehe,“ ſagte der alte Tchang, „daß der edle Herr Sſe ein Mann von Verdienſt und Rechtſchaffenheit iſt. Zudem iſt er in Nanking geboren, und beſitzt, ohne Zweifel, vorzügliche Talente im literariſchen Fach. Wenn er ſich etwa in der Dichtkunſt auszeichnet, ſo hätte ich das Mittel, zu finden, was er braucht.“ — „Ich beſitze keine vorzügliche Talente in der Literatur,“ antwortete Sſe Yeoupe. „Aber was die Dichtkunſt anlangt, ſo dient ſie mir jeden Abend zur Unterhaltung. Kann ſie mir etwas helfen, ſo bitte ich Sie, mir dieſen Dienſt zu leiſten.“ — „Das iſt herrlich!“ verſetzte der alte Tchang. „Ich habe einen Verwandten, Namens Li, einen reichen Mann, der erſt kürzlich zur Würde eines Raths *) erhoben ward. Sein beſonderes

*) Vice-Präſident eines Provincial-Gerichts. Das Wort Rath paßt um ſo mehr für den Chineſiſchen Titel, als dieſer, durch einen ziemlich neuen Mißbrauch, von einer der erſten Stellen der Chineſiſchen Magiſtratur entlehnt iſt. Faſt eben ſo iſt es mit dem Rathstitel in Frankreich, der bey gerichtlichen Aemtern von verſchiedener Natur und bey mehreren Stufen derſelben gebraucht wird.

Streben geht dahin, Verbindungen mit den vornehmſten Beamten zu unterhalten. Vor einigen Tagen kam der neue Richter der Provinz an. *) Er empfing meinen Verwandten ſehr gut, und dieſer wollte ihm beträchtliche Geſchenke anbieten. Der Richter jedoch ſchlug ſie aus Uneigennützigkeit aus. Da nun mein Verwandter nicht wußte, wie er jenem ſeine Achtung bezeigen ſollte, kam ihm der Gedanke, demſelben einen mit Seide überzogenen Stubenſchirm zu ſenden, und darauf, durch irgend einen geſchickten Künſtler, vier hübſche Gegenſtände malen zu laſſen. Er wollte noch eben ſo viele, von einem ausgezeichneten Dichter verfertigte, Stücke in Verſen, zur Erklärung der vier Gegenſtände, beyfügen, und mit allem dieſem die acht Abtheilungen des Schirms verſehen. Können Sie, edler Herr Sſe, Ihr treffliches Talent auf dieſe Gedichte verwenden, ſo wird es ein Leichtes ſeyn, Ihnen das nöthige Geld für Ihre Reiſe zu ſchaffen.“ — „Es iſt nicht ſehr ſchwer, Verſe zu machen,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Aber gibt es kein ausgezeichnetes Talent unter den Bewohnern einer Stadt, welche die Heimath der Literatur iſt, **) und ſollten Sie genöthigt ſeyn, ſich deshalb an mich zu wenden?“ — „Die reine Wahrheit zu ſagen, edler Herr Sſe,“ erwiederte der alte Tchang, „es fehlt nicht an Gelehrten in der Provinz Chantoung; aber ich kenne deren keine, die, wenn ſie einmal in Aemter getreten ſind, ihre Muße dem Studium der alten Literatur und dem Anbau

*) Der Richter der Provinz iſt eine vornehme Perſon, welche die Aufſicht über die Provincial-Gerichte hat.

**) Die Heimath des Confucius und ſeiner vorzüglichſten Schüler, wie man ſchon oben ſah.

der Dichtkunſt weihen. Nur ein gewiſſer Licentiat, Tſian, iſt im Stande, einige Verſe zu machen. Aber dieſer Mann iſt zugleich voll von Eigenliebe und Eitelkeit, und man hat Mühe, etwas aus ihm zu bringen. Im Frühlinge bat ihn mein Verwandter um ein Gedicht auf die Geburtsfeyer des Unterpräfekten. Er lud ihn dreymal zu Tiſche, und machte ihm Geſchenke, von zwanzig bis dreyßig Unzen Werth *). Alles dieſes war nicht genug; er fährt noch fort, bald das, bald jenes zu borgen. Noch jüngſt hat ſich mein Verwandter wegen der vier Gedichte an ihn gewendet. Er verſprach, in einem Moment der Begeiſterung ſogleich deſſen Befehle zu empfangen, zog ihn aber von Tag zu Tag herum, und dennoch hat ihn mein Verwandter fortwährend zu Tiſche geladen. Noch kam nichts zum Vorſchein. Können Sie alſo, edler Herr Sſe, dieſe Gedichte verfertigen, ſo erſparen Sie Letzterem alle Mühe, die er ſich bisher mit dieſem Menſchen gegeben hat.“ — „Weil ſich die Sache ſo verhält,“ antwortete Sſe Yeoupe, „ſo iſt es wohl leicht, Ihrem Herrn Anverwandten dieſen Dienſt zu leiſten. Aber meine Reiſe drängt mich ſehr. Mache ich die Verſe noch heute, ſo wünſchte ich auch ſchon morgen unterwegs zu ſeyn. Wir müſſen alſo, mein Herr, ſogleich miteinander abgehen.“— Der alte Tchang lachte, und ſprach: „Das Gedicht auf jene Geburtsfeyer hat allein den Licentiaten Tſian über vierzehn Tage Zeit gekoſtet. Sollte es Ihnen leicht ſeyn, dieſe vier Stücke ſo ſchnell zu verfertigen? Wenn Sie hiezu das Talent beſitzen, edler Herr Sſe, ſo bietet

*) 150 oder 200 Franken.

Ihnen mein Verwandter gewiß ein Geſchenk an, und erlaubt ſich auch nicht, Sie in Ihrer Reiſe aufzuhalten.“ — „Ich verlaſſe mich ganz auf Sie“, erwiederte Sſe Yeoupe, „und bitte Sie, die Sache gefälligſt anzuordnen.“ — „In dieſem Fall, Herr Sſe, wollen wir ſogleich abreiſen“, ſagte der alte Tchang. — „Iſt es weit von hier?“ fragte jener. — „Nicht ſehr weit,“ antwortete der Wirth. „Das Haus des edlen Herrn Li iſt am Ende der Stadt gegen Morgen; es begränzt die Wohnung des Vice-Intendanten Lo.“ — „Weil es nicht weit iſt,“ ſagte Sſe Yeoupe, „ſo werde ich mich ohne Verzug dahin verfügen, und haben Sie gute Pferde, Herr Wirth, ſo geben Sie ſich die Mühe, mir eins bereit zu halten.“ — „Das iſt nicht ſchwer,“ ſagte der Wirth.“ Gleich darauf zog der alte Tchang mit Sſe Yeoupe, dem Siaohi nachfolgte, ab, und alle drey nahmen den Weg nach der Stadt und nach der Wohnung des Kanzlers Li.

Es gibt ſich in Gefahr, wer über Höh'n
Und auf den Straßen ſeinen Weg verfolgt;
Der Fiſch, betrogen von der Wellen Glanz,
Fällt in das Garn: wohl fühllos iſt das graue
Gewölk; doch jagt der Wind es nach Gefallen. —

Der alte Tchang und Sſe Yeoupe kamen bald am Hauſe des Kanzlers Li an. „Edler Herr Sſe,“ ſagte Erſterer zu ſeinem Gefährten, „ich bitte, einen Augenblick zu warten. Ich gehe zuerſt hinein, um Sie meinem Verwandten zu melden; dann komme ich ſogleich wieder, und hole Sie ab.“ — „Ich warte auf Sie,“ antwortete Sſe Yeoupe. Der alte Tchang ging in das Haus, und Sſe Yeoupe blieb vor der Thüre ſtehen. Als er um ſich blickte, ſah er zwey große, an einander

ſtoßende Häuſer. Auf dem Thor des einen ſtanden acht Paniere, welche nicht ſehr alt zu ſeyn ſchienen. Ueber dem Thor las man die Worte:

Leitung der Sitten.

Das Aeußere hatte ein etwas verfallenes Anſehen, und man ſah wohl, daß dies die Wohnung eines in Ruheſtand verſetzten Beamten von ein wenig ſonderbarer Gemüthsart war.

Auf dem andern fanden ſich keine Paniere. Die Inſchrift über dem Thore hieß:

Zweyte Stufe des großen Collegiums.

Alles ſchien hier in guter Ordnung und wohl eingerichtet zu ſeyn. Alles verkündete die Wohnung eines Mannes, der mit einem hohen Verwaltungsamte bekleidet war. —

Sſe Yeoupe hatte ſeine Betrachtungen noch nicht geendigt, als er aus dem Hauſe einen Diener kommen ſah, der zu ihm ſprach: „Der edle Herr, mein Gebieter, iſt in dem Saale. Er bittet Sie, mein Herr, zu ihm hineintreten zu wollen.“

Als Sſe Yeoupe an die Ehrenpforte kam, ſtieg eben der Rath Li die Treppe herab, und ging ihm entgegen. Jener blickte ihn an, und was ihm ſtark in die Augen fiel, war:

„Die gleich einem Berggipfel abgedachte Mütze; die ernſthafte Phyſiognomie, verbunden mit der tiefen Stimme einer Magiſtratsperſon, welche die literariſchen Prüfungen überſtanden hat, und das ſtolze Anſehn eines mit dem Gürtel geſchmückten Beamten. Sein Alter war zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren; ſeine Stelle befand ſich zwiſchen der achten und neunten Klaſſe.“

„An ſeiner Kleidung hatte er mehrere gelbe Schleifen; unter dem Schilde, den er auf der Bruſt trug, fielen Gehenke herab, und über demſelben erhob ſich ein Stück ſchwarzer Gaſe. Sein gezwungenes Weſen, ſein Ehrfurcht gebietender Gang hinderten nicht, daß man auf ſeine Koſten lachte.“

Der Rath kam alſo Sſe Yeoupe entgegen, und führte ihn in den Saal. Hier nahmen beyde, nach den gewöhnlichen Grüßen, die ihnen gebührenden Plätze ein. Hierauf begann der Rath: „Edler Herr Sſe, mein Verwandter rühmt mir ſehr Ihre Talente. Aber noch konnte ich nicht erfahren, welcher glückliche Zufall Sie zu einer ſo großen Gefälligkeit bewog.“ — „Es iſt ſehr unſchicklich,“ antwortete Sſe Yeoupe, „daß ich die Unterhaltung mit Denſelben auf ſo wenig ceremoniöſe Art anfange. Aber ich hatte das Unglück, auf einer Reiſe gänzlich beraubt zu werden, und dies brachte mich zufällig in's Geſpräch mit Ihrem Herrn Anverwandten, der mich zu Eurer Excellenz geführt hat. Ich vernahm, Sie wollten eine kleine Aufſchrift machen laſſen, und bin Ihrem Verwandten vielen Dank ſchuldig, weil er mich nicht ohne alles Talent glaubte, und darum die Güte hatte, mich für jenen Gegenſtand vorzuſchlagen. Er gab mir gleich anfänglich Stoff zu langen Erinnerungen. Deshalb war ich ſo kühn, mich Ihnen vorzuſtellen, und bitte wegen einer ſolchen Verwegenheit um Entſchuldigung.“ — „Ja,“ ſagte der Rath, „der Provincialrichter iſt vor einigen Tagen angelangt. Ich hatte die Ehre, ſeine Blicke zu feſſeln. Ich will ihm mit einem ſeidenen Schirm für ſein

Gemach meine Huldigung darbringen, und ließ ſchon durch einen berühmten Mahler vier Gegenſtände ausführen, die ich hier habe. Noch möchte ich vier Gedichte, zur Erklärung der Gemälde, beyfügen, ſo daß der Schirm acht Abtheilungen erhält. Ich hatte ſelbſt Luſt, etwas Mittelmäßiges darauf zu dichten, fand aber keinen Augenblick Zeit. Da ich nun bey Ihnen ſo viel Talent und eine ſo große Gefälligkeit finde, und da Sie, mein lieber Herr, geneigt ſind, den Meißel in die Hand zu nehmen, ſo bin ich Ihnen unendlich verpflichtet. Kann ich aber im Augenblick, da ich Ihre Bekanntſchaft mache, auch Ihre Güte ſo weit mißbrauchen?" — „Ich fürchte nur etwas," erwiederte Sſe Yeoupe; „daß nämlich mein geringes Talent nicht würdig genug ſey, etwas in Ihrem Namen zu geben. Weil Sie aber meinen Dienſt nicht verſchmähn, ſo bitte ich, mir die Gegenſtände zu ſagen." — „Wohlan!" verſetzte der Rath, „weil Sie denn ſo überaus gefällig ſind, ſo gehen wir in den hintern Garten, um einige Taſſen zu nehmen; alsdann erwarte ich Ihre Belehrung." Und ſogleich befahl er ſeinen Dienern, ein kleines Mahl aufzutragen, erhob ſich, und bat Sſe Yeoupe, ihm in den Garten zu folgen.

Der ganze öſtliche Theil dieſes Gartens war mit Blumen bepflanzt, und man ſah hier eine mit roth bemahltem und künſtlich gearbeitetem Gitterwerke verſchloſſene Gallerie. Er war durch Bambusrohr und blühendes Geſträuch gegen die Sonne geſchirmt. Reiche Farben ſchmückten die Mauern, jenſeits welcher man Ulmen und Weiden erblickte, deren Wipfel einen ſehr hohen Pavillon umgaben und die Ausſicht auf die angenehmſte Weiſe beſchränkten.

Als Sſe Yeoupe in die Gallerie trat, war er nicht geſtimmt, bey dieſen Schönheiten zu verweilen. Man trug bald das Mahl auf, und der Rath ſetzte ſich mit ſeinem Gaſt, den er höflich bediente, an die Tafel. Sie hatten die Taſſe in der Hand, als ein Diener den Beſuch des Licentiaten Tſian meldete. „Er kommt ſehr gelegen," ſagte der Rath. „Geh geſchwind, und bitte ihn hereinzutreten!" — Damit ſtand er auf, ging dem Licentiaten entgegen, und kam im Augenblick mit demſelben herein. Auch Sſe Yeoupe ſtand auf, um ihn zu empfangen, und ſah, daß der Licentiat ein Mann war, der einen langen Bart, einen dicken Bauch, viele Corpulenz und ein doppeltes Kinn hatte. „Wer iſt dieſer Herr?" fragte Tſian den Rath, als er Sſe Yeoupe erblickte. — „Es iſt Herr Sſe aus Kinling," war die Antwort. — „Ach! das iſt alſo ein Gaſt von weit her," erwiederte jener, und überließ ihm den Platz zur Linken. Nachdem man einander die gewöhnlichen Höflichkeiten bezeigt, ließen ſich die drey Tafelgäſte nieder, und der Licentiat wandte ſich an Sſe Yeoupe mit den Worten: „Edler Herr Sſe, was führt einen Mann aus Ihrer ſchönen Provinz in unſere kleine Stadt?" — Noch ehe Sſe Yeoupe Zeit zu antworten hatte, nahm der Rath das Wort. „Der edle Herr Sſe, ſprach er, iſt nicht abſichtlich hieher gekommen. Er geht nach der Hauptſtadt. Unter Wegs ward er beraubt, und dadurch ſeine Reiſe unterbrochen. Einer meiner Verwandten iſt ihm geſtern zufällig begegnet. Er vernahm, daß dieſer Herr, ſo jung er auch iſt, ein ausgezeichnetes Talent beſitzt, und da er wußte, daß ich von Ihnen die vier Gedichte, welche ich für den edlen Herrn

Richter begehrte, noch nicht erhalten konnte, ſo dachte er dem Herrn Sſe dieſe Mühe zu übertragen. Dieſer hat ſeinen Vorſchlag nicht abgewieſen, und mir die Ehre ſeines Beſuches erzeigt. Mein Gaſt und ich wollten uns angenehm unterhalten; aber die Freude wäre nicht vollkommen geweſen. Darum iſt es recht ſchön, daß Sie dieſe Stunde zu Ihrem Beſuche gewählt; es wird uns nicht an Begeiſterung fehlen." — „Recht gern!" erwiederte der Licentiat. „Deshalb bin ich in dieſen Tagen nicht weggeblieben. Aber unter Umſtändlichkeiten und Beſchwerden, womit ich überhäuft war, bot ſich mir kein Moment zum dichteriſchen Aufſchwunge. Heute vernahm ich, der Richter wäre von einer Inſpectionsreiſe zurückgekehrt. Ich fürchtete, Ihr Zweck möchte verfehlt werden, und machte mich zu Ihren Dinſten bereit. Die Quelle meiner poetiſchen Ideen war darum nicht weniger verſtopft. Glücklicher Weiſe hat der Himmel den edlen Herrn Sſe hieher geführt. Er überhebt mich alſo der Mühe, nachzuſinnen und mir den Kopf zu zerbrechen." — „Ich bin," antwortete Sſe Yeoupe, „nur ein armer Wanderer, der Aushülfe ſuchen muß. Dies gab mir den thörichten Gedanken ein, um guten Dienſt Verſe zu machen. Ich übernehme die Stelle des Flötenſpielers. Aber die ſchlechten Kräuter, welche ich zu bringen vermag, haben nur geringen Werth gegen das Gaſtmahl, ſo mir angeboten wird. Ich hatte die Schwäche meiner Geiſteskräfte nicht ſogleich berechnet. Da der große Zauberer nun erſchienen iſt, wird der kleine Zauberer nicht zu Athem kommen, und das Beſte, was er thun kann, iſt, daß er ſich zurückzieht." — „Meine Herren," unterbrach der Rath, „ſeyen

Sie nicht ſo beſcheiden. Weil Sie ſo gefällig ſind, müſſen Sie mir auch beyde die Hülfe Ihres Geiſtes gewähren. Nehmen Sie geſchwind einige Taſſen, um ſich in Dichterlaune zu verſetzen.“ Hiermit ſchenkte er ihnen ein, und ermahnte ſie zum Trinken. —

So brachten ſie einige Zeit hin, worauf Sſe Yeoupe das Wort nahm, und ſagte: „Ich bin ein ſehr ſchwacher Trinker. Edler Herr Li, weil Sie meine Dienſte nicht verſchmähn, bitte ich um Ihre Stoffe, und iſt meine Dichtung geendigt, ſo unterwerfe ich ſie Ihrem Urtheil.“ — Der Rath wollte dieſen Vorſchlag nicht eingehen; aber der Licentiat Tſian beſtand darauf: „Ja doch! Ja doch!“ rief er; „zeigen Sie uns Ihre Stoffe! Man dichtet, man trinkt zugleich miteinander; eins hindert das andere nicht.“ —

Hierauf ließ der Rath durch ſeine Diener ein für Geſchenke beſtimmtes Kiſtchen holen. Er ließ es öffnen, und zog vier gemahlte Blätter, welche Frauen vorſtellten und mit Ueberſchriften verſehn waren, heraus. Er reichte ſie ſeinen Gäſten hin, welche die Blätter aufrollten, um ſie zu beſchauen. Die Aufſchrift des erſten Blattes hieß: Die Nätherinnen; man ſah hier zwey Frauen, die gegen einander über ſaßen und mit Nähen beſchäftigt waren. Das zweyte führte den Titel: Die Auswägerin; es ſtellte eine Frau vor, die etwas in einer Wage abwog, nebſt mehreren andern, die ihr zuſahen. Der Gegenſtand des dritten Blattes war die Küche. Hier erblickte man mehrere Frauen in einer Küche; einige blieſen die Flamme an, andere bereiteten Gerichte, noch andere wuſchen die kochenden Stücke ab, und wieder andere ſetzten ſie an's

Feuer. Das vierte hieß die Wahrſagerinnen; drey oder vier Frauen übten an einem Blumenkelche das Fingerſpiel.

Dies waren die Stoffe, über welche man dichten ſollte, und da vier Gemälde vorhanden waren, ſo bedurfte es eben ſo vieler Gedichte als Anſpielung auf die Geſinnungen, welche man demjenigen, der dieſe Stücke empfing, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Sſe Yeoupe betrachtete ſie einige Zeit, ohne etwas zu ſprechen. Aber der Licentiat Tſian nahm das Wort: „Edler Herr Li,“ ſagte er, „bey Ihnen iſt alles prächtig. Welche herrliche Gemälde ließen Sie da verfertigen! Aber die Stoffe ſind ſchwer; man kann nicht ſo geſchwind die Hand daran legen. Es wird Zeit zum Nachdenken erfordert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen das in ſo kurzer Zeit zu machen. Aber Herr Sſe iſt ja ein geſchickter Mann ...“ — „Meiſter Tſian,“ unterbrach ihn Sſe Yeoupe, „was Sie da ſagen, muß ich weit mehr bey mir ſelber fühlen. Aber ich habe höchſt dringende Geſchäfte. Dennoch kann ich nicht umhin, einen Verſuch zu wagen, ſo mittelmäßig er auch ſey, damit ich die Verwegenheit, mich vorgedrängt zu haben, entſchuldigen und ſodann Abſchied von Ihnen nehmen kann.“ — „Ihre Gefälligkeit beſchämt mich,“ ſagte der Rath; und ſogleich befahl er ſeinen Leuten, Pinſel, Schreibzeug und ein Blatt Papier zu bringen. Sſe Yeoupe nahm ſie ohne weitere Ceremonieen, ergriff den Pinſel, und ſchrieb alles in einem Zuge nieder.

Vorwärts eilt er, nicht zu Fuße;
Denn kein Renner mag ihm folgen.
Gleich dem Dämon ſchwebt er, läßt dann
Wie ſein Flügelroß ſich nieder.

Dunkel iſt's Papier von Wolken
Rauch, aus dem die Dint' entſtanden. — *)

Als Sſe Yeoupe mit Schreiben fertig war, reichte er ſein Gedicht dem Rath Li und dem Licentiaten Tſian mit den Worten: „Wenn dies auch wenig Ihr Anſchaun verdient, ſo wünſche ich nur, daß meine Schwäche ſich Ihres Vertrauens nicht ganz unwerth zeige.“ — Als beyde das Papier entrollt, laſen ſie Folgendes:

1. Die Nätherinnen.

Zurück ruft das Gewerb die ſchöne Zeit
Der Vorwelt; ſo geſchmückt war jene Tracht
Mit allem Glanz des Himmels und der Erde.
Fein, wie Niuwa, in der Nadel Kunſt,
Und ſitzend eine bey der andern, könnt
Ihr ſie der Sonne und dem Mond vergleichen.

2. Die Auswägerin.

Ja, ewig legt das mächtigſte Gewicht
Der Schönen holdes Lächeln in die Wage.
Ein ſaures Antlitz wird bey'm erſten Blick
Verklärt: die Richterin hält unbeſtechlich
Mit feſter Hand die Wag', und duldet nicht
Von ihrer Seit' Ungleichheit bey den Menſchen.

3. Die Küche.

Wohl tauſend Kämpfe haben Feu'r und Waſſer
In dieſer Welt: ſo herrſcht des Bittern und
Des Süßen Streit in unſerem Gemüth.
Wie kann die Miſchung hold und lieblich ſeyn
Bey Stoffen, die ſich immer nur befehden?
Ihr lehrt es uns durch glücklichen Gebrauch,
Den von der Pflaum' Ihr macht und von dem Salze.

4. Die Wahrſagerinnen.

Zählt nicht auf eitles Rathen, noch auf das,
Was Zufall eingehaucht! Sein Name ſteht
Geſchrieben im Gedächtniß des Monarchen.

---

*) In China wird die Dinte mit Schwärze des Rauchs gemacht.

Einſt lohnt ihm treue Pflicht der gold'ne Kelch:
Die Sterne, ſo des höchſten Amt verwalten,
Sie leuchten durch der Nacht Gewölke ſchon. —

Als Tſian geendigt, brach er in Erſtaunen und Bewunderung aus. „Welcher Geiſt! Welche Grazie und Geſchicklichkeit!“ rief er. „Sie haben, mein Herr, das Genie eines Unſterblichen.“ — „Eitle Worte, das Werk eines Augenblicks, ſind nicht würdig, Ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln,“ antwortete Sſe Yeoupe.

Der Rath Li prüfte auch ſeiner Seits die Verſe. Sein Urtheil war nicht ſehr geübt; da er aber ſah, daß der Licentiat ſie ohne Ausnahme lobte, hielt er dafür, daß ſie gut ſeyn müßten, und ſprach mit innerlicher Zufriedenheit: „Die Eingebornen Ihrer ſchönen Provinz gleichen wenig den Bewohnern dieſes Landes. Welches Glück, ſo etwas zu beſitzen! Welche Ehre werde ich damit einernten! Aber die Menſchen haben nie genug. Iſt man einmal zu Loung, ſo wendet man ſchon die Augen nach Chou. Wenn ich Sie auch um die eigenhändige Aufſchrift bäte, würden Sie es bewilligen?“ — „Was könnte mich hindern?“ antwortete Sſe Yeoupe. Und ſogleich ſagte er den Dienern, ſie möchten einen trocknen und ſaubern Schreibtiſch an den Fuß der Treppe ſtellen. Unterdeſſen zerrieb er die Dinte. Der Rath Li nahm vier Stücke von ſtarkem, weißem Seidenſtoff, und ließ ſie über die Tafel ſpannen.

Sſe Yeoupe, jetzt etwas aufgeregt durch den Wein, ergriff ſchnell den Pinſel, und hier zeigte ſich in Wahrheit der Drachen Flug und die raſche Bewegung der Schlangen. Im Augenblick war auch dieſe Arbeit vollendet. Der Rath und der Licentiat ſahen ihm dabey zu, und ihr Lob wollte

kein Ende nehmen. Sſe Yeoupe, nur in ſeine Betrachtungen vertieft, ſprach bey ſich ſelbſt: „Verdient ein ſo gewöhnliches Ding den Namen Poeſie? Ach! wenn ich dereinſt neben dem Fräulein Pe ſäße, ein Gebüſch vor meinen Augen und Leuchten über dem Haupte, dann könnte ich wechſelsweiſe trinken und ſingen, dann wäre mein ganzes Leben mit köſtlichen Gedanken erfüllt! Jetzo aber ſind glänzende Perlen in die Dunkelheit geſä't. Jedoch im Laufe gehemmt, den ich aus Liebe zu ihr unternahm, was kann ich anders thun?“ — Noch mit dieſen Ideen beſchäftigt, erhob er das Haupt, und glaubte über der Mauer im Pavillon eine Perſon zu erblicken, die ihn verſtohlen durch das Laubwerk beſchaute, und die ſich zu verwahren ſuchte, daß man ſie nicht ſah. Es ſchien ihm eine ſchöne und anziehende Geſtalt zu ſeyn, und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie eben ſolche Reize, wie Fräulein Pe, aber vielleicht nicht ihre Talente beſitzen möchte. Kaum war dieſer Punkt berührt, ſo wandte er ſich mit Pfeilſchnelle wieder ab. Dann ſprach er zu dem Rath Li: „Die Aufgabe, ſo Sie mir ertheilt, iſt vollendet. Ich werde mich jetzt beurlauben.“ — Der Rath gab ſich Mühe, ihn noch da zu behalten. „Da ich,“ ſagte er, „das Glück hatte, einen ſo weiſen Mann wie Sie zu treffen, wie könnte ich Sie auf dieſe Art von mir laſſen? Es iſt ſchon ſpät; Sie können nicht abreiſen; Sie müſſen ſchlechterdings hier bleiben und auch ein geringes Bett für dieſe Nacht annehmen. Morgen begeben Sie ſich dann bey guter Zeit auf den Weg.“ — „Das kann freylich nicht anders geſchehen,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Aber ich habe weder Pferd, noch Gepäcke, und muß noch heute nach

dem Gaſthofe zurückkehren, um meine Anſtalten zu treffen." — „Seyen Sie unbekümmert, Herr Sſe," verſetzte der Rath. „Alle dieſe Kleinigkeiten ſind meine Sorge." — „Gehen Sie nicht ſo übel mit uns um, Herr Sſe," ſagte der Licentiat. „Es iſt eine Schickung des Himmels, wenn gute Freunde ſo zuſammentreffen. Auch ich will morgen ein wenig die Pflicht des Landes gegen Sie erfüllen. Der edle Herr Li kann Sie durchaus nicht gehen laſſen." — „Es iſt ſehr nöthig, daß ich morgen bey guter Zeit abreiſe," erwiederte Sſe Yeoupe. „Für alle Ihre Güte, Meiſter Tſian, bin ich Ihnen von Herzen dankbar." — „Davon ſprechen wir morgen weiter," ſagte der Rath. „Laſſen Sie uns erſt das heutige beſchließen!" Hiemit erſuchte er ſeine Gäſte, in der Gallerie ein Mittagsmahl zu nehmen. Sie blieben alle drey bey Tiſche, unterhielten ſich und lachten, bis man die Laternen herbeytrug. Jetzo verließ Tſian die andern, und der Rath Li führte Sſe Yeoupe in eine Bibliothek am Ende der Gallerie, um daſelbſt die Nacht zuzubringen.

Stellt ein gemeiner Gaſt ſich dar,
Denkt man nicht an den Gruß:
Doch naht ein Dichter, eilt ihm ſchon
Die Höflichkeit zuvor. —

Sſe Yeoupe konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Am frühen Morgen ſtand er eilends auf, und wollte, als ſein Anzug beendigt war, abreiſen. Da aber ſein Wirth nicht zum Vorſchein kam, verweilte er noch ein wenig. Unterdeſſen erblickte er Tchang, der ſich ihm näherte und ſprach: „Herr Sſe, warum ſind Sie denn ſo frühe aufgeſtanden?" — „Die Tage meines Aufent-

halts ſcheinen mir Jahre zu ſeyn“, antwortete Sſe Yeoupe. „Ich wünſchte mir Flügel, um nach der Hauptſtadt zu kommen. Ich bitte, mein Herr, ſprechen Sie doch ein Wort mit Ihrem Verwandten, daß er mir ohne Aufſchub die verſprochene Beyhülfe gewährt. Sie erzeigen mir dadurch einen höchſt weſentlichen Dienſt.“— „Ihr Reiſegeld iſt das geringſte“, erwiederte der alte Tchang, „und es verſteht ſich von ſelbſt, daß mein Verwandter es Ihnen anbietet. Aber er hat noch eine ſonſtige Angelegenheit, und wird deshalb eine inſtändige Bitte an Sie ergehen laſſen.“ — „Was wäre das?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Mein Verwandter“, war die Antwort, „hat aus dem Lobe, das der Licentiat Ihrem Talent und Ihren Kenntniſſen ertheilt, entnommen, daß Sie ein Mann von hohem Berufe ſind. Er hat alſo, Herr Sſe, eine große Achtung für Sie geſchöpft, und wünſchte Sie in ſeinem Hauſe behalten zu können. Da er einen dreyzehnjährigen Sohn beſitzt, ſo möchte er gern mit Ihnen einen Vertrag eingehen, damit Sie denſelben unter Ihre Aufſicht nähmen, und ihm ein Jahr lang Ihre Sorgfalt widmeten. Das Honorar iſt Ihrem Belieben anheim geſtellt, und welche Summe Sie auch beſtimmen, wird er ſich keinen Abzug erlauben.“ — „Ich verſtehe nichts von dem Amt eines Lehrers“, erwiederte Sſe Yeoupe. „Zudem bin ich nur ein Reiſender, und muß im Augenblick wieder fort. Wie könnte ich einen ſolchen Vorſchlag annehmen?“ — Als er ſo ſprach, trat ein Diener herein, und überreichte ihm eine Einladungskarte. Dieſe kam von dem Licentiaten Tſian, welcher ihn zum Mittageſſen bat. Sſe Yeoupe antwortete ſchnell:

„Ich kann es ſchlechterdings nicht annehmen. Seyd ſo gut, und vermeldet meinen Reſpect und meinen Dank; auch gebt Euch die Mühe, das Billet wieder zu überliefern.“ — „Das Mahl iſt ſchon bereitet,“ verſetzte der Diener. „Sie müſſen durchaus einen halben Tag bleiben, Herr Sſe.“ Damit legte er das Billet nieder, und entfernte ſich. —

Der alte Tchang nahm wieder das Wort, und ſprach: „Herr Sſe, weil Sie keine Neigung haben, hier zu bleiben, ſo kann Sie mein Verwandter nicht dazu zwingen. Aber was die Einladung des Licentiaten betrifft, ſo haben Sie keinen Ausweg. Zudem iſt es kein Mahl von denen, die man ſo leicht findet. Hegte der Licentiat nicht eine doppelte Achtung für Sie, ſo hätte er nie den Einfall gehabt, Sie einzuladen. Es iſt ein Mahl, das Ihnen vom Himmel fällt.“ — „Ja,“ ſagte Sſe Yeoupe, „es iſt ſehr höflich von ſeiner Seite; aber meine Abreiſe drängt mich außerordentlich.“ — „Mäßigen Sie ein wenig Ihre Ungeduld,“ antwortete Tchang. „Ich laſſe Ihr Pferd und Ihr Gepäck beſorgen. Der Licentiat ſpeiſ't frühe; Sie nehmen ein paar Taſſen von ihm an, und machen ſich dann ſogleich auf den Weg.“ — „Ich rechne völlig auf den guten Dienſt, den Sie mir leiſten wollen,“ erwiederte Sſe Yeoupe. Der alte Tchang verließ ihn jetzt, und er blieb allein und ganz muthlos in der Gallerie ſitzen. In der Ungeduld, die ſein Herz verzehrte, ward er entrüſtet gegen die Nothwendigkeit, das zu ſeiner Reiſe erforderliche Geld zu erwarten. „Geh’,“ ſagte er zu ſeinem Diener, „und ſieh’ ein wenig hier vorn, ob die Straße gut iſt! Wir gehen weg; denn

es iſt nicht möglich, ſich daran zu halten und auf dieſe Weiſe zu harren." — „Die Gartenthüre iſt verſchloſſen," antwortete Siaohi; „wir können nicht hinaus; und wäre dies auch, ſo haben wir kein Geld auf den Weg. Sie müſſen ſich, mein Herr, gern oder ungern, heute noch gedulden. Morgen kommen wir ohne Zweifel fort."—

Da Sſe Yeoupe ſeiner Verlegenheit nicht abzuhelfen wußte, entſchloß er ſich zu bleiben. Als er ſo in Erwartung ſtand, hörte er Leute in dem Pavillon, der an die Mauer ſtieß, und eine Perſon, die man nicht ſehen konnte, ſprach: „Die Granatbäume vor der hintern Thüre ſtehen in voller Blüthe." — Sſe Yeoupe horchte auf dieſe Rede, und nahm nun an, daß der Garten, worin er ſich befand, auch eine Hinterthüre haben müſſe. Er folgte daher ſogleich der Mauer, um dieſe Pforte zu ſuchen, und fand ſie, nachdem er ein Blumengeſträuch umgangen war, wirklich hinter einem künſtlichen Felſen. Sie war zugemacht; aber Sſe Yeoupe befahl ſeinem Diener, ſie zu öffnen; dann ging er vor, und warf einen Blick hinaus. Er ſah ein abgelegenes Feldſtück, das ganz mit Ulmen und Weiden bepflanzt war, und eine angenehme Beſchattung gewährte. Auch befanden ſich daſelbſt zwey Granatbäume, die jedoch in keiner ſehr bemerkenswerthen Blüthe ſtanden *).

*) Dieſe Bemerkung iſt im Original mit « bezeichnet, um die Aufmerkſamkeit der Leſer zu erregen. Bey vielen andern hat man die nämliche Vorſicht angewandt. Dieſe den Europäiſchen Scharfſinn beleidigenden Zeichen ſind hier weggelaſſen, weil man demungeachtet glauben darf, daß von der Abſicht des Autors und ſeinen manchmal etwas leichten Pinſelſtrichen nichts verloren geht.

Sſe Yeoupe that einige Schritte, um zu erforſchen, wo er ſey, und bemerkte, daß die Mauer, welche an jene des Hauſes ſtieß, aus dem er kam, auch einen Blumengarten umgab, und daß ſie mit einem Thore, ganz nahe bey dem, ſo ihm den Durchgang geöffnet, verſehen war. Als er ſeine Blicke auf dieſes Thor wandte, ſah er, daß es ſich öffnete, und ein Jüngling von ohngefähr fünfzehn oder ſechzehn Jahren trat heraus, das Haupt mit einer leichten Mütze bedeckt und in ein Gewand von violenblauer Farbe gekleidet. Die roſenrothen Lippen, die blendend weißen Zähne, die glänzenden Augen und die wohlgeformten Augenbraunen gaben ihm das Anſehn eines reizenden Mädchens. Man konnte mit Wahrheit ſagen:

Sein Frühlingskleid iſt aus der Weiden Laub
Und aus der Pfirſichbäume Schmuck gewebt.
Naht hier ein Sterblicher, naht eine Gottheit?
Wer wagt, dies Weſen, aus dem feinſten Stoff
Der Blumenwelt gebildet, zu beneiden?
Darf man an dieſen Geiſt, dem Mondenlicht
Entwallt, ſich nimmer feſſeln? Seine Jugend
Und Anmuth kann verleih'n den Tod aus Liebe.
Doch liebliche Verheißung würde bald
Die Gluthen mildern, die ſein Reiz entflammt.
Wär' es ein zarter Knabe nur allein,
Der ſcherzt und lacht? Wär' es ein holder Duft,
Des Gartens innerem Gemach enthaucht? —

Sſe Yeoupe war überraſcht, als er ihn wahrnahm, und rief in ſeinem mit Freude gemiſchten Erſtaunen: „Kann es unter dem Himmel einen ſo reizenden Jüngling geben? Es muß jener Pangan ſeyn, der im Alterthume ſo ſehr gerühmt ward!“ — In dieſen Gefühlen ſah er den Jüngling ſich ihm mit munterer und

lebhafter Miene nähern. Er neigte ſich vor Sſe Yeoupe, und ſprach: „Wer iſt der ſchöne junge Mann, der hier die Blüthen ſeines Geiſtes verſchwendet, der bewundernswerthe Lieder dichtet, ohne daß er nachzuforſchen würdigt, ob ihn Jemand über die Mauer her beſchaut?“ —

Sſe Yeoupe antwortete ſchnell und mit erhobener Hand auf dieſe liebliche Anrede: „Ganz verloren in der Erinnerung des Fürſten der Wiſſenſchaften, wähnte ich die Laute zu ſpielen, ohne geſehen zu ſeyn, und dachte nicht, daß Soung von Oſten her, durch den Schnee begünſtigt, die Menſchen ſo nahe belauſche. Kann jetzt noch, da ich Gold und Jaspis fand, von dieſem Geſchreibe die Rede ſeyn?“ —

„Man hat mir immer geſagt,“ erwiederte die neue Erſcheinung, „daß das Vergnügen allein nicht das Vergnügen herbeyrufe, und daß ein Talent mit dem andern im Bunde ſtehe. Nach Ihrem Verdienſt und Ihrer Geſtalt zu urtheilen, müſſen Sie ein vollendeter Mann ſeyn. Ich wünſche, wir wären beyde wie die Binſe und das Schilf. Man ſagt, daß ſie ſich wechſelſeitige Hülfe leiſten. Haben Sie, mein lieber Herr, dieſelbe Geſinnung?“ — „Ich ſehe in Ihnen,“ verſetzte jener, „die Grazie vergangener Zeiten und den Gang eines Genius. Wer ſo die Pomeranze und die Vanille*) erblickt, wünſchte nicht ihnen zu nahen? Aber alles was ich fürchte, iſt,

*) Ich gebe dieſe zwey Namen nicht als Linnäiſche Aequivalente für Chineſiſche Worte. Die Vanille im eigentlichen Sinne iſt in dem alten Continent fremdes Gewächs; dennoch aber, da von einer Art *Epidendrum* die Rede iſt, glaubte ich eine Benennung wagen zu dürfen, die von der befraglichen

nicht mit Ihnen in Harmonie zu ſtehen, und dem Bunde, den Sie mir anzutragen die Güte haben, nachtheilig zu ſeyn." — „Wenn Sie mich nicht verſchmähen," war die Antwort, „ſo ſetzen wir uns ein wenig auf dieſen Stein, und ſprechen von den Gefühlen, die unſere Herzen bewegen." —

Sie gingen beyde, und nahmen neben einander Platz auf einem großen Stein, der ſich an dem Gartenthore befand. —

„Erlauben Sie mir," fuhr der Jüngling fort, „um den Namen Ihrer Familie und Ihres Landes zu bitten; auch zu fragen, wie alt Sie ſind, und welche Umſtände Sie hieher geführt haben?" — „Ich bin," antwortete jener, „Sſe Yeouye aus Kinling, mit dem Beynamen Lianſian, und gerade zwanzig Jahre alt. Ich wollte eine angeſehene Perſon bey Hofe beſuchen, ward aber auf der Straße unverſehens angefallen und ausgeplündert. Allein, von allem entblößt, konnte ich weder meinen Weg fortſetzen noch umkehren. Da machte ich zufällig die Bekanntſchaft des alten Li, der mich bat, ihm vier Gedichte zu verfertigen, und mir das Nöthige für meine weitere

---

Pflanze eine verwandte Idee gibt. Man erwarte hier keine ſtrenge botaniſche Erklärungen. Ich hielt nicht für gut, dem Beyſpiel eines Autors zu folgen, der in ſeiner Ueberſetzung eines Chineſiſchen Gedichts einen jungen Mann in der Liebeserklärung auf galante Weiſe ſagen läßt: „Ihre roſenrothen Wangen, gleich den Blättern der *Pæonia arborescens*, haben einen Gelehrten entflammt, der den Zweig der *Olea fragrans* gebrochen hat." Dies iſt wohl ſehr pünktlich. Aber ich dachte, eine ſolche Art von Genauigkeit für andere Gegenſtände bewahren zu müſſen.

Reiſe zu liefern verſprach. Die Gedichte wurden geſtern vollendet, aber das Geld, das er mir als Ehrenſold zu geben hat, iſt noch nicht erſchienen. Dies nöthigte mich zu warten, als ich Sie, edler Herr, unvermuthet antraf. Das iſt Glück für ein dreyfaches Leben. Aber noch weiß ich Ihren Namen nicht.“ — „Mein Familienname,“ war die Antwort, „iſt Lo. Meine Mutter hatte, als ſie mich der Welt gab, im Traum einen blühenden Birnbaum geſehen; daher verlieh ſie mir den Beynamen Mengli.*) Ich bin nun ſechzehn Jahre alt. Meine jüngere Schweſter war geſtern im Pavillon. Dieſe hat Sie verſtohlener Weiſe erblickt. Ihr Verdienſt, Ihr angenehmes Aeußere, die beſondere Geſchicklichkeit, mit welcher Sie den Pinſel führen, hat großen Eindruck auf dieſelbe gemacht. Sie dachte, Litaïpe wäre wieder in's Leben zurückgekehrt. Mir hat ſie alle dieſe Umſtände erzählt, und dies gab mir den Gedanken ein, mit Ihnen eine Zuſammenkunft zu haben. Ich ſah nicht voraus, daß der Erfolg dem Wunſch ſo nahe läge, und daß ich Ihnen, edler Herr, ſchon begegnen würde. Haben ſie Mangel an etwas Nothwendigem, ſo iſt es ganz natürlich, daß ich ihm abhelfe. Was dürfen Sie von dem alten Li erwarten? Er iſt ein gemeiner Menſch, der ſich nur mit ſeinem Range geltend macht. Wie kann er Ihr Talent würdigen?“ — Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Siaohi herbeyeilte, um ſeinem Herrn zu melden, man bringe im Hauſe das Frühſtück, weswegen er ſich hinein

*) Von einem Birnbaum träumen. Die Chineſiſchen Beynamen der beyden Geſchlechter leiten oft den Urſprung von ſolchen Gegenſtänden her. Man hat früher geſehen, daß ein Traum der Tochter Pe's den Namen rother Jaspis gab.

begeben wolle. „Der edle Herr Li,“ fügte er hinzu, „iſt auf dem Punkt, auszugehen.“ —

Sſe Yeoupe hätte gern die Unterhaltung fortgeſetzt, und dachte nicht daran, ſeinen Platz zu verlaſſen. Als aber Lo Mengli dieſe Nachricht hörte, ſtand er eilends auf, und ſagte: „Weil Ihr Wirth Sie zum Frühſtück einlädt, ſo muß ich Sie verlaſſen. Bald, wenn Niemand anders zugegen iſt, werden wir uns hier wieder finden. Sagen Sie aber dem alten Li kein Wort von mir; denn wir ſtehen nicht ſehr gut miteinander.“ — „Wohlan!“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ich gehe einen Augenblick hinein. Aber kommen Sie ja wieder hieher!“ — „Da ſich unſere Herzen ſchon begegnet ſind, ſo müſſen wir uns noch über einige Punkte verſtehen. Fürchten Sie nicht, daß ich ausbleibe!“ Mit dieſen Worten ging Lo Mengli in den Garten zurück, und verſchwand. Als Sſe Yeoupe wieder in die Gallerie kam, trat der Rath Li zu ihm heraus. Nach den Begrüßungen nahm Letzterer das Wort. „Ich bin ſehr ſtrafbar,“ ſagte er, „daß ich nicht bey Ihnen blieb. Ich hätte Ihnen heute frühe bey Ihrer Abreiſe Geſellſchaft leiſten ſollen. Aber der alte Tſian empfahl mir inſtändig, Sie zur Mahlzeit, die er Ihnen anbieten will, da zu behalten, und dies gab mir die Verwegenheit ein, Sie noch hier zu verweilen. Die Kleinigkeiten, ſo Sie nöthig haben, ſind alle bereit, und morgen können Sie ſich ohnfehlbar auf den Weg machen.“ — „Sie geben mir,“ antwortete Sſe Yeoupe „einen großen Beweis von Zuneigung, und meine Dankbarkeit wird ohne Gränzen ſeyn.“ —

Bald nachher ward aufgetragen, und als ſie gefrühſtückt, ſprach der Rath zu ſeinem Gaſte: „Der Unter-

Präfekt hat mir geſtern einen Beſuch abgeſtattet; ich muß ihm denſelben erwiedern. Aber es iſt mir ſehr leid, daß ich Sie noch einmal verlaſſen muß. Was ſoll ich thun?" — Sſe Yeoupe, der an die Zuſammenkunft mit Lo Mengli dachte, war in Furcht, ſein Wirth möchte ihn nicht verlaſſen. Er gab daher ſchnell zur Antwort: „Thun Sie, ich bitte, ganz nach Gefallen! Ich bleibe hier, und ruhe indeſſen vollends von meinen Beſchwerden aus." — „Wohlan!" verſetzte der Rath, „ſo will ich mich denn dieſer neuen Unhöflichkeit ſchuldig machen. Wenn ich von meinem Beſuch zurückkomme, wird es noch Zeit ſeyn, daß wir miteinander zum Mittagsmahl des alten Tſian gehen." Sodann grüßte er Sſe Yeoupe mit der Hand, und empfahl ſich ihm. Dieſer, der nun wieder ſein eigner Herr war, eilte nach der Pforte hinter dem Garten, in der Hoffnung, Lo Mengli daſelbſt zu finden. Aber dieſe Zuſammenkunft, wobey die Rede von Dingen ſeyn ſollte, die das innere Gemach angehen, verdient beſonders erzählt zu werden. Wer hätte vorausgeſehen, daß ſie wechſelſeitige, bis in das innerſte Mark dringende, Gefühle hervorbrachte? So erblickt man im Mondſchein vor Geſträuchen eine neue Erſcheinung, welche durch Anmuth und durch Lieblichkeit der Rede bezaubert.

Zwey Bächen mit lebend'ger Fluth, die nichts
Erſchöpfen kann, iſt ähnlich ihr Gefühl,
Und einer für das Licht durchbroch'nen Mauer
Sind ihre Herzen gleich; der Mann, gelenkt
Von ächter Liebe, ſucht das Würd'ge nur:
Doch warum wendet ſich der Liebende
Von ihr, die ihn mit Zärtlichkeit erfüllte? —

Man wird im folgenden Kapitel erfahren, ob Sſe Yeoupe wieder Lo Mengli antreffen konnte.

Die Fortſetzung im nächſten Bändchen.

Die Schuldverſchreibung.

Erzählung von Eliſe Rächler geb. Ehrhardt.

Der Wächter rief eilf Uhr. Das Rollen der Equipagen verhallte allmählig; dunkler und ſtiller wurde es auf der ſchönen Königſtraße; dunkler und ſtiller auch im Born-ſchen Hauſe. Nur in dem Eckzimmer linker Hand brannte noch eine dicht umſchirmte Aſtralampe und warf ihren mondſcheinartigen Schimmer auf das Nachttiſchgen vor dem Bette der kranken Commercienräthin, an welchem, aus einem Buche vorleſend, die liebliche Emma ſaß.

„Hör' auf!" ſagte die Kranke, ſich verdrüßlich nach der Wand kehrend, „Dein Leſen langweilt mich; ich will verſuchen zu ſchlafen."

Emma legte das Buch bey Seite, nahm ihre Arbeit zur Hand und achtete dabey ſorgſam auf jeden Athemzug der Schlummernden. Sie hatte auf gleiche Weiſe ſchon manche Mitternachtsſtunde in dieſem Zimmer durchwacht; denn die Commercienräthin war ſchon ſeit mehreren Wochen krank, und mochte keine andere Pflegerin leiden, als Emma. Sie hatte für das gute Mädchen, die Tochter ihrer Jugendfreundin und ihre Pathe dazu, immer eine

beſondere Vorliebe gehegt, und Emmas Mutter, obwohl auch ſchwächlich und einſam — ſie war Wittwe — ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, ſich ihrer Freundin durch ihrer Tochter Beyſtand für ſo manches Gute, das ſie ihr gethan, dankbar zu bezeigen. Es kann auch Niemand beſſer zur Krankenwärterin paſſen, als Emma; denn zu ihrem ſanften, duldenden, liebevollen Gemüthe kam noch die frühe Uebung an dem Krankenbette ihres verſtorbenen Vaters, deſſen langes Leiden ſie mit der Mutter gemeinſchaftlich getragen und nach Kräften gelindert hatte. Auf dieſe Weiſe war ſie am Krankenlager recht einheimiſch geworden und übernahm die Pflege ihrer lieben Pathe mit dem willigenſten Herzen. Es darf jedoch nicht verſchwiegen werden, daß ſie im Bornſchen Hauſe zwey Augen für ihre Mühe dankbar anblickten, in deren Blicke ſie für alle Entbehrungen, für alle Launen, alle unbilligen Forderungen der Kranken reichen Erſatz fand.

Wilibald, der einzige Sohn und künftige Chef des Hauſes, war ohnlängſt aus England zurückgekommen, hatte ſeine Mutter leidend und das holdeſte Mädchen, das er je erblickt, an ihrem Bette gefunden. Er ſah ſie hier täglich, entdeckte täglich neue Tugenden, neuen Liebreiz an ihr, und der in ſeinem Buſen aufſteigende Wunſch, dieſes liebe Mädchen dereinſt die Seine zu nennen, wurde bald zum verſchwiegenen, aber feſten Entſchluſſe. Zwar hatte ſeine Mutter, das wußte er, ganz andere Pläne mit ihm im Kopfe; ſie kannte den Werth des Reichthums, ſie ſchätzte und überſchätzte vielleicht denſelben; doch konnte man ihr dabey eine gewiſſe Großmuth des Characters, die der edelſten Handlungen zur günſtigen Stunde fähig

iſt, nicht abſprechen, und der Sohn hoffte im ſtillen, (was hofft die Liebe nicht?) ſie allmählich für ſeinen Wunſch zu gewinnen.

Von dem allen aber ahnte Emma nichts. Sie ſah bloß einmal mehr als gewöhnlich nach der Uhr, wenn die Stunde nicht mehr fern war, da Wilibald die Mutter zu beſuchen pflegte. Trat er ins Zimmer, ſo ſchmückte ein höheres Roth ihre Wangen, aber ſie räumte ihm ſogleich den Platz am Bette ein, und arbeitete ämſiger in der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers. Auch heute hatte ſie ihn auf dieſe Weiſe geſehen; heute beſonders hatte ihr Herz gepocht, als er zu ihr trat und ſagte: „Liebe Emma, wird Ihnen das nächtliche Wachen auch nicht zu viel? Sie ſehen ein wenig blaß aus, ich werde künftige Nacht Ihre Stelle übernehmen.“ Emma verſicherte dagegen, daß ſie ſich nicht im geringſten angegriffen fühle; auch war die Kranke keineswegs geneigt, Emmas Stelle von ihrem Sohne einnehmen zu laſſen; Emma blieb bey ihr, wie gewöhnlich.

Dieſe Erinnerung des heutigen Morgens ging in der ſtillen Mitternachtsſtunde wieder in Emmas Köpfchen vorüber: Wilibald — ſie mußte es ſich geſtehen — wurde ihr mit jedem Tage lieber. Er war doch ein gar guter und — ja was half's, ſie mußte das auch hinzu denken — ein gar ſchöner Jüngling.

„Emma!“ rief jetzt die Kranke, die nicht ſchlafen konnte, und unterbrach des Mädchens liebliche Ideenreihe, „Emma! Du mußt mir einen Gefallen thun. Hier nimm dieſen Schlüſſel (ſie nahm ihn aus einer an der Seite des Bettes befeſtigten Chatoulle), ſchließe dort

im Nebenzimmer den großen Schrank auf, und bringe mir aus demſelben den dritten Auszug rechter Hand; es ſind darin Papiere, die ich einmal durchleſen möchte.“

Ohne Widerſpruch, denn ſie war ſolcher Einfälle zur unpaſſenden Stunde ſchon gewohnt, that Emma, wie ihr geheißen. Sie zündete das Wachslicht an, öffnete die Thür des Nebenzimmers, welches ſehr geräumig und mit koſtbarem antiken Geräth angefüllt war, und trat zu dem bezeichneten Schranke. Das ſtarke, lange nicht geöffnete Schloß wollte Emmas zarter Hand ſogleich nicht weichen. Klirrend gab endlich die Feder nach, als eben die Stubenuhr zwölf dazwiſchen ſchlug. Den dritten Auszug rechter Hand — hätte die Commercienräthin geſagt — Emma zog das Käſtchen heraus, allein ſie erſchrak faſt, es war das rechte nicht, Gold und Juwelen blitzten ihr daraus entgegen. Das vierte dann — — richtig! dieſes enthielt Papiere. Sorgſam wieder zuſchließend, brachte ſie das Verlangte der Kranken; unwillig aber ſchob es ihr Dieſe wieder entgegen, murrend, es ſey nicht das rechte. Emma trug geduldig das Käſtchen wieder zum Schrank, ſchob es ein, öffnete die andere Flügelthür, und zog linker Hand das dritte Käſtchen hervor. Ein Glück, daß ſie es getroffen: die Kranke war zufrieden, blätterte ein wenig in den Papieren, hatte es jedoch bald ſatt, hieß ſie Emma wieder in den Schrank verſchließen, nahm, da es geſchehen, den Schlüſſel wieder zu ſich, und ſchlief bald darauf ruhig ein. Auch Emma entſchlummerte und ein ſüßer Traum verklärte ſie zum ſchlafenden Engel.

Emma war in Betreff äußerlicher Glücksumſtände an ein ſehr beſcheidenes Theil gewieſen: ſie war eine arme, mittelloſe Waiſe. Ihr Vater hatte bey einer kleinen Civilſtelle wenig für Frau und Kind zurücklegen, kaum ein kleines, noch von den Großältern herſtammendes Haus erhalten können. Manches Hauskreuz, drey Leichen geliebter Kinder, und endlich ſeine eigene langwierige Krankheit brachten die guten Leute vollends in Rückſtand; und obgleich alles nur irgend Entbehrliche mit williger Aufopferung entbehrt wurde, ſo wäre doch die Erhaltung des Häuschens unmöglich geworden, ohne ein Darlehn von 200 Thlr., welches die Commercienräthin Born der Millerſchen Familie kurz vor dem Tode des Vaters auf eine Handſchrift lieh. Dieſer freundſchaftlichen Aushülfe verdankten die Hinterbliebenen die Erhaltung ihres Häuschens; und ihre Bereitwilligkeit zu Gegendienſten für die wohlmeinende Freundin iſt durch dieſen Umſtand hinreichend erklärt.

Frau Miller, Emmas Mutter, war eine jener reinen ſtillen Seelen, die, in ſiebenfacher Läuterung bewährt, alles annehmen als eine Gottesgabe, und ſo auch das ſcheinbare Uebel in Segen verwandeln. Man durfte die ſchöne Matrone nur ſehen mit der reinen faltenloſen Stirne, mit den frommen klaren Augen, die doch der Thränen ſo viele geweint hatten, mit dem milden Zuge um Mund und Wangen, mit dem anſpruchloſen aber feſten Gange, in ihrem ſchlichten, äußerſt ſaubern Anzuge — man durfte ſie nur ſehen, um wahre Hochachtung für ſie zu fühlen. Auch Wilibald, wenn er ſie ſo bey ſeiner Mutter ſah, fühlte ſich davon durch-

drungen, und um ſo inniger zu der Tochter einer ſolchen Mutter hingezogen.

Eine entzückende Ausſicht dämmerte dem liebenden Jünglinge nicht allzufern: ſeine Mutter ging der Geneſung entgegen. Faſt von den Aerzten aufgegeben, ſiegte ihre gute Natur, und Wilibald durfte hoffen, ſie noch auf lange Zeit dem Leben wiedergeſchenkt zu ſehen. Emma war ihr im Verlauf ihrer Krankheit unentbehrlich geworden, und hätte ſie gleich ein fremdes unbegütertes Mädchen wohl nie als Tochter aufgenommen, ſo hoffte Wilibald doch — und faſt mit Gewißheit — ſie werde Emma gern als ſolche ſegnen.

Schon verrieth der Blick und die Stimme der Liebe, ſchon manches flüchtig geſprochene, doch nicht verhallte Wörtchen dem ſchüchternen Mädchen des Jünglings Herz. Ein hohes Erröthen, ein ſtummes Abwenden war zwar ihre ganze Antwort; doch war dieſe bedeutend genug für den überglücklichen Wilibald.

Ein vertrautes Geſpräch mit ſeiner Mutter gab ihm Gelegenheit, ihre Geſinnungen ein wenig zu erforſchen. Sie lächelte bey ſeinen Anſpielungen recht gütig, und vertraute ihm ſogar, was für Geſchenke ſie Emma zu ihrem achtzehnten Geburtstage zugedacht habe. An dieſem Tage ſollte zugleich ihr eigenes Geneſungsfeſt gefeyert werden. Da ſie aber keine Geſellſchaft liebte, ſo war außer den Hausgenoſſen nur Emmas Mutter dazu eingeladen.

Eine vergnügte Abendmahlzeit vereinigte die guten Menſchen; alle waren von Herzen fröhlich; und beſonders ſchmückte die holde Emma heute Abend der Glanz

eines Frohſinns, der in ihren beſchränkten Verhältniſſen nur ſelten an ihr in vollem Lichte hervortrat, ihre jugendliche Schönheit aber ungemein erhöhete. Wilibalds Blick hing, ſtrahlend in der ſüßen Trunkenheit der hoffenden Liebe, an jeder Bewegung der geliebten Geſtalt, und mit jedem Augenblick liebte er ſie inniger.

Da winkte, als der Nachtiſch ſervirt werden ſollte, die Commercienräthin ihrem Sohne, indem ſie aufſtand und ins Nebenzimmer ging. Wilibald folgte. Sie führte ihn zu einem Tiſch, auf welchem die ſchönen, für Emma beſtimmten, Geſchenke lagen: „Iſt's ſo recht?“ fragte ſie ihn freundlich, „iſt's genug? was meinſt Du, mein Sohn?“ —

„O, liebe Mutter!“ verſetzte Wilibald, „ich will Ihrer Güte keine Vorſchrift und keine Grenzen ſetzen — thun Sie, was Sie wollen . . . ach nicht wahr? — Emma iſt Ihre Tochter?“

„Schon gut! ſchon gut! Ich merke, es iſt dem jungen Herrn noch nicht genug: ſo will ich denn noch etwas hinzulegen.“

Mit dieſen Worten trat ſie an den großen Nußbaum-Schrank, öffnete mit geübter Hand das ſtarke Schloß, zog ein Schiebkäſtchen hervor, und griff nach den obenaufliegenden Papieren. „Hm! wo iſt denn die Handſchrift?“ ſprach ſie, ein wenig verſtimmt, als ſie ſchon das dritte, vierte Blatt entfaltet und wieder zuſammengelegt hatte. „Welche, liebe Mutter?“ fragte Wilibald. „Millers Verſchreibung über die 200 Thlr. Du weißt ja — — die wollte ich noch zu Emmas Angebinde legen.“ „O, meine gütige Mutter!“ ſprach der Sohn, und küßte

mit einer Freudenthräne ihre Hand. — „Laß mich nur!“ verſetzte die Mutter, „und hilf mir ſuchen: erſt muß ich die Handſchrift haben, ehe ich ſie verſchenken kann.“

Und ſie ſuchten beyde; ſie durchſuchten den ganzen Schrank, ſie vergaßen Nachtiſch und Gäſte — umſonſt — die Handſchrift war nicht zu finden.

Als nun kein Fach, kein verborgenes Käſtchen, kein Raum im ganzen Schrank mehr übrig war, wo ſie noch hätten ſuchen können, da zog die Mutter mit zitternder Hand den Schlüſſel ab, lehnte ſich bleich, und wie von einem heftigen Schrecken entkräftet, an den Schrank, und ſagte mit entſetzlicher Gewißheit in Stimme und Geberde: „Kein Menſch kam über dieſen Schrank, als Emma — für Niemand, als für ſie, konnte die Handſchrift Werth haben — Emma hat ſie entwendet.“

Mit einem Laut des Schreckens ſank Wilibald vor der Mutter nieder, umſchlang ihre Kniee, beſchwor ſie, ſich zu faſſen, ſich zu beſinnen, zu prüfen, bevor ſie das Entſetzliche, das Unglaubliche laut werden laſſe. — Sie ſah mitleidig auf den Sohn herab, aber ſie wiederholte zugleich die Worte: „E m m a — ſonſt Niemand!“

Da trat die Genannte in die Thür, ahnend, es ſey der mütterlichen Freundin, die nicht wiederkehrte, etwas zugeſtoßen. Verſteinert ſtand ſie vor der Gruppe: Wilibald zu den Füßen der Mutter, mit dem Ausdrucke des heftigſten Affects; die Mutter bleich, ja aſchfahl, zwiſchen Schrecken, Zorn und Verachtung kämpfend. — „Um Gotteswillen! was iſt's?“ fragte die zitternde Emma. „Nichts! gar nichts!“ antwortete die Commercienräthin mit Stolz und erſtickter Heftigkeit, ſich von dem Sohne

losmachend, „hier ſind die Geſchenke für Dich ... ich hatte Dir noch ein anderes zugedacht, hier aus dieſem Schranke .... es iſt mir aber geſtohlen ....“

Wer möchte die Scene weiter ausmahlen, die hierauf erfolgte? — Vier edle Herzen wurden in den zarteſten Tiefen aufs grauſamſte zerriſſen; ſie wurden durch die äußerſten Erbitterungen und Kränkungen getrennt — ach vielleicht auf immer und ewig.

Arme Menſchen! Die Sünde, das allgemeine Verderben, hat das reine Licht unſeres Geiſtes verfinſtert, daß wir nicht leſen können Eins in des Andern Herzen. Die Sünde hat durch ihre erſtgeborne Tochter, die Lüge, uns einander zum Räthſel gemacht, und unſer ganzes Seyn iſt ein finſteres Räthſel geworden. Arme Menſchen!

So hatte denn Emmas achtzehnter Geburtstag, der ſo fröhlich begonnen, höchſt traurig geendet. Unberührt blieben die ihr von der Freundſchaft und Liebe zugedachten Gaben auf dem Tiſche ohnweit des unglücklichen Schrankes liegen, vor welchem ſie ſchon bey den Schlägen jener Mitternachtsſtunde ein unheimliches Grauen angewehet hatte. Sie war verſtoßen von der ihr ſo werthen Freundin, gekränkt an Tugend und Ehre, eines Diebſtahls verdächtig — eines entſetzlichen, denn die Commercienräthin hatte die Worte ausgeſtoßen: „Du haſt auf meinen Tod gehofft, mit Gewißheit auf ihn gerechnet, und auf dieſe Rechnung hin das Papier vernichtet, damit Ihr der Schuld quitt ſeyn möchtet.“ Es war hart, es war bitter, doch noch nicht das bitterſte, was Emma an dieſem Abend leiden mußte.

Mit der bebenden, faſt erliegenden Mutter in ihrem

kleinen Stübchen angelangt, ſank ſie ſtarr und kraftlos auf das Sopha. Da ſammelte die Mutter ihre letzten Kräfte, und in all ihrer Würde, in all der Hoheit ihrer Tugend trat ſie vor die Tochter hin und ſagte: „Ich beſchwöre Dich bey Gott dem Herzenskündiger, bey ihm, der Augen hat wie Feuerflammen: kannſt Du Deine Hände rein zu ihm erheben?“

Das war zu viel für das arme Mädchen, der Mutter Zweifel an ihrer Unſchuld war die Hefe des bittern Kelches. „Mutter! Mutter!“ rief ſie mit ſtockender Stimme, „auch Du?!“ Sie ſank zuſammen, ſie ſank ohnmächtig in die Arme der Mutter.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſagte die Mutter ſie küſſend: „Meine gute, unſchuldige Tochter! ja, nun weiß ich, Du biſt unſchuldig. O ſo iſt's ja gut: ſo haben wir ja einen Anwalt, einen Vater im Himmel, der zur rechten Zeit alles offenbaren wird. Komm, mein gutes Kind, laß uns zu ihm beten.

Sie ſanken in den Staub vor Gottes Angeſicht; ſie beteten, und nicht allein für ſich, auch für die im Irrthum befangene Freundin. Und der große Segen des ernſtlichen Gebetes, der Friede aus der Höhe, kam und linderte den Schmerz in ihrer Bruſt.

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Wilibald, worin er Mutter und Tochter beſchwor, ſie möchten den geſtrigen Auftritt der ſehr reizbaren, krankhaften Heftigkeit ſeiner Mutter, die ihnen ja hinlänglich bekannt ſey, zuſchreiben, möchten verzeihen, wie man einem Fieberkranken verzeihe. Das unglückliche Papier müſſe und

werde ſich noch finden, und dann werde die Mutter noch mehr bereuen, was ihr jetzt ſchon leid ſey. Er ſchloß mit der dringenden Bitte: ſie wollten doch ihm nicht zurechnen, was nie in ſein Herz kommen könne. „Nur mit meinem richtigen Verſtande könnte ich den Glauben an Emmas Unſchuld verlieren, und ſollte auch im gegenwärtigen Falle ihre Rechtfertigung für immer verborgen bleiben, ſo will ich lieber an die unmittelbare Einmiſchung eines böſen Dämons glauben, als an ihrer Tugend zweifeln.“

Der Brief war mit zitternder Hand, er war unter Thränen geſchrieben. Emma verſtand ihn nur zu gut. Sie lächelte ſchmerzlich, den Kopf ſchüttelnd: Guter Wilibald! — Verloren! — alles verloren! — aber Du meinſt es gut — ich danke Dir!

Die erſte Sorge der Tiefgekränkten war, der Commercienräthin das ſchuldige Capital zurückzugeben. Mit vieler Anſtrengung, mit Bitten, mit Demüthigungen aller Art (denn die Reichen wiſſen nicht, welch eine unerſchwingliche Summe für den Bedrängten 200 Thlr. ſind) gelang es ihnen, ſie zuſammen zu bringen, und ein vertrauter Freund übernahm den Auftrag, die Sache zu berichtigen. Kalt und ſtolz aber ließ die Commercienräthin zurückſagen: ſobald ſich die Verſchreibung fände, würde ſie dagegen das Geld zurücknehmen; bis dahin habe ſie keine gültigen Anſprüche an die Millerſche Familie, und beſagtes Capital als ein Geſchenk anzunehmen, würde man ihr nicht zumuthen.

„O es iſt hart!“ ſagte Emma, die mit Thränen benetzten Geldrollen verſchließend. „Hart, aber doch nicht ungerecht,“ verſetzte die Mutter, „denn ſprich, was ließe

ſich mit Grund dagegen ſagen?“ — „Nichts, liebe Mutter, wir wollen auch gar nichts weiter ſagen, wir wollen ſtill ſeyn, ganz ſtill.“

Das waren, das blieben die Verkannten. Still, recht ſtill und traurig war es von jetzt an in Millers Häuschen. Denn obwohl ein gutes Gewiſſen in jeder Lage den höchſten Troſt gewährt, ſo bleibt doch Verkennung, Verkennung von werthen Menſchen, ein großer Schmerz: und überdies lag auf Emmas Herzen ein geheimer, ſelbſt der Mutter verborgener Gram. Zwar ſicherte ſie Fleiß und Thätigkeit für ihren Unterhalt vor jenem haltloſen Verſinken, vor jener beſchaulichen Selbſtgefälligkeit im Leiden, die wie ein ſchleichendes Gift endlich alle innere Kraft verzehrt, und das gefährlichſte aller Spiele, das Spiel mit Gefühlen, in den traurigſten Ernſt verwandelt: Emma durfte nicht unthätig ſeyn, ſie hatte keine Zeit ihrem Kummer müſſig nachzuhängen; daher blieb ſie, obgleich gedrückt, dennoch geſund an Leib und Seele. Sie that alles, ſie erfüllte jede Pflicht, wie ſonſt, aber es fehlte dabey die Feder alles Wirkens, der Hebel alles Thuns: ein froher Muth, eine Hoffnung. Sonſt war Emma ganz dazu geſchaffen, aus den geringſten Mitteln viel zu bereiten, nämlich viele Freude. Ihr Stübchen wurde, wenn ſie ſich Abends ans Clavier ſetzte, bald in einen Tempel, bald in einen Saal der Freude verwandelt. Ihr Gärtchen, nicht viel größer, als die Stube, glich unter ihrer Pflege der lieblichſten Parthie in einem Luſthaine; jetzt aber blieb es ungepflegt, und ihr Clavier verſchloſſen. Sie arbeitete ſtill mit der Mutter, und

manche Thräne, die kein Menſch ſah, und kein Menſch trocknen konnte, fiel auf die Arbeit.

Wenn Dich, lieber Leſer, die ſtill duldende Familie dauert, ſo laß uns auf der andern Seite auch die Frau nicht verdammen, die Dir wohl hart und mißtrauiſch erſcheint, im Grunde aber, bey mancher Eigenheit und manchem Temperamentsfehler, ein theilnehmendes Herz und viele Neigung zum Wohlthun hatte.

Verſetzen wir uns, jenen Abend zurückrufend, an ihre Stelle: einzig mit dem Gedanken beſchäftigt, dem lieben Mädchen, dem ſie die ſorgſamſte Pflege in einer langen Krankheit verdankt, eine recht ausgezeichnete Freude zu bereiten, tritt ſie zum Schranke und vermißt eben das, womit ſie zu erfreuen dachte, eben die Handſchrift, die für keinen Dritten (wäre auch der faſt unmögliche Fall, daß eine fremde Hand den Schrank geöffnet, denkbar geweſen) den geringſten Werth haben konnte. Jene Mitternachtsſtunde in ihrer Krankheit, Emmas längeres Auſſenbleiben beym Holen der Papiere, alles flog ihr pfeilſchnell durch den Kopf. Von Natur, und wohl mehr noch durch manche ſehr bittere Erfahrung, zum Mißtrauen geneigt, wurde ihr das nicht anders Erklärbare ſchnell zur entſchiedenen Gewißheit; und wie ſehr ihr Herz auch widerſtrebte, wie laut es für Emma ſprach: der auflodernde Argwohn, der ſogar den kalt richtenden Verſtand mit auf ſeiner Seite hatte, ſprach noch lauter, ſprach über Emma das „Schuldig!“ aus, und zwar auf eine ihr Inneres noch mehr empörende Weiſe: denn nur zu gut wußte ſie, daß eben damals, als ſie Emma den

Schlüſſel anvertraute, ihr Leben in Gefahr geſchwebt, daß Aerzte und Hausgenoſſen Bedenken getragen und gemeint hatten, ſie werde ſchwerlich wieder geneſen. Man hatte ihr dieſes, wie es zu geſchehen pflegt, nach der glücklich überſtandenen Gefahr nicht mehr verſchwiegen. Auch war ihr nicht unbekannt, daß Emma und ihre Mutter ſich von jener Schuld recht ſchwer gedrückt fühlten: Gründe genug, ſich die vermeinte Entwendung auch pſychologiſch zu erklären, Gründe genug, die arme Emma der Treuloſigkeit fähig zu halten.

„Mutter,“ ſagte Wilibald an dem trüben Morgen, der jenem Abende folgte, „Mutter, laſſen Sie uns alles bedenken: nahmen Sie nicht ſelbſt in jener Nacht irgend ein Papier aus dem Kaſten? Iſt nicht eine Verwechslung möglich? — O Mutter! wir wollen noch einmal ſuchen. »Gern, mein Sohn,“ verſetzte die Mutter, „obgleich ich darauf ſterben wollte, daß ich kein Papier zurück behielt, daß auch die Schuldverſchreibung in einem ganz anderen Fache lag. Oder kennſt Du mich ſo unordentlich, daß ich nicht wüßte, wohin ich meine Sachen legte? Nein, ich will alles, worunter mir keine fremde Hand ſtört, im Dunkeln finden. Doch, lieber Sohn, komm' ſelbſt und ſuche noch einmal.“

Noch einmal, ach noch zehnmal that dies der Jüngling, dem der unerklärbare Vorfall das Paradies ſeiner Zukunft vernichtet hatte. Alles durchſuchte auf das genaueſte ſeine prüfende Hand; jedes unbedeutende Blättchen wurde aufgehoben, entfaltet — das kleinſte fand ſich — das Vermißte — nicht.

„Mutter, Sie haben doch von der Halsbandgeſchichte

gehört?“ ſagte er, endlich aufhörend, und ſich die Stirne reibend, „auch von jenem berühmten Rechner, welcher in einem wichtigen Falle immerfort rechnete: Eins und Eins iſt Eins — und darüber wahnſinnig wurde? — Mutter, es ſind ungeheure Irrungen möglich.“ — —

„Ich verſtehe, was Du ſagen willſt,“ verſetzte die Mutter, „doch ich war und bin Gott Lob bey geſundem Verſtande, und werde mich über eine bittere Erfahrung mehr im Leben nicht wahnſinnig denken. Genug denn des Kopfzerbrechens! Eine Thatſache iſt nicht hinwegzuklügeln — genug denn! Laß uns zu vergeſſen ſuchen.“

Vergeſſen? — Nein, die Commercienräthin konnte es nicht, viel weniger Wilibald. Jeder Tag, jede Stunde erinnerte an Emma. Bey jedem häuslichen Geſchäft fehlte ihre ordnende Hand; bey jedem frohen Ereigniß fehlte ihre kindliche Mitfreude, bey jedem unangenehmen ihre mildernde Theilnahme.

Und ſolcher unangenehmen Ereigniſſe gab es im Verlauf dieſes Jahres im Bornſchen Hauſe gar manche. Die Commercienräthin war mit der neuen Geſellſchafterin, welche ſie ſich an Emmas Stelle wählte, nicht zufrieden. Bald fand ein wiederholter Wechſel derſelben ſtatt.

Dem Sohne gelang es nur unvollkommen, einen tiefen Mißmuth zu verbergen, und er ſprach zum Verdruß der Mutter, welche dieſes gar nicht wünſchte, von einer abermaligen weiten Reiſe. Bald geſellte ſich zu dieſen häuslichen Unannehmlichkeiten noch das Mißlingen einiger bedeutenden Unternehmungen, welche das ſolide Haus, wo nicht ſtürzten, doch zum unglücklichen Schwanken brachten.

Ueberhaupt wankte und ſchwankte damals alles: es ſchwankten die Thronen von ganz Europa. Der bisher ferne Krieges-Schauplatz zog ſich mehr und mehr in die Nähe von Wilibalds Wohnort, und bald mußte die ſchöne Handelsſtadt alle Schreckniſſe feindlicher Durchzüge erfahren. Vor allen war die Königſtraße den durchſtreifenden plündernden Horden Preis gegeben, und in den ſchönen Häuſern derſelben, auch in dem Bornſchen, wühlte Raubgier und wilde Zerſtörungsluſt.

Die Commercienräthin war mit dem ganzen weiblichen Perſonale des Hauſes in einen abgelegenen Theil der Stadt zu einer bekannten Familie geflüchtet. Zwar gefiel es ihr bey derſelben gar nicht, ſie dachte an Millers — wie wäre da der Empfang ſo ganz anders, wie wäre alles ſo herzlich geweſen — — aber — das Mißverhältniß war nicht zu ändern.

Wilibald ſuchte mit männlicher Feſtigkeit ſo lange, als möglich, die Ordnung im Hauſe zu erhalten; endlich aber erfuhr auch er die augenblickliche Uebermacht der Zügelloſigkeit. Der Feind, nicht der Eigenthümer war im Beſitz, und je vorſichtiger die Klugheit der Raubgier der Plünderer Schranken geſetzt, und Geld und Koſtbarkeiten verborgen hatte, je ungeſtümer ſuchten ſie darnach, und verwüſteten alles, was ſie in ihrer habſüchtigen Erwartung täuſchte. Schon war das koſtbarſte Geräth zerſchlagen, ſchon zog der rohe Haufe durch die geſprengten Thüren aus Zimmer in Zimmer, ſuchend, was ſich ihrer Wuth noch verbergen möchte. Jetzt ſtürmten ſie auch in jenes etwas verſteckte Nebenzimmer, worin die älteren Mobilien und der große Schrank aus Nußbaum ſich befanden.

Dergleichen Entdeckungen waren den Plünderern willkommen. Sie wußten ſchon aus Erfahrung, daß ſolch antikes Geräth am beſten zur Aufbewahrung von Koſtbarkeiten taugt. Gierig umringten ſie den Schrank; aber weder Schloß noch Thür wollte ihren geübten Angriffen weichen. Mit fertiger Gewandtheit (denn ſie verſtanden ihr Handwerk) ward indeſſen der ſchwere Schrank von der Wand abgerückt, und die hintere Bekleidung deſſelben mit Bajonettſtößen zerſplittert und gelöſt. Zu ihrem großen Verdruſſe aber zeigte ſich hier ein doppelter, undurchdringlich ſcheinender Boden, und der Zwiſchenraum verſchloß nichts, als — ein beſchriebenes Papier.

Eben hielt es der Plünderer voll Aerger über das Licht, es anzuzünden, da ſtürzte Wilibald, der herein getreten, der Scene zugeſchaut, und das Papier aus dem Schranke hatte fallen ſehen, auf den Soldaten zu: „Halt! alles — nur dies nicht!“ rief er aus, ihm das Papier entreißend. Da fuhr ein ſcharfer Bajonettſtich durch ſeinen Arm, es ſchwindelte ihm, er lag im Blute.

Feuer! Feuer! ſcholl es in dieſem Augenblick, an ſein halb betäubtes Ohr, und in den Hintergebäuden ſchlug die Flamme empor. Fluchend verließen die feigen Tyrannenknechte den Verwundeten und das brennende Haus.

Ruhig war es bisher in der ſtillen, wenig betretenen Straße geblieben, wo Emma und ihre Mutter wohnten. Die Schreckensvorfälle hatten ſie nur in ſo fern berührt, als ſie für Freunde und Bekannte und überhaupt für ihre Nebenmenſchen zitterten. Ach, wie mag's bey Borns ausſehen? hatten ſie heute einander ſchon einige Male

gefragt. Da drang die Nachricht zu ihren Ohren: das Bornſche Haus ſteht in Flammen! der Sohn iſt erſtochen!

Die zarte Emma — der Schrecken lähmte dennoch ihre Lebenskraft nicht gänzlich; ihre Füße trugen ſie noch; ſie konnte noch helfen.

Unaufhaltſam, an keine eigene Gefahr denkend, eilte ſie, auf den Flügeln höherer Kraft getragen, durch die wogenden Straßen bis zu dem brennenden Hauſe. Welch ein Anblick! Wilibald, blaß wie ein Todter, mit Blut bedeckt, von zwey Männern herausgetragen.... Ein in der Nähe wohnender Wundarzt eilte eben herbey. „Fort!“ ſprach derſelbe, „fort an einen ruhigen Ort! hier in dieſem Tumult iſt keine Hülfe zu ſchaffen.“

„Zu uns! zu uns!“ rief Emma, ſich durchdrängend, „folgt mir in die Kloſterſtraße.“

Da ſchlug der Verwundete die Augen auf, geweckt durch die liebe Stimme, die bis in ſeine ſchlummernde Seele drang; doch ſchloß er ſie gleich wieder; die Lippen bewegten ſich, aber noch hielt die Zunge der Ohnmacht Band gefeſſelt. Feſt umſchloß ſeine Rechte das Papier, welches er dem Plünderer entriſſen.

In Emmas Wohnung angekommen, erſchöpften Mutter und Tochter alle Hülfsleiſtungen, welche Liebe und Herzensgüte vermögen, und bald kehrte durch die damit vereinten Bemühungen des Wundarztes Wilibalds Bewußtſeyn zurück. Sein erſter Blick fiel auf Emma, der zweyte auf die Schrift in ſeiner Hand. Es war die vermißte Verſchreibung.

Durch eine Spalte des mittleren Bodens war das Papier in jener Nacht, als Emma den verlangten Auszug

ſuchte, bey'm Aus- und Einſchieben in den verborgenen Zwiſchenraum durchgefallen, und ohne die Zertrümmerung des Schrankes wäre es hier für immer unentdeckt geblieben; denn Niemand, auch nicht die Commercienräthin, kannte dieſe geheime Einrichtung des alten Erbſtücks. Wie ein Blitz aber fuhr es in dem Augenblicke, als der Soldat das herausgefallene Papier aufhob und anzünden wollte, durch Wilibalds Seele: dieſes Blatt konnte — ja es mußte Millers Handſchrift ſeyn! und mit welchen Gefühlen ſieht jetzt der dem Leben Wiedergeſchenkte ſeine Ahnung beſtätigt!

Der angſtvollen verzagenden Mutter wurde, ſobald als möglich, beruhigende Nachricht ertheilt; und als gegen Abend der Sturm dieſes Schreckenstages ſich gelegt, der Feind abgezogen und die Ordnung ziemlich hergeſtellt war, da eilten Emma und ihre Mutter ſelbſt in das Haus, wo die Commercienräthin Zuflucht gefunden, und baten ſie ſo herzlich, doch mit zu ihnen, zu ihrem Sohne zu kommen, daß ſie ſich überwunden und wunderbar gerührt fühlte. Eine nicht zu ſtillende Stimme in ihrem Innern ſprach lauter denn jemals: Emma iſt unſchuldig. Zwar ſagte ſie nichts, aber ſie drückte Emmas Hand und ging mit.

Wie wurde ihr ſchon unterwegs ſo wohl und leicht ums Herz, da ſie ſich wieder, wie ſonſt, auf Emmas Arm ſtützen konnte; wie wohl wurde ihr vollends, als ſie in das nette, von hoher Reinlichkeit geſchmückte Stübchen trat. (Denn es gibt einen äußerlichen Schmuck der Tugend, einen Abdruck des innern gottſeligen Wandels, der nicht zu nennen, wohl aber wahrzunehmen iſt in ihren Umgebungen.)

Wilibald ſchlummerte eben. Die Mutter ſetzte ſich an ſein Bett und erwartete ſein Erwachen. „Sind Sie es, liebe Mutter?“ ſprach er bald darauf, ſie erkennend. Sie ſchloß ihn in ihre Arme: ach, mein Sohn! Gott Lob, daß Du lebſt — mag auch nun noch mehr verloren ſeyn, Du biſt gerettet.

„Und noch Eins, liebe Mutter,“ verſetzte Wilibald, und zog die Handſchrift aus ſeinem Buſen: „ein großes, ein unſchätzbares Capital — dieſes!“

„O Kinder!“ rief die tief erſchütterte Frau, nachdem ſie alles wußte, „o Kinder! — o meine Freundin! — wie muß ich mich vor euch ſchämen — — wie müßt ihr mich gehaßt haben....“ Da umarmte ſie die treue Jugendfreundin; da ſank Emma in reiner Herzensdemuth ihr zu Füßen, und beyde verſicherten, wie ſie nicht aufgehört, ſie zu lieben und Gott zu bitten, er wolle doch nach ſeinem Rathe den Irrthum aufklären. Alle weinten, Alle ſtammelten Dank — Dank dem Allmächtigen, der Schuld und Unſchuld ans Licht bringt zur rechten Zeit.

Nur ein Theil des Bornſchen Hauſes war abgebrannt; der größere feuerfeſte ſtand noch, und bedurfte nur einer Verbeſſerung, um wieder wohnbar zu werden. Bis Wilibalds Arm geheilt, und die Reparatur fertig ſeyn würde, richtete ſich die vereinte Familie in dem Millerischen Häuschen ein, und obſchon beſchränkt, geſtand doch die Commercienräthin, ſie habe noch nie ſo angenehm gewohnt.

Die geliehenen 200 Thlr. lagen unberührt in guter Verwahrung noch da, und längſt waren die kleinen Summen, mit denen Millers das Capitälchen damals zuſammenſchoſſen, von ihrem kleinen Wittwengehalt und dem

Ertrag ihres Fleißes erſpart und abgezahlt, und obwohl die Commercienräthin die Handſchrift gleich am Abend der Verſöhnung durchriſſen hatte, nahm dennoch Wilibald, in augenblicklichen Geldmangel verſetzt, die Summe gern aus Emmas Hand als ein erwiedertes Darlehn an, um damit die erſten, nothwendigſten Bedürfniſſe wieder herzuſtellen.

Und als nun ein halbes Jahr verſtrichen, als jene Schreckenstage nur noch der Gegenſtand halbverſchmerzter Erinnerungen waren, als Ruhe und Friede die Gegend beglückte, und das Bornſche Haus freundlicher und gaſtlicher denn jemals auf der ſchönen Königſtraße prangte, da führte der glückliche Wilibald ſeine Emma als Braut in daſſelbe ein, und Arm in Arm folgten die beyden Mütter, die ſich für den Abend ihres Lebens nicht mehr trennen wollten, und in der ſchönſten Etage des Hauſes eine gemeinſchaftliche Wohnung fanden.

Emma brachte ihrem Wilibald zwar keine irdiſchen Güter, dagegen aber einen Schatz von weiblichen, und beſonders von wirthſchaftlichen Tugenden zu, der mit ſichtbarem Segen ſeinen Wohlſtand mehrte; und die erlittenen Verluſte in kurzer Zeit doppelt erſetzte.

Wenn Du, lieber Leſer, einmal in der bekannten Handelsſtadt durch die ſchöne Königſtraße wanderſt, und erblickſt in einem Fenſter des hellen Eckhauſes etwa eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme, wobey Du an Raphaels Madonna denken mußt, oder einen jungen Mann, auf deſſen blühendem Geſichte ſich die Freude des glücklichen Bürgers und Hausvaters malt, oder eine freundliche Großmutter mit dem Enkel ſpielend, ſo denke,

es iſt eine der Perſonen, die Du in vorſtehender Geſchichte ja wohl ein wenig lieb gewonnen haſt; und biſt Du glücklich, ſo freue Dich, daß es der Glücklichen auf Erden noch Viele gibt, oder — wärſt Du es nicht — ſo ſey Dir der Gedanke, daß auch hier einſt Thränen floſſen, die nun getrocknet ſind, eine tröſtende Hoffnung.

An Madame Werth,

als Maria Stuart auf dem Mannheimer Theater, am 27. May 1827.

Sonett.

Maria Stuart, holdeſte der Frauen,
Die je der Muſen goldner Kranz geſchmückt,
So warſt Du, da in Schottlands grünen Auen,
Da Du im Kerker noch das Aug' entzückt;
So lächelnd, Engeln gleich, haſt ohne Grauen
Du Deiner Leiden Donnerſturm erblickt,
Zu Gott gefleht in kindlichem Vertrauen,
Und an die ſchöne Bruſt den Tod gedrückt.

Sey uns gegrüßt! Von Finſterniß umfangen
Schlief Deiner Unſchuld wunderbare Macht;
Nun biſt Du ſonnengleich hervorgegangen *),
Rein, wie Dich ſelbſt Dein Dichter nicht gedacht;
Todt liegen alle der Verläumdung Schlangen,
Und Deine Nacht iſt eine Sternennacht.

Th. Miller.

*) Nach den neueſten und zuverläßigſten Forſchungen ſtarb Maria durchaus unſchuldig, ſelbſt an dem Tode ihres Gemahls.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortſetzung)

Nanny.

Blond-Nanny, ſchön und feuervoll,
Der Pflicht im Lenz vergaß,
Und als der Winterjagdruf ſcholl,
Vom ſchönſten Kind genaß.
«O, rette, Schweſter, mich vor Schmach!
«Dir lohn's der Himmel!» Nanny ſprach: —
«Verbirg mein Söhnchen unterm Dach!
«Nein! rief die harte Schweſter.

Blond-Nanny ſchlich in Dämmerung,
Herzrührend von Geſtalt,
Schutz ahnend vor Verzweifelung,
Zum Köhlerhaus im Wald.
«O, rette mich vor Schimpf und Hohn!
«Birg in der Stille meinen Sohn,
«Und Gottes Seegen iſt Dein Lohn! —
Fort, Metze! rief der Bruder.

Doch als vom heil'gen Abendmahl
Zurück ihr Vater kehrt,

Da flimmert Ihr ein Hoffnungsſtrahl!
„Zwar iſt's Dein Kind nicht werth,
„Doch rette ſtill vor Schande mich!
„Als Deine Magd will dienen ich.“
Nein, Abart! Ich verſtoße Dich.
Ja, Fluch Dir! rief der Vater.

Sie warf mit Scham, Vertrau'n und Schmerz
Sich vor die Mutter hin:
„Entzeuch mir nicht Dein liebend Herz,
„Weil ich gefallen bin!“ —
Dir möge Gott, wie ich verzeih'n!
Du wirſt Dich beſſern und bereu'n.
Komm, Arme! Sollſt geborgen ſeyn!
Ich bin und bleibe Mutter.

Rudolfs Lied.

Feinde, zehnmal ſtärker,
Überfielen mich.
Weh! Im öden Kerker,
Liebchen, ohne Dich!
Doch mein Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

An des Thälchens Quelle,
Sehnlich harrend mein,
Seufzt wol Iſabelle:
Kannſt Du treulos ſeyn?
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Heil mir, daß mein Wächter
Liebe, Menſchheit ehrt,
Und, der Liſt Verächter,

Mich zu retten ſchwört!
Auch ſein Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Um die Geiſterſtunde
Flieh' ich mit Valer.
Sein iſt Roſamunde
Und mein Burgvogt er.
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Meiner Herrin Zofe
Nimmt er ohne Lug,
Seit nach Konrads Hofe
Er ein Brieflein trug.
Beyder Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Strafe dem Verbrechen!
Schnell mit Mann und Roß
Zieh' ich mich zu rächen,
Vor des Zwingherrn Schloß.
Unſre Loſung ſey:
„Sklaverey!“

Ja, den freveln Prahler,
Liebchen, faßt Dein Held.
Dir zur Mitgift zahl' er
Schweres Löſegeld.
Seine Büßung ſey:
„Schmach und Reu!“

Noch gefangen heute!
Morgen frey, ja Dein!
Bald, o Braut der Bräute,
Ziehn wir feſtlich ein.
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Roſettens Neugier.

Mir wallt' im Myrtenhaine
Der ſchöne Wilhelm nach.
Ich hörte nicht, zum Scheine,
Sein Fleh'n und lautes Ach.
Willkomm'nes Abentheuer!
Er faßte meine Hand,
Und küßte ſie mit Feuer,
Ach, ohne Widerſtand.
Mir ſchienen ſeine naſſen Blicke
Beſeelt von Hoffnung, Luſt und Glücke,
Und rings verſchönt der Zauberort;
Nur der Beglückte ſprach kein Wort,
Und fuhr mit Küſſen emſig fort.

Holdſelige Roſette!
Begann er ſittſamlich;
O ſey mein Arzt, und rette
Von frühem Tode mich.
Er kniete plötzlich nieder
Und bat ſo rührendſüß,
Daß ich ihn morgen wieder
In's Wäldchen kommen hieß.
Ich weiß ſeitdem nicht, was ich thue.
Die Neugier läßt mir keine Ruhe.
Zeigt mir der junge, liebe Mann
Nur bald ein ſichres Mittel an,
Wie ich vom Tod' ihn retten kann!

Der Haaſe, ein Delinquent.

Ein Förſter band in kleiner Ferne,
Damit ſein Enkel ſchießen lerne,
Ein Häslein in des Forſtes Plan
An einen Baum lebendig an.
Da wurde gegen ſein Verhoffen
Vom Schützen blos der Strick getroffen.
Das Thier entfloh, doch traf es bald
Der junge Forſtknecht noch im Wald,
Und (eine ſeiner ſtärkſten Schwächen
War Lug) erzählte dann beym Zechen:
Der Haas beging ein Hauptverbrechen,
Sonſt hätte nicht der Haaſenſtand
Einſtimmig auf den Strang erkannt.
Sie zogen ihn mit Ungeſchicke
An einem Baum hinauf am Stricke.
Da kam ich juſt herbey,
Und ſchoß den Strick entzwey;
Ja, daß die Herr'n ſich überzeugen könnten,
Schoß ich im nächſten Augenblick,
Auch den verblüfften Delinquenten.
Seht noch am Hals den halben Strick!

Harfner Patrik.

Wie blühten Shannons Hügel!
Wie liebte Klara mich!
Kein froher Burſch' in Irland
War glücklicher, als ich.
Wohl glich an heitrem Spiele
Kein Harfen-Schläger mir,

Und mich geleitet' immer
Mein guter Hund Oſir.

Als ich zuletzt, gezwungen,
Von meiner Klara ſchied,
Rief ſie, die Augen trocknend,
Voll Kummer im Gemüth:
«O, denke Deiner Klara,
Mein Patrik! fern von ihr,
Und warm ſey Dir empfohlen
Dein guter Hund Oſir.»

Mein guter Hund war freundlich,
Zuthunlich ſtets und treu;
Er liebte mich unſäglich,
Trotz meiner Armuthey;
Und ſtießen rohe Leute
Mich herzlos von der Thür,
Doch blieb ein Freund mir immer
Mein guter Hund Oſir.

Und war der Weg zu dunkel,
Und war die Nacht zu kalt,
Und Pat nebſt ſeinem Hunde
Allmählig matt und alt;
Wie lagen eingewindelt
Im grauen Mantel wir!
Wie leckte mich ſo dankbar
Mein guter Hund Oſir!

Stack auch im Bündel wenig,
Ich dachte ſein, ich gab;
Schlug nicht die letzte Kruſte
Dem ſtummen Bettler ab.
Am kält'ſten Wintertage
Starb er zu Füßen mir,

Und Harfe ſcholl und Klage:
Mein guter Hund Oſir!

Wohin jetzt, blind, verlaſſen,
Oſir, ach! ohne Dich?
Wohl Niemand leitet fürder
So treu, ſo liebend mich!
Zu meiner ſüßen Heimath,
Zu Klara, fern von hier,
Kann nimmer mich geleiten
Mein guter Hund Oſir.

Victor an ſeinen Hund.

Wie biſt Du mir ſo lieb,
Hund, der getreu mir blieb,
Als von dem armen Siechen
Nun Freund' und Brüder wichen!
Wie biſt Du mir ſo lieb!
O Pudel ohne gleichen,
Der meine Wort' und Zeichen
In ſein Gedächtniß ſchrieb,
Und tauſend frohe Kreiſe
Auf meiner Krankenreiſe
Um ſeinen Herrn beſchrieb!
Wie biſt Du mir ſo lieb,
Wenn nicht, wie ichs empfinde,
Ich Dein Verdienſt verkünde,
Mein Caro, ſo vergieb!
Wie biſt Du mir ſo lieb!
Mit menſchlich=zartem Trieb
Bewachſt Du meinen Schlummer.
Wie bin ich Dir ſo lieb!

Dir dank ich, daß mein Kummer
Mich nicht zum Selbſtmord trieb.
Wie biſt Du mir ſo lieb!

Der Weihnachtsbaum.

Von Lichtern ſtrahlt der Weihnachtsbaum.
Das Eine Kind gewahrt ihn kaum,
So rufts mit Jubelſchalle:
«Das Jeſuskind, ſo lieb und werth,
«Hat dieſen Wunderglanz beſcheert
«Und dieſe Gaben alle!»

««Nein, Schweſter!»» fällt ihr Bruder ein.
««Mein Lehrer muß doch klüger ſeyn:
««Er weiß es recht zu deuten.
««Nicht ein Geſchenk des heil'gen Chriſt's, —
««Der Vater iſt's, die Mutter iſt's,
««Die ſolches Feſt bereiten.»»

Die Schweſter zürnt, der Bruder lacht,
Und will ſie von der blinden Macht
Des Vorurtheils belehren;
Umſonſt! — — Sie werden groß und alt.
Er fiel in Sünd' und Laſter bald;
Sie blieb in Zucht und Ehren.

Apoll und Daphne.

Nach Marmontel.

Daphnen glich an Zartgefühle,
Glich an Jugendreiz Apollo.
Beyde traf aus Amors Fackel,
Der Gefährlichen, ein Funke.

Schweigend ſteht ſie, hocherröthend
Ob dem Schönſten aller Götter,
Will ſein kühnes riſches Annah'n
Meiden, aber flieht — nur langſam.

Ihres Zögerns freut ſich Amor,
Der ob ihrem Haupte hinſchwebt.
Daphne wankt, und geht, und ſäumt noch;
Scham verjagt, und Sehnſucht hält ſie.

Er verfolgt die Spur der Holden
Nah und näher; «ſchone!» ruft ſie.
Bald ermüdet eine Nymphe,
Wenn ſie flüchtet vor'm Vergnügen.

Ach, ſie glüht und kämpft im Stillen;
Als ihr Vater, Unſchuld rettend,
Sie zum Lorberbäumchen umſchafft,
Aber ohne Daphnens Bitte.

Denn Apoll iſt's, den ſie heimlich
Anruft, liebt, und ſchmachtend anſchaut,
Ihm die Arm' entgegenſtreckend,
Die ſich flugs in Zweige wandeln.

O, des mitleidwerthen Siegers! —
Er umarmt ein Lorberbäumchen
Und empfindet durch die Rinde
Ihres treuen Herzens Schlagen.

Wiſſ' es, Nachwelt! Ja, ſie liebte! —
Ihres Lebens letzte Regung
War ein Vorwurf für den Vater
Und ein Ach! für den Geliebten.

Chriſtgaben.

Ich weiß, vor Freude ſchüchtern,
Nicht, wie ich danken ſoll.
Der Garten iſt von Lichtern
Und Leckerbiſſen voll.

Je länger, deſto lieber
Iſt mir die Füll' und Pracht! —
Doch — ſieh da! — Gegenüber
Bey'm Winzer blieb es Nacht.

Mitleiden! — Ach, ſie haben
Kein Licht, kein Chriſtgeſchenk!
O, ſey der armen Knaben,
Lieb' Mutter, eingedenk.

Laß ſie herüberrufen,
Daß ſie ſich freu'n mit mir!
Von allen Freudenſtufen
Iſt das die höchſte mir.

Gib Ihnen Licht und Nüſſe
Und ſüße Kuchen auch,
Daß Jeder freudig wiſſe
Den ſchönen frommen Brauch.

Ach, wenn ſie Dank Dir ſagen
Mit tiefgerührtem Ton,
Und heim die Beute tragen —
Wie glücklich iſt Dein Sohn!

Weit glucklicher bey'm Theilen,
Als wär' ich reich allein! —
Lieb' Mutter, laß uns eilen,
Die Armen zu erfreu'n!

Die Arche.

Zuſammen erbauten ſechs Geſchwiſter,
Ein Künſtler, vier Grazien und ein Magiſter,
Das größte, geräumigſte Haus im Land,
Die Arche Noahs vom Pöbel genannt.
Sie wollten dort im engſten Verband,
Wo möglich einſt miteinander ſterben,
Wo nicht, Eins mählig das Andre beerben,
Und hätte der Letzte vom ſelt'nen Verein
Nach ſechs errichteten Kirchhof-Mahlen,
Das Haus mit Zinſen und Kapitalen
Dem Katharinenſtifte zu weih'n.
Sie wurden gerühmt und bewundert. Allein
Wer ſoll die Bel-Etage bewohnen?
Wie ſind Inſpector und Rechner zu lohnen?
Ein Streit begann — und ſie zogen nicht ein.
Nun ſchenkt da für friedliche Commilitonen
Der Gaſtwirth zur Arche Noahs Wein.

Elmire.

Am Rheingeſtade rief Elmire,
Die junge Schäferin:
„So brachſt Du deine tauſend Schwüre
„Und höhnteſt mich, Erwin!

„Weh mir! — So rührt Dich, Ungetreuer,
„Nicht meine Kümmerniß? —
„Erloſchen iſt Dein Liebesfeuer
„Und meine Schmach gewiß.

„Mein früher Tod in Rheinesfluthen
„Soll Deine Strafe ſeyn.
„Dann enden meines Herzens Gluthen,
„Mein Schimpf und meine Pein.

„Wohlan! — Wie rollen Deine Wogen
„So furchtbar dumpf, o Rhein!
„Ach, und Erwin, der mich betrogen
„Lacht nun mit Roſa mein.

„Ich, Thörin! — Mir iſt widerfahren,
„Was Mancher widerfuhr.
„Der Schäfer gib's zum Troſt ja Schaaren.
„Auch lebt ſich's Einmal nur.“ —

Vom Rheingeſtade ſchied Elmire,
Die kluge Schäferin,
Baut' auf Menalka's Liebesſchwüre,
Und hatte deß Gewinn.

Ida's Vorſatz.

Auch die Mutter ruht,
Vater, neben Dir.
Ach, ſie war ſo gut,
War ein Engel mir.
Auf der Pilgerreiſe,
Wo Gefahren dräu'n,
Soll ich arme Waiſe
Ohne Schutzgeiſt ſeyn!

Ein Verluſt für mich,
Unerſetzlich groß!
Iſt Verzweiflung — Sprich! —
Mein verdientes Loos? —
Doch vergib die Klagen,
Du Verklärte, mir!
„Niemals zu verzagen,“
Lernt' ich ja von dir;

Lernte, daß ein Gott
Über Sonnen iſt,
Der in Angſt und Noth
Nie ſein Kind vergißt.
Mir im Weltgetümmel
Keiner Schuld bewußt,
Trag' ich meinen Himmel
Siegreich in der Bruſt.

Hülf' iſt in der Noth.
Bauen will ich ganz
Auf den lieben Gott
Und auf Dich, o Franz. —
„Dank Dir! — Ohne Sorgen!
„Ida! Freundin! Braut!
„Nimm dies Ringlein! — Morgen
„Sind wir ſchon getraut.

Der neue Rechenmeiſter.

Ein Lehrer hob pathetiſch an:
„Wißt: „Dreymal Drey macht — Zeh'n.“
Ihm wollten nicht den tollen Wahn
Die Schüler zugeſteh'n.

Da fiel der Primus pfiffig ein,
Und raunt' es mild in's Ohr.
„Ja, Brüder! Dreymal Drey macht — Neun;
„Dran zweifelt nur ein Thor.

„Die Wahrheit aber ſchreyt man doch
„Nicht trotzig ins Geſicht;
„Drum ſchont des Lehrers Thema noch
„Aus ehrfurchtvoller Pflicht!"

Nein, Primus! Dreymal Drey macht — Neun.
Rief die Verſammlung aus.
Die ganze Welt kann Zeuge ſeyn. —
Wir geh'n voll Ruh nach Haus. —

„Die Fabel lehrt?" Ich fable nicht.
Was Ihr vernahmt, geſchah. —
„Wo? Wo? — Befragt nur das Gerücht!
O wär's — Utopia!

Tirelli.

Ich ging einmal ſpazieren
In einen grünen Wald.
Wie mußte da mich rühren
Der Vögel Tireliren,
Des Bächleins muſiciren,
Der Zauberaufenthalt.
Das Laub, der Blumentrieb,
Der Schatten ward mir lieb.

In immer näher'n Bogen
Kam eine Nachtigall
Zu mir herangeflogen.
Sie ſchien mir ganz gewogen,

Und zahm unlängſt erzogen.
Mit ſüßem Wonneſchall
Sang eine Melodie
Auf meiner Schulter ſie.

Sie flog dann in die Runde,
Genießend, was ſie fand.
Sie kam, nicht ſatt am Funde,
Und pickt' aus meinem Munde.
Ich griff zur guten Stunde,
Das Vöglein mit der Hand,
Und ahnt' im Augenblick,
Ein ungemeines Glück.

Da hört' ich zartes Klagen:
«Komm, Tireli, zu mir!
«Wo hat Dich ſeit zwey Tagen
«Der Undank hingetragen?» —
Ich rief mit Wohlbehagen:
«Dein Vögelein iſt hier!»
Und ſah, erſtaunt, erfreut,
Die ſchönſte junge Maid.

Noch, ehe mit Erröthen
Die Holde bey mir ſtand,
Hub, ſchon beym Nähertreten,
Ihr Sproſſer ungebeten
Und luſtig an zu flöten.
Ob ſeiner Herrin Dank
Rief ich, vor Liebe krank,

«Bey Deiner Schönheit Rechte!
«Ich bin auf ewig Dein.
«Ja, bey der Macht der Mächte!
«Vom ſchöneren Geſchlechte
(Was Keine mir verdächte),
«Lieb' ich nur Dich allein,

„Dich, wie mein Herz gebot,
„Getreu bis in den Tod.“

Allein, vergib mir Kühnen!
Vielleicht — Du liebeſt ſchon.
Sie ſchüttelt'. Ihre Mienen
Vergaben mein Erkühnen.
„Dir will ich ewig dienen
„Für ſüßer Minne Lohn
„Bis zu dem letzten Hauch.
„O, liebe Du mich auch!“ —

Ich kniet' und bat: „Entſcheide!“
Sie liſpelt': Heute nicht!
Wir prüfen uns erſt Beyde.
Unſäglich iſt die Freude,
Wenn, mächtiger als Eide,
Uns Liebe ſanft umflicht,
Wenn Dank Du, ſpät und früh:
Empfängſt, mein Tireli!

Der Vogel ſchwang die Flügel
Recht, als verſtänd' er ſie.
In ihrer Augen Spiegel
Las ich der Treue Siegel.
Wir trennten uns am Hügel;
Den Tag vergeſſ' ich nie.
Dank Dir, Tireli.
Nun iſt mein Weibchen Sie!

Die Fortſetzung im nächſten Bändchen.

DIE GARTENTHÜRE.

Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wiſſens.

Einheimiſchen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des ſchönen Geſchlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der erſten Reihe ſechstes Bändchen.

Heidelberg, 1827.
In der Akademiſchen Kunſt- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Digitized by Google

Ju=Kiao=Li,
oder
die beyden Muhmen.

Ein Chineſiſcher Roman.

(Fortſetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Gaben Lo Mengli's, hinter dem Garten empfangen.

Wie doch mit Vortheil ein Talent erſcheint!
Wo wird ungünſtig angeſeh'n ein Mann
Von wahrem Geiſt? Aus Liebe zu dem Fürſten
Der Wiſſenſchaft wird bey'm verſtohlenen
Beſuch was ſonſt gebräuchlich überſchritten;
Um ihn wird nicht der ſtreng gebot'nen Regel
Vom äußer'n Schein der Tugend nachgelebt. —
Die Rechtlichkeit der Abſicht lernt man nur
Durch Proben kennen. — Seht! der erſte Blick
Verkündet ſchon des Schickſals weit're Schlüſſe. —
Man ſagt, der Himmel ordne ſelbſt die Ehen:
Doch vieles widerruft die Leidenſchaft,
Sogar Entſcheidung, die vom Himmel kommt. —

Sſe Yeoupe alſo lief in aller Eile nach der Gartenthüre, in der Hoffnung, Lo Mengli dort anzutreffen. Aber er fand die Thüre des Lo'ſchen Hauſes ſorgfältig verſchloſſen, und hörte im Innern kein Geräuſch. Er

blieb eine Zeitlang an dieſem Ort ſtehen, und war in mancherley Betrachtungen vertieft. „Wäre alles, was mir dieſer junge Menſch von ſeiner Schweſter ſagte, nur ein eitles Reden?“ dachte er bey ſich ſelbſt. Dann kam ihm ein anderer Gedanke: „Ich fand,“ ſagte er, „bey ihm, obſchon er noch jung iſt, ein edles Herz und großmüthige Geſinnungen. Es iſt unmöglich, daß er ſein Verſprechen nicht hält.“ — So folgten während ſeines Wartens tauſend widerſprechende Ideen nach einander. Er erſchöpfte ſich in unruhigen Betrachtungen, als er plötzlich das Geräuſch der Pforte vernahm, welche ſich öffnete. Lo Mengli kam leiſen Schrittes zu ihm, und ſprach: „Bruder Sſe, Sie ſind ein Mann von Wort. Wie? Schon ſo bald zurück? Sie verſchmähen alſo wirklich Ihren Freund nicht?“ — Als Sſe Yeoupe ihn ſah, empfand er ſolche Freude, als ob jener vom Himmel käme. Er lief eilends auf ihn zu, faßte ihn bey der Hand, und ſagte lächelnd: „Wer kann zurück bleiben, wenn er von einem ſo geliebten Freunde beſtellt wird?“ — „In der Freundſchaft,“ verſetzte Lo Mengli, „iſt der Anfang immer gut; nur das Ende läßt oft etwas zu wünſchen übrig. Wenn dieſes dem Anfang entſpricht, ſo kann man ſagen, daß ein Bund der Weiſen erfolgt ſey.“ — „Diejenigen,“ antwortete Sſe Yeoupe, „deren Freundſchaft am Ende ſchwächer wird, haben ſchon im Anfang keine beſeſſen. Es ſind Leute ohne Augäpfel; ihnen fehlt das Geſicht. Müſſen dieſe Fichten und Thuyas die kalte Jahrszeit abwarten, um zu wiſſen, daß ſie ihre Blätter nicht verlieren?“ — „Mein Bruder,“ ſagte Lo Mengli, „Ihre Rede bezaubert mich. Sie befreyen mich von einer Un-

gewißheit, die ſchwer auf mir laſtete.“ Hierauf ſetzte er die Unterhaltung fort, und ſprach: „Ich hätte eine Bitte an Sie, fürchte aber, daß es ein zu ernſter Gegenſtand für einen noch ſo neuen Freundſchaftsbund iſt. Ich wage nicht, Ihnen deshalb den Mund zu öffnen.“ — „Ein Wort genügt, um einen Freundſchaftsbund zu ſchließen,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „er kann das Vertrauen für unſer ganzes Leben gründen. Der Zufall hat uns zuſammengeführt; aber meine Liebe zu Ihnen iſt ſchon tief gewurzelt. Was haben Sie auf dem Herzen? Nichts wehrt Ihnen, es mir mitzutheilen.“ — „Weil Sie mir denn frey zu ſprechen erlauben,“ ſagte Lo Mengli, „ſo frage ich Sie, Bruder Sſe, ob Sie bey Ihrer Reiſe nach Hof die Abſicht haben, Ruf oder Gewinn zu erhalten, und ob Ihre Geſchäfte noch Aufſchub erleiden?“ — „Auf dieſer Reiſe,“ antwortete Sſe Yeoupe, „habe ich in der That weder Ruf noch Gewinn im Auge. Aber ſie betrifft eine Sache, die mir ſehr am Herzen liegt und keinen Aufſchub erleiden kann.“ — Lo Mengli fragte weiter: „Sie ſtehen in der Blüthe der Jahre. Ihr Vater und Ihre Mutter genießen ohne Zweifel noch einer ſtarken Geſundheit? Ihre Schweſter iſt wahrſcheinlich verſorgt?“ — „Ich hatte das Unglück, meinen Vater und meine Mutter zu verlieren,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Ich bin ganz allein und noch ledigen Standes.“ — „Mein Bruder,“ erwiederte Lo Mengli, „in Ihrem Alter, bey ſo ſchönem Talent und einer Figur, die dem Edelgeſtein einer Krone gleicht, haben Ihnen gewiß Viele die Früchte dargelegt, und Sie durften unter Verbindungen nur die Wahl treffen. Warum forſchen Sie noch immer

nach dem Phönix, einſam und allein in der Welt?" — „Die Wahrheit zu ſagen," verſetzte jener, „wenn ich nur an Reichthum und Glanz dächte, ſo hätte ich längſt eine Gattin im Hauſe. Aber ich muß Ihnen meine Schwachheit geſtehen. Während ich über die fünf Pflichten, welche das menſchliche Leben ordnen, meine Betrachtungen anſtellte, dachte ich, die erſte wäre nicht auf mich anwendbar, weil ich unglücklicher Weiſe meine beyden Aeltern verlor; auch habe ich keine Brüder. Ferner weiß ich nicht, ob ich jemals Gelegenheit habe, mich dem zu ergeben, was den Unterthan an ſeinen Fürſten und was Freunde an einander feſſelt. Iſt aber die Rede von dem Bande, welches Ehegatten vereint, und ich finde keine vollendete Schönheit, keine mit Talenten und Tugenden begabte Frau, welche die Gefährtin meines ganzen Lebens ſeyn kann: ſo biete man mir die Tochter eines Gelehrten an, der den Saal von Jaspis bewohnt, oder das goldene Roß beſteigt, und ich werde wenig Neigung dazu fühlen. Das iſt die Urſache, warum ich bisher allein den Stürmen dieſer Welt ausgeſetzt blieb." — „Sie zeigen da, Bruder Sſe, edle Geſinnungen, fähig, allen jungen Mädchen des Reichs, die mit einigem Talent begabt ſind, Thränen zu entlocken." Unter dieſen Worten entfuhr Lo Mengli ein Seufzer. „Die Wahl einer Gattin," fuhr er fort, „welche Sie auf eine vollendete Schönheit richten, iſt eine ſehr ſchwere Sache, mein Bruder Sſe. Auch das Entgegenkommen der Verwandten und die Betrügereyen der Unterhändlerinnen ſind nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen. Daher kommt es, daß ſo viele Gatten von Talent und Verdienſt in der Tiefe des inneren

Gemaches Stoff zur Klage finden. Auch verbietet der Fürſt der Wiſſenſchaften nicht, daß zwey Perſonen, wenn ſie ſich ſahen und einander gefielen, die verordneten Gebräuche überſchreiten, um an ein glückliches Ziel zu gelangen." — „Die Regeln des Ceremoniels ſind ein allgemeines Geſetz," erwiederte Sſe Yeoupe. „Aber hat man ſie für einen Mann von wahrem Talent und für ein reizendes und tugendhaftes Weib eingeführt?" — „Bruder Sſe," verſetzte Lo Mengli, „weil Ihre Reiſe weder Ruf noch Gewinn beabſichtigt, ſo haben Sie gewiß irgend eine Jungfrau nach Ihrem Wunſche gefunden, um derentwillen Sie die Beſchwerde eines weiten Weges nicht achten." — „Bruder Lo," antwortete Sſe Yeoupe, „gegen einen Jüngling, wie Sie, der ſo hellen Verſtand beſitzt und mir ſo viele Freundſchaft erzeigt, erlaube ich mir keine Zurückhaltung. Meine Reiſe hat wirklich eine Heirath zum Gegenſtande, und ich will einen Doctor des großen Collegiums bitten, daß er ſich für mich verwende. Da aber die Zeit der Prüfungen herrannaht, ſo fürchte ich, er möchte zum Vorſitze bey einer derſelben in der Provinz ernannt ſeyn. Er verließe dann die Hauptſtadt und ich könnte ihn nicht mehr antreffen. Darum eile ich ſo ſehr mit meiner Abreiſe." — „Diejenige, welche verdient, daß Sie nach ihr ſtreben, muß eine vollendete Jungfrau ſeyn," verſetzte Lo Mengli. „Aber noch haben Sie mir nicht geſagt, weſſen Tochter ſie iſt." — „Die Tochter meines Landsmannes, des Staatsraths Pe," erwiederte Sſe Yeoupe. „Sie nennt ſich Houngiu. Keine gleicht ihr an Anmuth und Schönheit. Sie zeichnet ſich beſonders im Dichten aus, und wir ſelbſt müſ-

ſen ihr darin den Vorzug laſſen. Ihre Achtung für das Talent iſt größer, als ſie irgend Jemand im Alterthum und in unſerer Zeit hegte. Auch kann ich weder wachend noch ſchlafend des Gedankens an Sie los werden, und erhalte ich ſie nicht zur Gattin, dann möchte ich mein ganzes Leben hindurch ledig bleiben.“ — Auf dieſe Rede blieb Lo Mengli in einiges Nachdenken vertieft; dann fragte er Sſe Yeoupe weiter: „Wie iſt der Beyname des Staatsraths Pe, und an welchem Ort hat er ſeine Wohnung?“ — „Sein Beyname,“ war die Antwort, „iſt Hiouan, und ſein Ehrentitel Thaïhiouan. Er wohnt im Dorfe Kinchi.“ — Als Lo Mengli dieſe Worte vernahm, erkannte er, daß von ſeinem mütterlichen Oheim die Rede ſey. Aber er wollte nichts davon merken laſſen, und ſprach: „Wenn ſie ſo viele Schönheit beſitzt, ſo darf man ſich über die Stärke der Gefühle nicht wundern, die ſie Ihnen eingeflößt hat. Aber das Reich iſt ſehr groß. Angenommen, es fände ſich eine zweyte, mit eben ſolchen Reizen begabt, was würden Sie thun, Bruder Sſe?“ — „Erlaubt der Eindruck, den die Schönheit hervorbrachte, zwey Arten von Gefühl?“ erwiederte Sſe Yeoupe *). „Wenn ſich eine andere fände, die eben ſo viele Schönheit beſäße, wie ſie, dann wäre es ganz natürlich, daß ich ihr die nämliche Empfindung meines Herzens weihte. Aber eine zu verlaſſen, um mich an die andere zu feſſeln, das hieße eine Untreue begehen, deren mich ſelbſt der Tod nicht ſchuldig machen ſollte.“ — Lo Mengli verfiel in neue Betrachtungen. Dann ſagte er ſchnell: „Bruder Sſe, Ihre Leidenſchaft mahlt ſich

*) Wörtlich: zwey Herzen. S. die Einleitung.

in Ihrer Rede. Auch kann Ihr Plan nicht geändert werden. Aber warum ſchieben Sie ihn auf? Ich habe hier alles, was für Ihre Reiſekoſten nöthig iſt.“ — Mit dieſen Worten zog Lo Mengli dreyßig Unzen Silber aus dem Aermel, und bot ſie Sſe Yeoupe dar. „Man braucht nur wenig, wenn man ſo einfach reiſet,“ ſprach er. „Finden Sie es aber nicht hinlänglich, ſo ſind da noch ein Paar goldene Armbänder von meiner Schweſter, nebſt zehn feinen Perlen; damit beſtreiten Sie gewiß die nöthigen Bedürfniſſe.“ Und ſogleich löſ'te er die zwey Bänder von ſeinen Armen, und reichte ſie Sſe Yeoupe, nebſt einer Schnur von feinen Perlen, hin. — „Zehn Unzen Silber genügen für meine Reiſe,“ antwortete dieſer. „Warum bieten Sie mir ſo vieles an? Lieber Bruder, Sie übertreiben Ihre Großmuth gegen mich. Es iſt ſchon viel, wenn ich dieſes annehme. Die Armbänder und die Perlen ſind koſtbare Gegenſtände, die Ihrer Schweſter gehören. Ich darf mir nicht erlauben, ſie zu nehmen.“ — „Kann ein Gelehrter, wie Sie,“ ſagte Lo Mengli, „eine ſolche Sprache führen? Ein bedrängter Reiſender fühlt ſich bey jeder Bitte, die er thun muß, in Verlegenheit. Sie können dieſe Perlen und dieſe Armbänder an Ihrem Gürtel befeſtigen und ſie für unvorgeſehene Fälle bewahren. Machen Sie keinen Gebrauch davon, ſo heben Sie dieſelben auf, und ſtellen mir ſie zu, wenn wir uns einmal wiederſehen. Letzteres wird eine ſehr angenehme Nachricht für mich ſeyn.“ — „Mein Bruder,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „Sie verbinden mit dem anlockenden Zartgefühl einer Jungfrau die Großmuth des reiferen Alters. Sind Sie denn ein beſonderes

Weſen, das aus dem Duft der Berge und der Ströme gebildet ward? Welches gute Geſchick flößt Ihnen gegen mich, dem Sie nur zufällig begegneten, ſo wohlwollende Geſinnungen ein? Anfänglich hatte ich die Ungeduld eines wilden Roſſes, um fort zu kommen. Jetzt hat mich das Uebermaß Ihrer Gewogenheit zum Vogel umgeſchaffen, der um ſeinen Herrn fliegt, wie die Phantaſie um eine ſchöne Blume gaukelt. Sie berauſchen mein Herz, Sie erweichen meine Seele. Feſt gehalten, unterjocht, kann ich nicht mehr den Gedanken ertragen, mich von Ihnen zu trennen. Noch weilte mein Geiſt nur auf dem ehelichen Verein; die Bande der Freundſchaft waren mir unbekannt. Sie gewähren mir einen herrlichen Freund zu dem Uebrigen, das meine Gedanken beſchäftigt. Durch Sie lerne ich fühlen, daß es für zwey Menſchen nur einen Leib und eine Seele geben kann." — „Ich erhielt meine Erziehung," ſagte Lo Mengli, „von meinem verſtorbenen Vater, und habe das abgeſchiedene Leben eines jungen Mädchens geführt. Kein Lehrer gab mir öffentlichen Unterricht; darum war es mir unmöglich, Freunde zu erwerben. Aber ich weiß nicht, woher im erſten Augenblick, da ich mit Ihnen ſprach, die Zuneigung entſtand, ſo Sie mir einflößten. Sie, deſſen Gefühle mehr Kraft haben, als die meinigen, erleuchten Sie mich in dem, was ich empfinde!" — „Die Stärke meiner Gefühle," war die Antwort, „enthält nichts anders, als was ſehr natürlich iſt. Die Ihrigen, mein Bruder Lo, haben die Milde des Waſſers. Man hat Verſe von Litaïpe, worin es heißt:

„Die Pfirſichblüth', auf einen Waſſerſpiegel
Geworfen, taucht wohl hundert Fuß hinab:

So tief und tiefer noch dringt in das Herz
Die Liebe, ſo du mir beweiſen willſt." —

Mir dünkt, dieſe Verſe hätten das zum Gegenſtand, was ich heute von Ihnen erfuhr. Und welche Probe haben Sie von mir empfangen? Nur in Worten beſteht ſie noch." — „Ihnen ſcheint es ſchwer zu ſeyn, ſich an den Gedanken unſerer Trennung zu gewöhnen," ſagte Lo Mengli, „und mich beſchäftigt das, was unſer Wiederſehen in der Zukunft erſchweren möchte. Wer weiß, ob, wenn wir uns verlaſſen, wieder eine Zeit eintritt, wo ich von neuem mit Ihnen zuſammentreffen kann?" — „Was ſagen Sie da?" erwiederte Sſe Yeoupe ganz beſtürzt. „Das heutige Begegnen hat uns beyde, obſchon wir blos Freunde ſind, inniger vereint, als ob wir Anverwandte wären. Seyen Sie ſtandhaft in Ihren Geſinnungen! Auch ich gehöre nicht unter die Zahl der Undankbaren. Ich gehe nach Hof, und kehre alsbald zurück. Dann reiſe ich hier durch, und halte es für meine Pflicht, Ihrer Frau Mutter einen Beſuch abzuſtatten. Wir richten es dann ſo ein, daß wir wieder zuſammen kommen und unſere Unterhaltung fortſetzen. Wie wäre es möglich, daß wir uns nicht wiederſähen?" — Lo Mengli, der in Gedanken verloren war, antwortete nicht. Sſe Yeoupe fuhr fort: „Sie ſchweigen, mein lieber Bruder? Glauben Sie, daß ich fähig ſey, nicht wieder zu kommen?" — „Wenn ich nachdenkend war," entgegnete Lo Mengli, „ſo zweifelte ich darum nicht an Ihrem Entſchluß, wieder zu kommen; ich fürchte nur, daß, wenn es geſchieht, ich ſelbſt könne unſichtbar geworden ſeyn, wie ein neuer Tſeuhiu." — „Wenn Ihre Mutter noch dieſes Haus bewohnt,"

ſagte Sſe Yeoupe, „ſo wird ſie gewiß ihren Sohn in keine andere Stadt ſchicken. Ich denke alſo, daß, im Fall Sie wahre Freundſchaft für mich hegen, nichts unſeren Verhältniſſen im Wege ſteht. Wie könnten Sie unſichtbar werden?“ — „Es hängt nicht von den Menſchen ab,“ war die Antwort, „ob ſie wieder vereint oder von einander entfernt ſeyn wollen. Die Dinge dieſer Welt haben einen geheimnißvollen Gang, den zu berechnen unmöglich iſt. Wie können Sie, mein Bruder, deſſen ſchon vorher gewiß ſeyn?“ — „Was der Himmel ſendet, kann man nicht vorausſehen,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „aber man berechnet das, was von den Menſchen abhängt. Wenn Sie ſagen, daß ich in einiger Zeit nicht wieder zu Ihnen käme, ſo weiß ich ſelbſt, wie ich über meine Entſchlüſſe verfügen ſoll. Verſtehen Sie aber darunter, daß Sie mich alsdann nicht mehr ſehen wollen, warum wollten Sie mich denn heute ſehen? Da haben Sie eine vollkommen leichte und klare Auflöſung.“ — „Weil mir heute die Freyheit gegeben war, Sie zu ſehen, ſo geſchah es,“ verſetzte Lo Mengli. „Sähe ich Sie in der Folge nicht mehr, ſo fände jene nicht ſtatt — und darüber kann ich im Voraus keine Verſicherung geben.“ — „Schon im Anfang unſerer Unterhaltung,“ war die Antwort, „ſprachen Sie zu mir ohne Furcht und Scheu, und dennoch wollten Sie einen für den noch neuen Freundſchaftsbund zu ernſten Gegenſtand nicht berühren. Jetzt, da die Gleichheit unſerer Geſinnungen einen eben ſo innigen Verein hervorbrachte, wie den des Fleiſches und der Knochen, höre ich eine räthſelhafte und geheimnißvolle Sprache. Sind das nicht eitle Worte in einem Bunde, der ſo feſt

gegründet iſt. Ich kann es mir nicht erklären.“ — „Was ich Ihnen im Anfang ſagte, war zu ſagen möglich,“ erwiederte Lo Mengli, „und darum habe ich ohne Scheu zu Ihnen geſprochen. Jetzo verſchweige ich das, was ich Ihnen nicht ſagen zu dürfen glaube. Wozu die vielen Erklärungen?“ — „Ich bin hier allein, und bleibe nur noch einen Tag,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Welchen Unterſchied machen Sie zwiſchen Dingen, die ich erfahren darf, und ſolchen, die Sie mir verſchweigen zu müſſen glauben?“ — „Ich wollte Ihnen nur dasjenige ſagen, was einige Wirkung haben könnte,“ verſetzte Lo Mengli; „was keine hat, bedarf doch wohl der Mittheilung nicht?“ — „Ich habe immer gehört,“ antwortete Sſe Yeoupe, „daß die Mittheilung der Gedanken das Schätzbarſte in der Freundſchaft wäre. Was nützet ſie uns, wenn Sie etwas haben, das Sie mir nicht anvertrauen können? Beſitze ich aber Ihr Vertrauen noch nicht, und Sie beſchränken Ihre Freundſchaft auf Geſchenke, ſo erröthe ich, ſie anzunehmen. Das hieße einen Bund mit Gold erkaufen. Ich bin freilich arm, und von allem entblößt, was zu meiner Reiſe nöthig iſt; allein dieſes werde ich ſchlechterdings nicht thun, und wenn ich einen noch größeren Raum zurücklegen müßte.“ Hiemit wollte er Lo Mengli ſogleich die Armbänder und das Halsband wieder zuſtellen. — „Mein Bruder,“ ſagte dieſer bewegt, „warum machen Sie mir ſo harte Vorwürfe? Im erſten Augenblick, da ich Sie ſah, hatte ich Ihnen wirklich etwas zu vertrauen, und darum befragte ich mich über die Umſtände Ihrer Reiſe und Ihres Aufenthalts. Jetzo weiß ich, daß meine Reden zu nichts dienen und nur Jemand

beſchämen würden. Darum wollte ich ſchweigen, und nicht in der Abſicht, Ihnen meine Gedanken zu verheimlichen und weil ich kein Vertrauen in Sie ſetzte. Da Sie mir aber ein Verbrechen aus meiner Zurückhaltung machen, ſo kann ich nicht umhin, zu reden, und nehme die Scham auf mich ſelbſt.“ — „Welche Scham kann in dem Geſpräche zweyer Freunde ſtatt finden?“ fragte Sſe Yeoupe. „Ich hoffe, daß Sie mir alles das genau erklären.“ —

Lo Mengli, den ein Gefühl der Beſchämung zurückhielt, beharrte noch im Schweigen. Aber von Sſe Yeoupe gedrängt, mußte er endlich das Wort wieder nehmen, und begann: „Ich habe eine Zwillingsſchweſter, welche demnach, wie ich, ſechzehn Jahre alt iſt. Ihre Geſichtszüge ſind wie die meinigen; denn ſie gleicht mir ſehr. Sie hat ſich dem Studium der Poeſie und der Literatur ergeben. Seitdem der Vater uns verlaſſen hat, waren wir, meine Schweſter und ich, uns gegenſeitig Lehrer und Freund. Obſchon ſie keineswegs mit der vollendeten Schönheit, die Sie eben rühmten, verglichen werden kann, hat ſie doch ſo große Achtung für das Talent, daß ſie eben ſo ſehr, wie jene, eine üble Wahl fürchtet. Sie und ich haben darin gleiche Geſinnungen. Die Kränklichkeit meiner Mutter verhinderte bisher, daß man ſich um einen Gatten für meine Schweſter bemühte. Ich ſelbſt bin noch zu jung, um viele Menſchen zu ſehen; auch iſt die Oberſchwelle unſerer Thüre verfallen, daher Niemand weiß, daß jene noch das innere Gemach in Erwartung einer ehelichen Verſorgung bewohnt. Geſtern hat ihr Auge vom Pavillon herab Sie erblickt. Ihr

Benehmen verkündete meiner Schweſter einen Gelehrten von ſo glücklichen Eigenſchaften, daß ſie unwillkührlich an das Fallen der Pflaumen dachte *). Ich habe ihre Gefühle erforſcht, und dies bewog mich, Ihnen entgegen zu kommen und ſelbſt Unterhändler zu ſeyn. Ich erkundigte mich bey Ihnen, und erfuhr, daß Ihre Wünſche anderswohin gerichtet wären; ich ſah alſo das Hinderniß, ſo unſerem Verlangen entgegen ſtand, und darum wollte ich das Stillſchweigen beobachten. Unſere heutige Zuſammenkunft betraf eine Angelegenheit, deren günſtigen Erfolg man hoffen durfte; und müßte ich nicht Ihnen gegenüber Scham fühlen, wenn mich auch Ihre Güte mit allem Spott verſchonte? Darum ſprach ich von der Möglichkeit, daß wir uns niemals wiederſähen. Aber Ihre Vorwürfe waren ſo ungerecht, daß ich nicht umhin konnte, Ihnen alles das mitzutheilen. Indem ich Ihnen ſo die innerſten Gefühle eines jungen Mädchens offenbare, fühle ich, daß die Röthe mir in das Geſicht ſteigt und daß mein Antlitz glüht. Wenn Sie es unter andern Menſchen verbreiteten, ſo müßte ich gewiß vor Scham ſterben.“ —

Dieſe ſo redlichen Worte waren für Sſe Yeoupe nicht weniger überraſchend als freudig. „Mein Bruder,“ rief er, „iſt es ein Scherz, oder wollen Sie mich zum Beſten haben?“ — „Ich habe Ihnen mein Herz eröffnet,“ erwiederte Lo Mengli traurig; „wie ſollte ich mir einen Scherz gegen Sie erlauben?“ — „Täuſcht mich kein Traum?“ fragte Sſe Yeoupe weiter. — „Wir ſprechen im Angeſicht des Himmels und bey hellem Tage,“

*) An die Jahrszeit der Eheverbindung.

verſetzte Lo Mengli; „welcher Traum könnte Sie täuſchen?“ — „Iſt es Wirklichkeit,“ rief Sſe Yeoupe von neuem, „dann machen Sie mich vor Freude zum Thoren und laſſen mich vor Verlangen ſterben.“ — „Eine verfehlte und hülfloſe Angelegenheit läßt nicht einmal die Hoffnung übrig,“ ſagte Lo Mengli. „Sie ſprechen von Freude, mein lieber Bruder; was wäre ihr Gegenſtand?“ — „Einſam zwiſchen vier Meeren,“ antwortete Sſe Yeoupe, „ſehe ich plötzlich eine junge Schönheit, Ihnen, mein lieber Bruder, an Talent und Geſtalt vergleichbar, die ſich nur flüchtig meinen Augen darſtellt und ſich für das ganze Leben an mich ſchließen will! Auch als Baum oder Pflanze würde ich die ſüße Wirkung des Lenzes empfinden; aber ich bin ein Menſch, und Sie erſtaunen über den Ausdruck meiner Freude?“ — „Bruder,“ ſagte Lo Mengli, „Sie haben ſchon diejenige gefunden, welche den wohlgetroffenen Bund mit Ihnen ſchließen ſoll *). Wie könnten Sie die ſüße Pfirſche wegwerfen, um die bittere Pflaume zu brechen? Das Gefühl, ſo meine Schweſter und mich hinriß, beſteht nur in einem eiteln Verlangen.“ — „Man kennt,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „eine Stelle des Soungiu, wo es heißt:

Keine Schönen in dem ganzen Reiche
Kommen gleich den Schönen meines Dorfes,
Und in dieſem Dorfe gleicht der Tochter
Meines Nachbars gegen Oſten Keine. —

Dieſe Worte kann man auf Sie und Ihre Schweſter an-

*) Anſpielung auf ein berühmtes Paar im Alterthum, deſſen Seelenharmonie den Ausdruck: wohlgetroffner Bund zum Sprüchwort machte. — S. die erſte Ode im Buch der Verſe.

wenden. Wenn ich jetzt, da mir der Zufall eine ſo reizende Jungfrau darbot, nach ihr zu ſtreben verſäumte, um meine Bitten höher zu richten, wäre ich dann nicht Yekoung ähnlich, der im Gemälde die Drachen liebte, und floh, wenn er wirkliche ſah?“ — „Weil Sie denn meiner Schweſter nicht zu mißfallen wünſchen,“ antwortete Lo Mengli, „ſo wird ſie auch nicht undankbarer ſeyn, als die Schöne, welche ſich ſchon Ihres Herzens bemeiſtert hat.“ — „Ich ſelbſt wäre ein Undankbarer — und könnte ich es ſeyn?“ entgegnete Sſe Yeoupe. — „Ich ſehe wohl, daß Sie kein undankbares Herz haben,“ ſagte Lo Mengli. „Aber wenn Sie, von dem Verdienſte meiner Schweſter eingenommen, ihrer Vorgängerin die Treue brechen, könnten Sie nicht, im Fall ſich Ihnen eine neue, meiner Schweſter überlegene Schönheit darbietet, auch wieder dieſe meine Schweſter verlaſſen wie die geringſte Kreatur?*) Rechnen Sie den Unwillen Ihrer alten Freunde und den Verluſt ihrer Gewogenheit für wenig, dann ſind Sie noch nicht der, ſo meiner Schweſter und mir jene Hochachtung eingeflößt, und dem ſie ſich für das ganze Leben anſchließen wollte.“ — „Ihre verblümten Vorſchläge waren ſchon bis in das Innerſte meines Herzens gedrungen,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „und Ihre ſo freymüthige Sprache erhöht noch meine Achtung und meine Ehrfurcht gegen Sie. Aber meine Seele iſt erweicht und meine Phantaſie in Verwirrung. Sie haben die Bande gelöſ't, welche mein Herz feſthielten; ich weiß nicht mehr, ob ich leben oder ſterben kann,

*) Im Original: wie einen Hund auf dem Stroh.

ich weiß nicht, ob ich noch da bin." — „Sie ſind ein leidenſchaftlicher Mann," antwortete Lo Mengli. „Ihre Gefühle ſchwächen ſich, wenn ihnen nichts entgegen ſteht, und werden durch Hinderniſſe geſteigert. Aber was unſere Angelegenheit betrifft, ſo ſinne ich auf ein Mittel, das alles ausgleichen könnte." — „Wofern Sie nicht," erwiederte Sſe Yeoupe lächelnd, „das einzige Mittel verwerfen, welches darin beſteht, alle zwey zu behalten. Aber ich weiß nicht, ob dem jungen Kinde, welches das innere Gemach bewohnt, ein ſolcher Entſchluß gefiele." — „Wohl iſt meine Schweſter ſehr jung," ſagte Lo Mengli; „aber ſie beſitzt einen klugen und überlegten Charakter, und Sie müſſen ſie nicht für ein Kind halten. Die aufrichtige Liebe, ſo ein Weiſer einflößt, lädt zur Vollendung ein. Meine Schweſter ſagte es mir geſtern ſelbſt. Das Weib, mit dem man ſich nach allen feyerlichen Gebräuchen verbindet, iſt die erſte Gattin; diejenige, welche unregelmäßige Bande ſchließt, iſt die zweyte, und es liegt wenig Regelmäßiges darin, wenn man ſich ſelbſt zum Unterhändler dient. Aber dennoch iſt es nicht unſchicklich, daß ein Weib den Einfluß der Geſtirne überſchreitet, um die Gattin eines tugendhaften Mannes zu werden. Was man fürchten kann, iſt, daß die weiſe Jungfrau, welche Sie ſuchen, nicht in dieſen Vertrag willigt." — Sſe Yeoupe fühlte bey dieſen Worten die innigſte Zufriedenheit. „Wäre," ſagte er, „die Jungfrau, von der Sie ſprechen, nicht wirklich mit Weisheit begabt, ſo würde ich nicht weiter nach ihr ſtreben. Wenn ſie aber deren ſo viel beſitzt, wie ich meine, wo haben Sie je ein weiſes Mädchen geſehen, das die Eiferſucht

in ihrem Herzen nährt? Und Sie, lieber Freund, der mir eine meinen Wünſchen ſo angemeſſene Gattin verſpricht, welchen gewaltſamen Unterſchied machen Sie zwiſchen der erſten und zweyten Frau? Möchte ich einſt glücklicher ſeyn, als ich es verdiene, und dieſe zwey reizenden Jungfrau'n zu Gattinnen erhalten! Ich würde ſie dann nicht nur in gleicher Liebe vereinen; meine Gefühle für ſie würden dem glänzenden Tageslicht ähnlich ſeyn.“ —

Dieſe Rede verurſachte Lo Mengli die lebhafteſte Freude. „Mein Bruder,“ ſagte er, „wenn Sie ſo die Herzensangelegenheit meiner Schweſter beachten, ſo habe ich Ihnen ohne Weiteres nur ein Wort zu geben. Aber die Genien des Himmels und der Erde verſtehen uns, und eher ſoll das Meer vertrocknen und die Felſen ſollen in Staub zerfallen, als daß je dieſes Wort verſchwinde!“ — „Ich denke über etwas nach,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Meine Heyrath mit Fräulein Pe iſt eine noch in's Weite geſchobene Sache. Da ich aber ſchon die holde Einwilligung Ihrer Schweſter habe, was hindert, daß ich einige Tage hier bleibe, und einen Unterhändler ſuche, um ſogleich den Bund zu ſchließen?“ — „Als Sie hieher kamen, mein lieber Bruder,“ antwortete Lo Mengli, „ging Ihre erſte Abſicht auf Fräulein Pe. Wenn Sie ſich nun halbwegs aufhalten, um meine Schweſter zu heyrathen, ſo verſtoßen Sie gegen Ihre erſte Verbindlichkeit, und wenn Fräulein Houngiu es erfährt, ſo hat ſie alles Recht, wenig damit zufrieden zu ſeyn. Dies gäbe in der Folge Anlaß zu mancherley Zank und Mißhelligkeiten. Ueberdies iſt meine Schweſter noch ſehr jung. Iſt ſie ein-

mal an einen Gatten gefeſſelt, ſo wird jede Aenderung unmöglich. Eilen Sie nach der Hauptſtadt, und beendigen Sie Ihre Heyrathsangelegenheit mit Fräulein Pe. Doch muß ich Sie um etwas fragen." — „Was wollen Sie wiſſen?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Sie haben, mein lieber Bruder,“ war die Antwort, „Ihre Gedanken dem Fräulein Pe geweiht. Aber weiß dieſe auch, ob Sie in der Welt ſind?“ — „Lieber Bruder,“ verſetzte jener, „weil Ihre freundſchaftliche Geſinnung für mich ſo weit geht, darf ich Ihnen nichts verhehlen.“ Und er erzählte ihm umſtändlich alles was ſich zugetragen, nachdem er das Gedicht auf die Frühlingsweiden verfertigt, und wie er die Probe über den Abſchied an den Kranich und den Gruß an die Schwalbe beſtanden hatte.

Als Lo Mengli dieſe Erzählung gehört, ſprach er: „Wohlan! mein lieber Bruder, Sie müſſen eilends den Vertrag erfüllen, den Sie mit Fräulein Pe geſchloſſen haben. An mich bedarf es keiner weitern Bitte. Iſt jene Sache beendigt, dann gibt ſich die meiner Schweſter von ſelbſt. Sie dürfen keinen Wortbruch fürchten.“ — „Ich traue Ihrem Wort,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Aber im Augenblick, wo ich Sie antreffe, muß ich mich auch wieder von Ihnen entfernen; dies quält und beunruhigt mein Herz.“ — „Glauben Sie, daß ich weniger betrübt ſey,“ erwiederte Lo Mengli. „Mein Troſt iſt, daß wir dereinſt auf lange Zeit wieder vereinigt werden. Blieben wir, durch unſere Zuneigung gefeſſelt, länger beyſammen, ſo fürchte ich, daß irgend ein Diener uns belauere. Wir werden ein andermal viel Stoff zur Unterhaltung finden.“

— „Wohlan!“ ſprach Sſe Yeoupe, „ich habe alles, was zu meiner Reiſe nöthig iſt. Ich mache mich ſogleich auf den Weg, ohne von dem alten Li Abſchied zu nehmen.“ — „Sie thun wohl, wenn Sie gerade von hier weggehen,“ antwortete Lo Mengli. „Aber ich habe Ihnen vor Ihrer Abreiſe noch eine Meinung zu eröffnen.“ — „Erlauben Sie, lieber Freund, daß ich Sie um die Lehren bitte, welche Ihre Güte mir ertheilen will,“ ſagte Sſe Yeoupe. — „Ein Mann von ſchönem Talent und von ächtem und dauerhaftem Verdienſt hält nicht auf Reichthümer und Würden; aber Name und Ruhm ſind achtungswerthe Gegenſtände des Ehrgeizes. Weil Sie denn, mein lieber Bruder, ſo ungemeine Fähigkeiten beſitzen, ſo trachten Sie auch, daß dieſe Reiſe Ihnen die Stunde beſchleunigt, wo Sie den Geſang vom Hirſch vernehmen. *) Erlangen Sie die Beförderung und den Ruf, welche zu hoffen Sie ein Recht haben, und in der Folge wird Ihnen alles leicht und thunlich ſeyn. Wie viele junge Leute von ausgezeichnetem Geiſt könnten in der Welt ihr Glück machen, und die hohe Achtung benutzen, welche man dem Talente gewährt, wenn ſie einen reinen und tadelloſen Wandel zu behaupten wüßten! Warum erſchöpfen ſie ſo oft ihre Gaben, um die Rolle von weibiſchen Gänschen oder von eiteln Ignoranten zu ſpielen, anſtatt ihre Pflichten zu erfüllen, wie es einem verdienſtvollen Manne geziemt?“ —

Mit neu veränderter Miene hörte Sſe Yeoupe dieſe Worte. Er ſprach ſeinen lebhafteſten Dank gegen Lo

*) Das den neu beförderten Licentiaten gegebene Mahl. S. d. fr. Anm.

Mengli aus. „Mein lieber Bruder,“ ſagte er, „Ihre ſo edle und vernunftvolle Rede verdient, daß ſie in mein Herz geſchrieben bleibt. Wenn ich Beförderung erhalte, dann werde ich Sie bey der Rückkehr bitten, meine Stütze und mein Führer zu ſeyn.“ —

Hiemit das Geſpräch endend, rief Sſe Yeoupe, der Niemand bey ſich hatte, Siaohi zur Thüre des Gartens, und ſagte: „Wir reiſen ſogleich ab.“ — „Dieſer Fußpfad,“ ſprach Lo Mengli, „führt längs den Wällen der Stadt zum Thore gegen Norden hin. Ich ſollte Sie weiter begleiten; aber ich fürchte, es möchte mich Jemand ſehen; darum iſt es ſchicklicher, wenn ich Sie hier verlaſſe. Bruder Sſe, Ihre Reiſe wolle glücklich ſeyn!“ Einige Thränen entfielen Lo Mengli's Augen; aber er trocknete ſie ſchnell mit ſeinem Aermel. Da konnte ſich auch Sſe Yeoupe des Weinens nicht enthalten. „Wie ſchwer,“ ſo rief er, „fällt es Ihnen und mir, den Schmerz dieſer Trennung zu ertragen! Aber ich bitte darum, wachen Sie über die holde Bewohnerin des inneren Gemachs mit aller Sorgfalt und aller denkbaren Liebe, zu Sſe Yeoupe's Glück!“ —

Lo Mengli trocknete ſeine Thränen und antwortete mit einem Zeichen des Hauptes. Die beyden Freunde ſtanden noch einen Augenblick wie angekettet neben einander; endlich überwand die Noth, ihre Hände ließen ſich los, und man mußte ſcheiden.

Es gründet ſich der zarten Freundſchaft Bund
Auf Seelenharmonie, und Trennung iſt
Ein traurig Uebel: auch der Männlichſte
Beſteht nicht ohne Thränen dieſe Probe;
Sie künden, was ſein Inneres bewegt. —

Lo Mengli kehrte zurück, und Sſe Yeoupe ging durch das nördliche Thor aus der Stadt. Aus Furcht, der Rath Li und der Licentiat Tſian möchten ihn noch zurückhalten und beläſtigen, wagte er nicht in ſeinem alten Gaſthof einzukehren, und ſuchte zur Nachtherberge ein anderes Haus. Hier wandte er einige Unzen Silber dazu an, ſich Gepäck und ein Pferd zu verſchaffen, und begab ſich den folgenden Morgen ſehr frühe auf den Weg.

Während er ſo dahinzog, drängten ſich allerley verworrene Gedanken in ſeinem Geiſt, und verzehrten ihn gänzlich. Im Anfange war er nur mit Fräulein Pe allein beſchäftigt; jetzt traten noch zwey Ideen zu dieſer: die Erinnerung an Lo Mengli und an Fräulein Lo. Seine Betrachtungen gönnten ihm keinen Augenblick Ruhe; er ließ ihnen Lauf, und ſprach: „Ich kenne die Talente des Fräuleins Pe, aber noch nicht ihre Schönheit. Eben ſo wenig habe ich das Antlitz von Fräulein Lo geſehen; aber ich beurtheile es nach dem ihres Bruders, und ohne von ihr ſelbſt zu reden, genieße ich, wenn ich ſie heyrathe, jeden Tag ſeinen Umgang; ein ſolcher Vortheil iſt das Glück des Lebens.“ — „Lo Mengli,“ dachte er weiter, „iſt ſehr jung; aber er hat Verſtand, alles denkbare Zartgefühl, und ſeine Empfindung entſpricht ſeinem Urtheil. Dieſer junge Menſch zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Scharfſinn als durch Kenntniſſe aus, und wenn er die Talente ſeiner Schweſter rühmt, ſo darf man nicht glauben, daß er ſie übertreibt. Aber auch angenommen, ihre Studien wären nicht gründlich, ſo wird ſie doch, wenn ſie einmal mit Fräulein Pe vereint iſt und das nämliche Gemach bewohnt, ohne Mühe und faſt unvermerkt Fortſchritte

machen, welche ſie zur Vollendung führen. Wie groß iſt Dein Glück, o Sſe Yeoupe, daß Du ſo zwey reizende Frauen gefunden haſt!“ —

Von ſolchen Gedanken bezaubert, ließ er ſeinem Pferde freyen Gang, und ſetzte ſeinen Weg fort, ohne darauf Acht zu haben. Er nahte einem Ort, wo ſich ein Militärpoſten befand, und plötzlich vernahm er das Getön von Cymbalen, welche die Soldaten erſchallen ließen. Hinter ihnen kamen Officiere, die blaue Paniere trugen, nnd eine Schaar Leute, die geordnet einen Zug bildeten. Sſe Yeoupe erfuhr von Jemand, den er darum befragte, es kehre der Richter der Provinz von einer Umreiſe zurück. Er war alſo genöthigt, vom Pferde zu ſteigen, und ſich auf die Seite der Straße zu ſtellen, damit jener vorbeyziehen konnte. Gleich darauf gewahrte er einen blauen Sonnenſchirm und eine große Senfte, welche mehrere Gerichtsbeamte umgaben und worin dieſe Magiſtratsperſon ſaß. Hinter ihm nach zog eine Menge von Unterbeamten, aus welchen ſein Gefolge beſtand. Unter letzteren war ein Bote, der, als er Sſe Yeoupe erblickte, ihn erſt mit Aufmerkſamkeit anſah, dann ſchnell von ſeinem Pferde ſprang, und rief: „Das iſt unſer edler junger Herr! An welchem Ort haben wir Sie nicht im letzten Frühlinge geſucht? Wie kommt es, daß Sie heute hier ſind?“ — Sſe Yeoupe fragte ihn erſtaunt: „Wer ſind Sie?“ — „Ich bin,“ erwiederte der Mann, „Bote im Dienſt Seiner Excellenz des edlen Herrn Sſe, des Richters der Provinz. Ich war es, dem unſer Gebieter im Frühlinge den Auftrag gab, Sie, mein Herr, abzuholen. Hätten Sie dies vergeſſen?“ — „Ach! ſind Sie

es, mein Herr?“ antwortete Sſe Yeoupe; „und wo iſt jetzt Ihr Gebieter?“ — „Kam er denn nicht eben hier vorbey?“ verſetzte der Bote. — „Wie? Das wäre mein Oheim!“ rief Sſe Yeoupe. „Es iſt ja noch nicht lange, daß er nach Hof ging, um über ſeine auswärtigen Geſchäfte Bericht zu erſtatten. Wie kommt es, daß er ſo bald wieder eine neue Sendung erhielt?“ — „Mein Gebieter liebt den Aufenthalt in der Hauptſtadt nicht,“ antwortete jener. „Seine vorige Sendung in die Provinz Houkouang hat ihn nur ein halbes Jahr entfernt; er verlangte, den Reſt dieſes Jahrs dem gegenwärtigen Auftrage zu widmen. Seitdem er Sie, mein Herr, zu ſich berufen, ohne daß er Sie jedoch ſehen konnte, war er beſtändig mit Ihnen beſchäftigt. Darum ſteigen Sie geſchwind zu Pferd, und ſtellen Sie ſich ihm vor!“ —

Dieſer Kunde gemäß beſtieg Sſe Yeoupe ſein Roß, und nahm ſeinen Weg zurück. Auch der Bote ſaß wieder auf, und ſprach: „Reiten Sie langſam, mein Herr! Ich eile voraus, und gebe unſerm Gebieter Nachricht.“ Sogleich trieb er ſein Pferd an, und eilte fort. Bald darauf war er wieder bey Sſe Yeoupe, und ſagte: „Mein Herr, unſer Gebieter war hoch erfreut, daß Sie hier ſind. Er ſagt, die Landſtraße wäre kein ſchicklicher Ort für Ihre Zuſammenkunft, und beſtellt mich zu Ihrem Dienſt, damit ich Sie nach ſeinem Schloſſe führe, wo Sie ſich beyde antreffen werden.“ — „Aber,“ ſagte Sſe Yeoupe, „es ſind 30 oder 40 Meilen*) bis zu ſeinem Schloß, und ich fürchte wir können heute nicht mehr dorthin kommen.“

*) 3 oder 4 Stunden.

— „Das Schloß unſers Herrn iſt in der Hauptſtadt des Departements,“ antwortete der Courier, „wir gehen nicht nach dem Hauptort des Cantons. Von hier nach jener Stadt ſind es nur 7 oder 8 Meilen *).“ —

Die zwey Reiſenden ſetzten ihren Weg im Geſpräche fort, und kamen bald an der Pforte des Schloſſes an. Die Thorwächter näherten ſich Sſe Yeoupe mit den Worten: „Treten Sie geſchwind herein, mein Herr! Unſer Gebieter erwartet Sie in dem inneren Saale.“ —

Sſe Yeoupe ſtieg vom Pferd, empfahl es dem Siaòhi, und ordnete ſein Kleid und ſeinen Hauptſchmuck. Darauf begab er ſich in die inneren Gemächer des Hauſes. Hier ſah er den General-Inſpector Sſe, der, ihn erwartend, am Eingange des Saales ſtand. Sſe Yeoupe neigte ſich vor ihm. Nach geendigtem Gruße befahl ihm ſein Oheim, ſich neben ihn zu ſetzen, und da er ſah, daß Sſe Yeoupe ein Mann von guter Geſtalt und Geſichtsbildung war, deſſen Aeußeres ſchon Talent verkündete, empfand er die höchſte Freude. „Mein lieber Neffe,“ ſprach er ſodann, „ich erinnere mich, daß Du, als ich Dich zuletzt geſehen, noch herabhangende Locken trugſt. Wie viele Jahre ſind wir ſchon getrennt, und ich dachte nicht daran, daß Du indeſſen ein ausgebildeter Mann von ſo vortheilhaftem Anſehn geworden ſeyſt. Dies erregt Deinem ſchon durch das Alter geſchwächten Oheim ein unausſprechliches Vergnügen.“ — „Ich war ſo unglücklich,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „meinen Vater zu verlieren, als ich noch Kind war, und allzu bald darauf auch meine

*) Weniger als eine Stunde.

Mutter. Zudem ſchuf mir das Schickſal Hinderniſſe, die mich abhielten, hieher zu eilen, vor meinem ehrwürdigen Oheim niederzuknieen und ſeine weiſen Lehren zu empfangen. Verwaiſet und einſam, umherirrend und ohne Stütze, konnte ich nur das Geräuſch eines in Trümmer fallenden Hauſes vernehmen laſſen. Und auch jetzt, ich mag die Blicke vor- oder zurückwerfen, empfinde ich eine faſt unüberwindliche Beſchämung.“ — „Ich bin alt,“ ſagte der Inſpector Sſe, „und habe keine Kinder. Zudem bin ich des Reiſens müde. Meine Laufbahn muß zu Ende gehen; aber in Dir, lieber Neffe, ſehe ich einen Mann, der in der Blüthe des Alters und zu allem tauglich iſt. Du biſt eins jener ſchnellen Roſſe, welche täglich hundert Stunden zurücklegen. Darum mußt Du den Glanz unſerer Familie bis auf die höchſte Stufe erheben. Dieſer Gedanke verbannt die Traurigkeit aus dem Hauſe Deines Oheims.“ — „Was mir bisher gefehlt,“ antwortete Sſe Yeoupe, „kann ich von Ihnen in der Zukunft hoffen. Wenn ich aber nicht ganz in Trümmer fallen ſoll, ſo müſſen die aus der nämlichen Quelle entſprungenen Kanäle ſich am Berge Meï vereinen. Hierdurch kann ich mich nach und nach der Pflichten entledigen, die mein Alter von mir heiſcht.“ — „Ich habe keine Söhne,“ verſetzte der General-Inſpector, „und Du haſt Deine Aeltern verloren. Dies ſchrieb ich Dir im Frühlinge. Ich wollte, daß Oheim und Neffe Vater und Sohn würden. Dieſe Namen ſollten den Gedanken an mein Ende verſüßen, das ich vor Augen habe, und käme einmal die Zeit, wo ich über mein Beſitzthum verfüge, ſo würde ich es gewiſſermaßen meinem verſtorbenen Bruder und meiner Schwä-

gerin übergeben. Machte ich einen andern Gebrauch davon, ſo müßte ich geſonnen ſeyn, mein eigenes Geſchlecht zu vernichten und unſere Familie untergehen zu laſſen. Ich weiß nicht, lieber Neffe, ob Du hinlänglich meinen Vorſchlag überdacht haſt?" — „Ihre Abſichten, mein theurer Oheim," war die Antwort, „haben, ich mag ſie betrachten wie ich will, den Zweck, einem Verwaiſeten eine Stütze zu ſchaffen. Dies war der einzige Wunſch der Aeltern, welche ich verlor, und mein Verlangen wird dem Ihrigen nie entgegen ſeyn." —

Dieſe Antwort erfüllte den Inſpector Sſe mit Freude. Er wählte ſogleich einen günſtigen Tag, und befahl, ein großes Gaſtmahl zu rüſten, bey welchem ſein Neffe ihn als Vater anerkennen ſollte. Seitdem nannten ſich beyde nur Vater und Sohn. Alle Magiſtratsperſonen und Beamten des Departements und des Cantons, ſo wie die Angeſtellten der nächſten Bezirke, eilten, auf die Nachricht, daß der Richter der Provinz einen Sohn adoptirt, herbey, um demſelben ihre Glückwünſche zu bringen und Geſchenke anzubieten. Der Rath Li, an den man nicht gedacht hatte, befand ſich unter ihrer Zahl, und überreichte ſeinen ſeidenen Stubenſchirm mit vier Gemälden. An dieſem Tage hatte der General-Inſpector einige Geſchäfte in ſeiner Kanzley. Er ſchickte alſo Sſe Yeoupe in den Saal, um die Beſuche aller dieſer Beamten zu empfangen.

Als der Rath Li nun Sſe Yeoupe in der Perſon des neuen Adoptiv-Sohns erkannte, war er ganz verwirrt. Er verließ in Eile ſeinen Platz, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und entſchuldigte ſich mit den Worten: „Ich habe mich vor einiger Zeit ſehr ſtrafbar gegen Sie bewie-

ſen. Während ich Beſuche machte, haben Sie dieſen Augenblick zu Ihrer Abreiſe benutzt. Der Grund, welchen Sie dazu hatten, war mir unbekannt; aber ohne Zweifel geſchah es aus Mißvergnügen, weil ich Ihnen nicht Geſellſchaft leiſtete. Ich hatte einige kleine Geſchenke und die Ihnen nothwendigen Gegenſtände bereit halten laſſen. Man ſuchte Sie überall, fand aber weder Zeichen, noch Spur. Mein nicht ſehr höfliches Betragen hat mich bey einem Manne von Verdienſt und Auszeichnung ſehr in Schulden gebracht. Unabläſſig empfand ich deshalb Bedauern und Verdruß bis auf den heutigen Tag. Zudem hatte ich Ihr Roß und Ihr Gefolge nicht erkannt *). Das heißt Augen haben und den Berg Taï nicht erblicken. Da ich nun heute ſo glücklich bin, vor Ihnen zu erſcheinen, ſo erlauben Sie, daß ich wegen meiner Nachläſſigkeit und Unhöflichkeit Ihre Verzeihung anſpreche." — „Die Gewogenheit, welche ich in Ihrem Schloß empfing, wird auf ewig in mein Herz geſchrieben ſeyn," erwiederte Sſe Yeoupe. „Der Zufall wollte, daß ich am Tage, der auf den folgte, von welchem Sie ſprechen, ein kleines Geſchäft erhielt, das mich zur ſchnellen Abreiſe nöthigte. Zudem wollte ich dem edlen Herrn Tſian nicht zur Laſt ſeyn. Dies war es alſo, was mich gehindert, von Ihnen, mein achtungswerther Herr Wirth,

---

*) Sprüchwörtliche Redensart, weil Sſe Yeoupe zu Fuß war, als er ſich zu dem Rath begab. So ſagt man auch aus Höflichkeit: „Es iſt lange her, daß ich Ihr achtungswerthes Fuhrwerk nicht ſah;" und was noch ſonderbarer lautet: „Ich bitte Ihren edlen Wagen, mir die Ehre zum Mittagsmahle zu erzeigen." —

Abſchied zu nehmen und Ihnen beſtens zu danken. Was könnte ich noch weiter verlangen?“ — „Ihre Seelengröße gleicht dem Ocean,“ ſagte der Rath Li. „Aber wenn Sie auch nicht ungehalten auf mich ſind, ſo bin ich ſelbſt doch weit entfernt, mit mir zufrieden zu ſeyn.“ Er wiederholte noch zwey- bis dreymal ſeine Entſchuldigungen; dann entfernte er ſich mit den übrigen Beamten.

Stolz und voller Hochmuth gegen Arme,
Kriechend und gehorſam bey den Reichen:
Das iſt die Gewohnheit kleiner Geiſter;
So erblickt man ſie in jedem Lande. —

Als der General-Inſpector Sſe mit den Geſchäften, die ihn abhielten, fertig war, beſchaute er die Gegenſtände, welche man ihm als Geſchenke dargebracht hatte. Alles, was in Gold und Silber beſtand, die Stoffe, der Mundvorrath, wurden ohne Ausnahme verweigert; jedoch die Verſe, die Gemälde, die Complimente und ſchriftlichen Abhandlungen, worin man ſeine Tugenden und Talente in der Staatsverwaltung verherrlichte, konnte er, obſchon ſie mit perſönlichen Lobſprüchen erfüllt waren, nicht umhin, anzunehmen. Er betrachtete ſie einzeln und nach einander. Der größte Theil enthielt Gemeinplätze, die auf Jedermann anwendbar ſind. Als er aber an die vier Gedichte kam, womit der Schirm des Raths Li verſehen war, ſchienen ihm die Eleganz und Vorzüglichkeit des Styls, ja auch die Schönheit der Handſchrift, gleich bemerkenswerth. Sie machten ihm viel Vergnügen, und er befahl den Gerichtsboten, den Schirm in ſein Gemach zu bringen und ihn ſo aufzuſtellen, daß er ſich daran erfreuen konnte. Bald darauf trat Sſe Yeoupe herein.

Der Oheim zeigte ihm den Schirm, und ſagte: „Da ſind vier Gedichte von vollendeter Schönheit; es iſt kein einziger Fehler darin, und ſie haben mir das größte Vergnügen gewährt. Sie ſind eine Gabe des Raths Li, aber er ſelbſt iſt nicht im Stande, dergleichen zu machen. Ich kenne den Verfaſſer nicht. Man ſagt, Du wäreſt auch ein Freund der Poeſie; es iſt unmöglich, daß die anmuthsvolle Weiſe dieſer Strophen Dein Gefühl nicht anſpricht.“ — „Ich ſelbſt,“ antwortete Sſe Yeoupe, „habe dieſe Verſe für den Rath Li gemacht. Die Dichtung iſt verworren und ungeordnet; ſie verdient den Werth nicht, welchen Du, mein Vater, darauf legſt *).“ — Der General-Inſpector war nicht minder überraſcht als erfreut: „Das iſt doch recht ſonderbar!“ ſagte er. „Ich war erſtaunt, daß es in der Provinz Chantoung einen ſo geübten Pinſel gebe, und dachte mir nicht, daß mein Sohn dieſes ſchöne Talent beſitze. Aber ſage mir, wie konnteſt Du dieſe Verſe für den Rath Li machen?“ — „Als ich,“ war die Antwort, „vor einigen Tagen hieher reiſ'te, ward ich auf der Landſtraße angehalten, und verlor mein ganzes Gepäck. Der Zufall führte mich zu jenem Rath. Er verſprach mir das nöthige Geld zu meiner Reiſe vorzuſchießen, und darum habe ich ihm dieſe Gedichte verfertigt. Er ſagte mir nur, er habe ſie für den Richter der Provinz beſtimmt, und ich wußte nicht einmal, daß Du, mein Vater, dieſer Richter ſeyſt.“ — „Man war,“ verſetzte der General-Inſpector, „in dieſen

*) Ich glaube, daß in dem jetzigen Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn das vertrautere Du auch dem letzteren geziemet. A. d. Ü.

Tagen ſo beſchäftigt, daß ich noch nicht Zeit fand, mich nach dem, was Dir begegnet iſt, zu erkundigen. Ich hatte Dir im Frühlinge Boten geſandt, welchen Du verſprachſt, Dich bey mir einzufinden. Warum kamſt Du nicht ſogleich, und warum geſchieht es erſt jetzo?“ — „Als ich zu Hauſe war,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „ging ich ſehr wenig aus. Die Straßen waren mir nicht wohl bekannt. Ich dachte, man könne der Landſtraße nach der Mündung des Fluſſes ſehr leicht folgen, und überließ mich meinem Pferde. Da verirrte ich mich und kam zum Flecken Keouyoung in der Nähe des Dorfes Kinchi. Ich wollte am folgenden Morgen eilends zurückkehren. Aber unvermuthet überfiel mich eine Unpäßlichkeit, ſo daß ich nicht aufbrechen konnte und genöthigt war, Zuflucht in einem Kloſter zu begehren. Ich verweilte daſelbſt vierzehn Tage. Nach meiner Wiederherſtellung ſah ich, daß die Zuſammenkunft, welche Du, mein Vater, mir beſtimmt hatteſt, verfehlt war, und wenn ich jetzo bey Dir bin, ſo iſt die Urſache davon, daß ich während meines Aufenthalts im Kloſter Erkundigungen über einen vornehmen Beamten dieſes Landes, Namens Pe, einzog, der eine Tochter von dem ſeltenſten Talent für die Dichtkunſt und zugleich von außerordentlicher Schönheit beſitzt. Mir kam der Gedanke, ſie zur Ehe zu begehren. Jedermann ſagt, daß der edle Herr Pe ſehr empfindlich in der Wahl eines Eidams ſey und nur mit vieler Vorſicht eine Verbindung eingehen wolle. Auch hörte ich von einem gewiſſen Doctor Sou, aus Kinling, Mitglied der großen Akademie, der ſein naher Verwandter iſt und deſſen Rathſchläge er alle befolgt. Als ich nun kürzlich erfuhr, daß dieſer Doctor

Sou durch ein kaiſerliches Dekret an Hof berufen worden, unternahm ich dieſe Reiſe in der zwiefachen Abſicht, mich erſt nach Dir, mein Vater, zu erkundigen, und ſodann den Doctor zu bitten, daß er mein Vermittler ſeyn wolle.“ — „Wahrlich!“ rief der General-Inſpector Sſe, „das ſind recht ſonderbare Fügungen! Jener Staatsbeamte Pe muß, allem Vermuthen nach, Pe Taïhiouan ſeyn, und Pe Taïhiouan iſt mein Studiengenoſſe. Ich kenne von Grund aus alle ihn betreffenden Umſtände. Seine Tochter hat wirklich ein bewundernswürdiges Talent für die Dichtkunſt, und er ſelber iſt in der Wahl eines Eidams ſehr empfindlich, ſogar bis zu dem Grad, daß er lieber einmal ſein Leben wagte, als in dieſem Punkte nachgab.“ — „Wie ſo?“ fragte Sſe Yeoupe. — Hierauf erzählte ihm jener die Begebenheit mit den Verſen auf die Königin-Blumen, den Antrag des General-Inſpectors Yang, die abſchlägliche Antwort, ſo dieſer erfahren, und die Sendung zu dem gefangenen Kaiſer, welche er Pe deshalb bewirkt hatte. Nachdem er ihm alle dieſe Einzelnheiten dargelegt, fügte er hinzu: „Ein ſo glänzendes Verdienſt, wie das Deinige, würde, wenn Du eine ſolche Gattin erhältſt, gewiß einen ſchönen Bund hervorbringen. Sou Touïan wäre ein trefflicher Unterhändler, und ich werde ihm deshalb ſchreiben. Alles das iſt etwas; nehmen wir aber den Charakter jenes Greiſes, und alle darin liegenden Zweifel, ſo ſehe ich noch viele Schwierigkeiten.“ — „Welche Schwierigkeiten?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Wie talentvoll Du auch ſeyn magſt,“ war die Antwort, „ſo biſt Du doch jetzt noch ein armer Baccalaureus. Ich fürchte, daß er, der erprobte Gelehrte, einen ſo unbedeutenden Rang ver-

ſchmäht. Das iſt die Schwierigkeit, welche ich meine. So viel ich weiß, iſt die Zeit der Prüfung nahe; mir dünkt, daß Du die nöthigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeit haſt. Ich werde Dir alſo einen Platz bey der Prüfung im Norden vorbehalten. Gehe hin und hole Dir Ehre und Ruhm! Kannſt Du, als ein ſo junger Mann, einen ausgezeichneten Rang erwerben, dann wird nichts geeigneter ſeyn, Deine Hoffnungen wieder zu beleben. Alsdann erſt wenden wir uns an Gou Touïan, und bitten ihn, als Vermittler aufzutreten. Ich werde ihm neuerdings ſchreiben, und rechne auf einen vollkommenen Erfolg. Wir dürfen uns nicht betrüben, daß noch nichts gethan ward. Haſt Du einmal Achtung erlangt, ſo iſt Deine Heyrathsſache ſchon weit vorgerückt. Du biſt dann auf dem Gipfel Deiner Wünſche, und die meinigen ſind erfüllt. Alles wird ſich zum Beſten wenden.

Als Sſe Yeoupe fand, daß die Rede ſeines Oheims ſo genau mit den Rathſchlägen, die ihm Lo Mengli ertheilt, übereinſtimmte, war es ihm, wie einem Manne, deſſen Erwachen die Träume verjagt, und er antwortete mit Wärme: „Ich kann, mein Vater, nicht anders als Deinem weiſen Rathe gehorchen.“ —

Es folgt nun eine neue Reiſe, wo man den Drachen und den Tiger ſieht, die ihre Namen auf die Beförderungsliſte ſchreiben, ferner eine mit Ruhm bedeckte Familie, und den männlichen Phönix, der ſeine Gefährtin ſucht.

Mit Ehrenſtellen und mit Reichthum ſcheint
Der Himmel karg zu ſeyn; allein die Menſchen
Zieht doch der Ruhm vor allem an: es hat
Zwar viel Gewicht ein Schatz in jeder Wage;
Doch kommt die ſchwarze Schärpe nicht hinzu,
Wird jenes nur ein kleiner Vortheil ſeyn. —

Man wird im folgenden Kapitel erfahren, wie Sſe Yeoupe, um Ruf zu erlangen, ſich dort benahm.

Fünfzehntes Kapitel.

Erfolg bey der Bewerbung im Herbſt und bey der kaiſerlichen Prüfung im Frühlinge.

Was gibt dem Menſchen die Unſterblichkeit
Der Göttlichen? Kein Trank, kein Rath der Aerzte.
Ein armer Literator, wenn er jetzt
Ein Amt erhält, iſt glücklicher, als hätte
Man die Myſterien ihm offenbart,
Und wer zu Würden ſich erhoben ſieht,
Glaubt in den Himmel ſchon verſetzt zu werden.
Der Jaspissaal, das gold'ne Roß — fürwahr!
Das iſt die Inſel der Glückſeligen.
Das kaiſerliche Mahl, die Blumen, ſo
Der Sieger im Pallaſt empfängt, für ihn
Sind ſie dem Stein der Weiſen gleich zu achten.
Denkt nicht der Zeit, vom Siedler einſt verlebt
In Einſamkeit! Der Tag, wo man die Würden
Erlangt, iſt tauſend Lebensjahre werth. —

Als der General-Inſpector Sſe und Sſe Yeoupe ihren Plan ſo verabredet, wählten ſie einen Boten, um ihre Depeſchen zu überbringen, und ſtellten ihm das nöthige Geld zu, damit er ſich an den Hof verfügen und letzterem einen Platz bey der Prüfung vorbehalten könne. Dieſe Art von Angeſtellten ſind meiſtens gewandt und erfahren; der gegenwärtige erfüllte ſeinen Auftrag in ſehr kurzer Zeit.

Einige Tage darauf ſprach der General-Inſpector zu Sſe Yeoupe: „Das Geräuſch von Arbeiten, die in meiner Kanzley auf einander folgen, iſt Dir läſtig und

ſtörend. Weil Du jetzt den Gedanken haſt, Dir einen Ruf zu ſchaffen, muß ich Dich bey Zeit nach der Hauptſtadt ſenden. Wähle dort einen ruhigen Sitz, wo Du ohne Abhaltung ſtudiren kannſt. Kein Weg, meine ich, könnte vortheilhafter ſeyn.“ — Sſe Yeoupe hatte ſeiner Seits auch das Verlangen, nach der Hauptſtadt zu gehen, damit er Nachrichten von dem Doctor Gou vernehme. Er entſprach alſo ohne Zaudern dieſem Vorſchlage. Der Tag ſeiner Abreiſe ward beſtimmt. Die großen und kleinen Beamten des Departements und des Kantons machten ihm ihre Aufwartung, und boten ihm das Abſchiedsmahl an; Rath Li war nicht der letzte an Eifer und Dienſtbefliſſenheit. So gingen einige Tage in Getöſe und Verwirrung hin. Alsdann nahm Sſe Yeoupe Abſchied von ſeinem Oheim, um ſeine weite Reiſe anzutreten.

Sſe Yeoupe war jetzt der Sohn eines Provincialrichters. Außer Siaohi begleiteten ihn noch mehrere Gerichtsboten; ſein Pferd war mit einer reichen Decke verſehen, und er ſtellte auf dem ganzen Weg eine ſehr vornehme Perſon dar, ſehr verſchieden von dem armen Baccalaureus, der vor einiger Zeit ganz allein reiſ'te. Bald kam er in der Hauptſtadt an; er wählte ein ruhiges und abgelegenes Quartier, und that eben ſo wohl die nöthigen Schritte, um der Prüfung beytreten zu können, als er über den Doctor Gou Erkundigungen einzog. Das Unglück wollte, daß dieſer einige Tage vorher zum Vorſitz bey der Bewerbung in der Provinz Houkouang ernannt war, und ſchon die Stadt verlaſſen hatte. Sſe Yeoupe war über dieſen Unfall ſehr verdrießlich; da aber die Sache nicht zu ändern ſtand, dachte er an die Rathſchläge Lo

Mengli's, und ſuchte den Frieden ſeiner Seele im Studieren, dem Mittel, wodurch er Beförderung erlangen und das Ziel ſeines Strebens erreichen konnte.

Die Zeit verlief ihm ſchnell; wie ein Blitz war die Epoche des Herbſtexamens da. Sſe Yeoupe ſtellte ſich dazu mit einer großen Menge Anderer. Drey Sitzungen wurden gehalten, und als der Tag der Verkündigung erſchien, fand ſich Sſe Yeoupe's Name auf der Liſte im zweyten Rang der neuen Licentiaten.

Als die Nachricht von dieſem Erfolg nach Chantoung kam, empfand der General-Inſpector Sſe eine unausſprechliche Freude. Er fertigte ſogleich an Sſe Yeoupe einen Expreſſen mit einem Briefe ab, worin er ihm nachdrücklich empfahl, nicht die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſondern in den Bergen, welche im Weſten der Stadt liegen, ein abgelegenes Kloſter zu ſuchen, um ſich ruhig dem Studieren zu widmen; hier ſolle er ſich zu der im nächſten Frühling ſtatt habenden Prüfung vorbereiten, welche ihm hoffentlich das Doctorat verleihen, und ihm erlauben würde, um eine Sendung anzuhalten, vermöge welcher er in die Provinz zurückkehren und ſeinen Voraltern die gewohnten Opfer bringen könne; dadurch vermeide er die öfteren Hin- und Herreiſen, welche ihm unnöthiger Weiſe die Zeit rauben und ſeine Lebensgeiſter erſchöpfen würden.

Sſe Yeoupe war ſeit ſeiner Promotion nur mit dem Verlangen, nach dem Süden zurückzukehren, beſchäftigt. Aber die Befehle ſeines Vaters, die Begierde, den Doctor Gou zu ſehen, der noch nicht an den Hof zurückgekommen war, und zudem die Furcht, der Grad eines Licentiaten möchte auf den edlen Herrn Pe keines

Eindrucks fähig ſeyn, entſchieden ihn, ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu verlängern und daſelbſt den Winter zuzubringen.

Mit Erneuung des Jahrs waren alle Blicke auf die allgemeine Prüfung des kommenden Frühlings gerichtet. Sſe Yeoupe ſtellte ſich noch einmal in die Reihen, und der glücklichſte Erfolg krönte ſeine literariſchen Bemühungen. Sein in die höchſten Reihen geſetzter Name fand ſich als der dreyzehnte auf der Liſte der Doctoren, und als es zur Prüfung im Pallaſte kam, war er der erſte in der zweyten Ordnung. Sſe Yeoupe ſah ſich hierdurch für die hohen Stellen der Gelehrten bezeichnet. Aber der Zufall wollte, daß bey der Prüfung im Departement Chunthian*), zu welcher er ſich im vorigen Herbſte geſtellt, der Staatsminiſter Tchinſiun einen Sohn, Namens Tchinying, und Wangweng einen Sohn, Namens Wanglun, hatte. Von dieſen zwey jungen Leuten ward weder der eine noch der andere befördert, und der üble Erfolg hatte ihre Empfindlichkeit erregt. Sie gaben eine Schrift gegen die Vorſteher der Prüfung Licouyan und Wangkian ein, worin ſie anführten, daß dieſe beyden Magiſtratsperſonen bey Durchſicht der Aufſätze keine Billigkeit beobachtet hätten, und verlangten, man ſolle dieſelben wegen ihrer Parteylichkeit ſtrafen. Kaokou, Unterſtatthalter des Kronprinzen, ward in ihr Intereſſe gezogen. Man ſtellte alſo dem Kaiſer Kingthaï vor, daß es ſchon unſchicklich ſey, Söhne der Männer von hohen Würden in gleicher Linie mit Gelehrten

*) Die Stadt Peking führt dieſen Namen im Verwaltungsregiment der verſchiedenen Abtheilungen des Reichs.

von geringerem Stande zu ſehen, und daß es mit Recht in noch größeres Erſtaunen ſetze, wenn Letzteren durch Beamte, welche die Prüfung leiten, gegen das Geſetz und die Befehle Seiner Majeſtät der Vozug ertheilt würde.

Jedoch der Kaiſer, welcher leicht den wahren Grund der Sache entdeckte, hütete ſich wohl, die Vorſteher zu ſtrafen, und gab den zwey jungen Leuten insgeheim einen nachdrücklichen Verweis. Hierauf bewilligte er durch ein beſonderes Dekret Tchinying und Wanglun den Licentiaten-Titel, und erlaubte ihnen, ſich mit den übrigen bey der Prüfung zu ſtellen. Als die Epoche der Bewerbung erſchien, wurde Lieouyan wieder zum Vorſteher einer der Sectionen ernannt, zu welchen Sſe Yeoupe gehörte. Da Letzterer unter den Auserleſenen ſtand, da er einen vorzüglichen Rang erhalten, mit dem erſten Platze der zweyten Ordnung im Pallaſt-Examen beehrt, und für die hohen Stellen der Gelehrten bezeichnet war, brachten es die zwey jungen Leute, aus Haß gegen Lieouyan, durch ihre Ränke bey'm Miniſterium der perſönlichen Angelegenheiten dahin, daß Sſe Yeoupe zum Richter im Departement Hangtcheou, in der Provinz Tchekiang, ernannt wurde.

Sſe Yeoupe ſah ſich alſo mit einem Amte bekleidet, und in Freyheit, die Hauptſtadt zu verlaſſen. Dabey dachte er, daß Kinling auf der Straße von Tchekiang liege, und es ihm leicht ſeyn würde, bey der Durchreiſe Pe zu ſehen und ihm Anträge wegen der Eheverbindung zu thun. Er empfand daher eine vollkommene Zufriedenheit, und war weit entfernt, ſich zu beklagen. Er wollte nur warten, bis der General-Inſpector Sſe

zur Berichterſtattung an Hof käme, und war entſchloſſen abzureiſen, ſobald er denſelben geſehen hätte.

Noch ehe der General-Inſpector Sſe zurückkehrte, begab ſich der Doctor Gou ſelbſt nach der Hauptſtadt, um die Befehle des Kaiſers zu empfangen. Als Sſe Yeoupe dieſes vernahm, war er darüber ganz entzückt, und eilte, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Er übergab ein Billet, worauf ſein Name und ſeine Magiſtratswürde geſchrieben ſtand. Der Doctor Gou hatte bereits mit vieler Zufriedenheit den Namen Sſe Yeoupe's auf der Liſte derjenigen geſehen, welche bey der allgemeinen Prüfung befördert waren; aber er hatte nicht mehr daran gedacht, weil er gefunden, daß von einem Kandidaten aus der Provinz Honan die Rede war; denn er hielt dieſen für eine andere Perſon, welche den gleichen Familien- und Beynamen führe. Als nun Sſe Yeoupe ihm einen Beſuch machen wollte, war der Doctor ſehr überraſcht, auf deſſen Billet einen Beamten-Titel zu ſehen. Weit entfernt alſo, demſelben die Thüre zu verſchließen, ging er ihm ſchnell entgegen und empfing ihn in dem Saale. Mit Freuden erkannte er in Sſe Yeoupe den ſchönen jungen Mann, der im vorigen Jahr unter den in Blüthe ſtehenden Pflaumenbäumen gedichtet hatte, und ſicher, daß ſeine Augen ihn nicht täuſchten, nahm er eine heitere Miene an, und näherte ſich jenem an der Treppe. Sſe Yeoupe neigte ſich tief und grüßte ihn auf die allerehrerbietigſte Weiſe. Nach den gewöhnlichen Complimenten nahmen beyde Platz, und der Doctor begann mit den Worten: „Ihr älterer Herr Bruder hat mir voriges Jahr die Ehre ſeines Beſuches erzeigt, und ich

erfuhr von ihm, als er eine kleine Collation bey mir nahm, daß ich nicht auch dieſes Glück von Ihnen haben könnte, weil Sie abgeſchieden auf dem Lande lebten, um ſich zur Prüfung im Süden vorzubereiten. Aus welchem Grunde, mein Herr, haben Sie Ihren Entſchluß geändert, und warum fanden Sie ſich bey der Prüfung im Norden, und zwar unter dem Namen eines Kandidaten der Provinz Honan, in der Hauptſtadt ein?" — Sſe Yeoupe war höchſt erſtaunt, und antwortete: „Mein Vater und meine Mutter wurden mir ſehr frühe entriſſen. Ich bin allein, und habe weder einen älteren noch einen jüngeren Bruder. Seitdem ich im letzten Frühling das Unglück hatte, bey Eurer Excellenz in Nachtheil zu kommen, irrte ich in verſchiedenen Provinzen umher. Als ich durch die Königreiche Tſi und Lou *) kam, ließ mich der Zufall meinem väterlichen Oheim begegnen, der, weil er keine Kinder hat und ich verwaiſet bin, mich an Sohnesſtatt anzunehmen würdig hielt. Dies alſo führte mich zur Bewerbung in der Hauptſtadt des Nordens. In Hanan aber bin ich eingeſchrieben, weil es auch dort mein Vater iſt." — „Und Ihr Herr Oheim?" fragte der Doctor; „iſt er nicht der edle Herr Sſe Fanghoeï?" — „Derſelbe," war die Antwort. — „Wenn das ſich ſo verhält," ſagte Gou, „und wenn Sie keinen Bruder haben, wer iſt denn der, ſo voriges Jahr zu mir kam, und mich bat, ich möchte Ihr Unterhändler bey Ye Thaïhiouan ſeyn?" — Sſe Yeoupe war bey dieſen Worten ganz

*) Ehemalige Namen der Provinz Chantoung. Die Gelehrten gebrauchen ſie vorzugsweiſe vor den neueren aus Hang zu Archaismen (veraltete Redensarten).

beſtürzt; dann erwiederte er: „Ich hatte allerdings jene Abſicht; aber Niemand habe ich beauftragt, deshalb ein Geſuch bey Ihnen für mich einzulegen. Können Sie ſich, edler Herr, nicht mehr erinnern, wie der Name und Beyname dieſes Mannes war?“ — „Alles was mir einfällt,“ ſagte Gou, „iſt, daß er ſich für Ihren Bruder ausgab; aber ſeinen Titel und Beynamen habe ich vergeſſen.“ Sodann berief er den Diener, welcher mit dem Regiſter und den Viſiten-Karten beauftragt war, und dieſer ſagte ihm, daß die befragliche Perſon ſich Sſe Yeoute nannte. Lachend und mit vor Erſtaunen halboffenem Munde rief Sſe Yeoupe aus: „Wie? Sſe Yeoute?“ Dann ſeufzte er, und ſprach: „Wie ſchwer iſt es doch, das menſchliche Herz zu erforſchen!“ — „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte der Doctor. — „Im letzten Frühling,“ antwortete Sſe Yeoupe, „mußte ich einige Zeit in dem Dorfe Kinchi verweilen. Heimlich entbrannt von dem Talent Ihrer Fräulein Nichte, ging mein Sehnen dahin, Beſitzer der Waſſerlinſe und des Alisma *) zu werden. Aber kein Hülfsmittel, das mir einfiel, gelang. In der Folge vernahm ich, daß die alleinige Empfehlung Eurer Excellenz Gehör finden möchte. Darum wollte ich

*) Zwey Pflanzen, welche im Buch der Verſe, Theil 2., Ode 2 und 4., die jungen Mädchen zu ſammeln beſchäftigt ſind. Eine dieſer Pflanzen nahmen diejenigen mit, deren Heyrath nahe war. Sie legten ſolche als Opfer in der Kapelle ihrer Voraͤltern nieder. Auf dieſen Gebrauch ſpielt Sſe Yeoupe hier an. R.

Der Alisma oder Bergwegerich iſt ein blätterreiches Gewächs, das ſich in Gebirgen findet, 1 bis 1½ Schuhe hoch wird, und gelbe ſtrahlengleiche Blumen trägt. A. d. Ü.

nach Hof reiſen, um Ihre Hülfe anzuflehen. Unter Wegs ließ mich der Zufall jenem Sſe Yeoute begegnen, der mich mit inſtändigen Bitten zurückhielt. Er fragte nach den Beweggründen meiner Reiſe; in einem Momente von Unbedachtſamkeit endeckte ich ihm ſolche freymüthig. Er erfuhr alſo aus meinem eigenen Munde alle meine Abſichten. Sogleich verſicherte er mich, daß Eure Excellenz an den Hof berufen worden, und alſo meine Wanderung nach Ihrem Wohnſitze nur vergebliche Mühe ſeyn würde. Er ermahnte mich, ſelbſt nach der Hauptſtadt zu gehen, und lieh mir ſogar Geld für die Bedürfniſſe meiner Reiſe. Dieſer gute Dienſt erregte damals meine lebhafteſte Erkenntlichkeit. Ich ging an jenem Ort über den Fluß, und nahm meine Richtung nach Norden. Ferne war mir der Gedanke, daß er ſo erzfalſch gegen mich handelte, und mit dem Projekt umging, Eurer Excellenz eine Menge betrügeriſcher Unwahrheiten zu erzählen. Aber noch weiß ich nicht, welche Antwort Ihnen dagegen gefiel.“ — „Als ich Ihre Wünſche vernahm,“ erwiederte der Doctor, „ſchrieb ich auf der Stelle an meinen Verwandten.“ Durch Lachen unterbrochen fuhr er nach einer Weile fort: „Ich ſehe jetzt die Sache, wie ſie iſt. Sie kommen hundert Meilen weit her, und bitten um etwas, das Sie ausſchlugen, als es ſich Ihnen darbot.“ — „Wie ſo?“ fragte Sſe Yeoupe ganz unſchuldig. — „Im verfloſſenen Jahr,“ ſagte jener, „erhielt Pe Thaïhiouan eine Sendung nach der Tartarey. Aus beſonderer Vorſicht vertraute er ſeine Tochter meiner Obhut an. Auf einem Spaziergange, den ich zum Tempel im Thal der Unſterblichen machte, hatte ich Gelegenheit, die Vorzüge Ihres

poetiſchen Talents und die Annehmlichkeiten Ihres Aeuſſern wahrzunehmen. Ich faßte den Gedanken, Ihnen meine Nichte zur Ehe zu geben, damit hierdurch das Vertrauen meines Anverwandten gerechtfertigt werde. Es war die nämliche Jungfrau, welche Sie damals, ich weiß nicht warum, ſo hartnäckig ausſchlugen, und welche Sie jetzt aus mir unbekanntem Grunde ſo inſtändig begehren. Kann ich alſo nicht ſagen, daß Sie hundert Meilen weit herkommen, und um etwas bitten, das Sie verweigerten, als es ſich Ihnen darbot?“ —

Sſe Yeoupe ſtand eine Weile ganz betroffen da. Als er wieder ſprechen konnte, wiederholte er mehrmals ſeine Entſchuldigungen. „Es iſt billig,“ ſagte er, „daß ich die Früchte meines eigenen Betragens ernte. Ich war wie ein Menſch, der bey hellem Tage ſchläft. Mit allen Beweiſen Ihres Wohlwollens umgeben, erkannte ich dieſes nicht. Es war der höchſte Grad von Unverſtand.“ — „Sie haben keineswegs gefehlt,“ antwortete Gou; „aber das Glück iſt immer von Hinderniſſen begleitet.“ — „Die Hinderniſſe wären nichts,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „aber alles, was ich fürchte, iſt, daß der elende Sſe Yeoute, mit der mächtigen Hülfe des Briefes, den ihm Eure Excellenz zuſtellten, ſich bereits durch Ihre Stütze geltend machte. Was ſoll man in dieſem Falle thun?“ — „Das iſt nicht möglich,“ verſetzte der Doctor. „Mein Verwandter Pe iſt ein ſehr hellſehender und ausnehmend behutſamer Mann. Er läßt ſich durch keinen Ränkemacher unter falſchem Namen betrügen; und wäre er auch fähig, den Reden deſſelben zu leicht Glauben beyzumeſſen, ſo ließe ſich doch meine Nichte, welche ſo vielen

Verſtand und Scharfblick hat, gewiß nicht in eine ſolche Schlinge ziehen. Sie ſchaffen ſich grundloſe Hirngeſpinnſte, mein Herr; Ihr Gemüth kann vollkommen ruhig ſeyn; und was Ihre Angelegenheit betrifft, ſo nehme ich ſie ganz auf mich.“ — Sſe Yeoupe antwortete ſchnell auf dieſe Verſicherung durch einen tiefen Gruß, und ſprach: „Eure Excellenz haben mein gränzenloſes Zutrauen, daß Sie dieſes ſo wohl angefangene Werk vollenden, und ich ſetze gar keinen Zweifel in die Wirkungen Ihrer Gewogenheit.“ —

Nachdem Sſe Yeoupe drey Taſſen Thee genommen und noch eine Weile die Unterhaltung über gleichgültige Gegenſtände fortgedauert hatte, empfahl er ſich, und ging nach Hauſe.

Der Rabe des Meeres, verborgen im Schnee, erſcheint nur im ſteigenden Fluge:
Den Papagey, auf der Weide gewiegt, erkennet man nur am Geplauder. —

Die Aufklärungen, welche Sſe Yeoupe von dem Doctor Gou erhalten, machten ihm viel Verdruß. „Hätte ich eher gewußt, daß Feuer in der Laterne ſey,“ ſprach er bey ſich ſelbſt, „dann wäre der Reis längſt gekocht. Weil ich in Zeiten nicht genaue Erkundigung einzog, ließ ich die Gelegenheit entwiſchen, welche ſich mir darbot. Und jetzt irre ich vom Morgen zum Abend, um eine Stütze zu ſuchen, und kann doch nicht vorausſehen, wie das Schickſal entſcheiden wird.“ — „Jedermann,“ ſprach er weiter, „rühmt die Reize des Fräuleins Pe. Dieſes Lob iſt ohne Zweifel nicht täuſchend. Aber diejenige, welche ich damals im Garten ſah, iſt nicht ſchön. Hatte ich denn einen Fleck auf den Augen? Oder habe ich

ſie nicht aufmerkſam genug beſchaut?“ — Er fuhr in ſeinen Betrachtungen fort: „Man ſagte mir, er hätte ſelbſt eine Tochter, die ſich verehelichen werde. Vielleicht habe ich dieſe geſehen; das kann ich denn noch nicht wiſſen.“ — Dieſe Gedanken erregten ihm manche Zweifel. Sehr bald darauf kam der General-Inſpector Sſe zurück, um die Befehle des Kaiſers zu empfangen. Vater und Sohn fühlten die höchſte Freude des Wiederſehens. „Dein Ruf und Dein Schickſal ſind entſchieden,“ ſprach Sſe. „Nur die Heyrath fehlt noch. Morgen beſuche ich Gou Touïan, und bitte ihn, uns ſeinen Beyſtand zu gewähren. Auch ich ſelbſt will deshalb ſchreiben, und ſehe keinen Grund, daß die Sache fehlſchlägt.“ —

Die Gedanken, womit Sſe Yeoupe beſchäftigt war, drängten ihn ſehr, ſeine Reiſeanſtalten zu treffen. Der General-Inſpector, welcher ſeine ausnehmeude Ungeduld bemerkte, wollte ihm nicht im Wege ſeyn, und ließ ihm in einigen Tagen Freyheit abzureiſen. Eine grroße Anzahl junger Leute von Sſe Yeoupe's Alter, und Beamte der Provinz Tchekiang, gaben ihm das Geleit und boten ihm das Abſchiedsmahl an. Aber ihre Dienſtfertigkeit rührte ihn wenig.

Er war gekommen ohne Mütz' und Sonnenſchirm;
Im Wagen geht er ab, mit Roſſen und Gefolg':
Es iſt der Nämliche; doch welcher Unterſchied
Bey dem Empfang von jetzt und in vergang'ner Zeit! —

Als Sſe Yeoupe die Thore der Hauptſtadt verließ, ſollte er ſich in die Provinz Honan begeben, um daſelbſt ſeinen Voraltern ein Sühnopfer zu bringen. Da er aber Lo Mengli zu ſehen wünſchte, machte er ſeinen Leuten kund, er werde durch die Provinz Chantoung ſeinen

Weg nach Honan nehmen. Die Diener erlaubten ſich keine Gegenbemerkung, und man zog alſo die Straße nach Chantoung. Nach zehn Tagereiſen ward die kleine Stadt Tſeou erreicht. Sſe Yeoupe befahl ſeinem Gefolge, ihn außerhalb der Stadt zu erwarten, und ging allein mit Siaohi, und zwar in den nämlichen Kleidern, die er das erſtemal getragen, hinein, um die ihm nöthige Erkundignng einzuziehen.

Er gelangte ſehr bald zu Lo's Hauſe, fand aber an dem großen Thor ein tüchtiges Vorlegeſchloß, das noch mit zwey ſtarken ledernen Banden querüber befeſtigt war, und die Umgebung ſchien öde und verlaſſen zu ſeyn. Dieſer Anblick machte ihn ſehr betroffen, und in der ſein Gemüth aufregenden Ungewißheit entſchloß er ſich, hinter das Haus zu gehen und ſeine Augen auf die Pforte des Gartens zu werfen. Aber auch dieſe fand er mit einem Vorlegſchloß und zwey ledernen Banden verſehen. Sein Erſtaunen und ſeine Unruhe vermehrten ſich: „Was will das ſagen?“ rief er; „war alles Vorhergehende ein Traum?“ — Er beſchaute jetzt das, was ihn umgab, mit Aufmerkſamkeit. Der große weiße Stein, auf welchem er mit Lo Mengli geſeſſen, lag noch vor der Thüre, die Bäume ſtanden umher, die Ausſicht, der Anblick des Orts, alles war wie zuvor. Aber das geliebte Weſen — wo befand es ſich nun? Gerade ſo war Lieouwon's Abentheuer, als er nach Thiantaï zurückkehrte.

Während Sſe Yeoupe ſich ſeinen Träumereyen und Beängſtigungen überließ, gaben die Diener des Raths Li, welche ihn alle kannten und ihm am benachbarten Hauſe vorbeykommen geſehen, heimlich ihrem Herrn Nach-

richt. Dieſer, der ſchon wußte, daß Sſe Yeoupe den Doctor-Grad erhalten, war voller Begierde, ihn bey ſich zu empfangen. Sogleich ſchickte er Leute, die jenen einladen ſollten, nach allen Seiten hin, und er ſelbſt öffnete die hintere Thüre, um ihm entgegen zu gehen. Er gewahrte Sſe Yeoupe vor dem Gartenthore des Hauſes Lo, ganz in Gedanken vertieft. Eilends näherte er ſich demſelben, grüßte ihn auf ſehr höfliche Weiſe, und ſprach: „Edler Herr, noch konnte ich Ihnen nicht über den günſtigen Erfolg, der Ihnen zu Theil ward, meinen Glückwunſch abſtatten. Aber weil Sie heute in meiner Nachbarſchaft abgeſtiegen ſind, wer hält Sie hier auf, daß Sie mich mit keinem Blicke beehren?" — Sſe Yeoupe ſäumte nicht, auf dieſe Artigkeit zu antworten. „Ich ſtand," ſagte er, „eben im Begriff, mich bey Ihnen zu melden. Der Zufall führte mich hier durch, und unvermerkt blieb ich ſtehen, um dieſe Gegend, welche ich wieder erkenne, zu betrachten. Aber, edler Herr, wie mochten Sie ſich die Mühe gefallen laſſen, daß Sie herab kamen und mich auf ſo ehrenvolle Weiſe empfingen?" —

Unter dem Geſpräche bat ihm der Rath Li, in ſeinen Garten zu treten. Hier wiederholten ſie ihre Grüße, und als dieſe Pflicht erfüllt war, befahl der Rath, daß man auftrage, weil er ſeinem Gaſt ein kleines Mahl anbieten wollte. Auch ſchickte er Jemand ab, um den Licentiaten Tſian zu bitten, daß er ihnen Geſellſchaft leiſte. Sſe Yeoupe, deſſen Abſicht war, ſich nach Lo Mengli zu erkundigen, machte keine Umſtände. Nach einer kleinen Weile trug man auf, der Licentiat kam, und nach den gewöhnlichen Complimenten und einer gleichgültigen Unterhaltung ſetzten ſich alle drey zu Tiſche.

Nicht lange darauf nahm Sſe Yeoupe das Wort, und ſprach: „Als ich voriges Jahr hier übernachtete, traf ich an dem Gartenthore den Sohn des benachbarten Hauſes, mit Namen Lo, einen ganz jungen Menſchen. Wie kommt es, daß dieſe Pforte nun verſchloſſen und gleichſam verſiegelt iſt, und daß man Niemand da erblickt? Ihnen, edler Herr Li, als einem ſo nahen Nachbar, möchte die Urſache bekannt ſeyn.“ — „Sie meinen,“ erwiederte der Rath, „die Wohnung des edlen Herrn Unter-Intendanten Lo, mit dem Beynamen Yihoung. Aber dieſer iſt todt, und ſein Sohn iſt ein Kind von ohngefähr fünf oder ſechs Jahren. Es ſind keine andern Perſonen im Hauſe, als die Dame, die im Wittwenſtande, nebſt ihrer jungen Tochter, hier lebt. Von welchem Jünglinge ſprechen Sie, edler Herr? Sie mögen ſich wohl irren?“ — „Es iſt kein Zweifel, daß ich ihm begegnete,“ war die Antwort; „ich habe lange mit ihm geſprochen. Wie ſollte ich mich täuſchen? Kann es nicht ein Neffe oder Jemand anders aus der Familie geweſen ſeyn, der ſich ganz kurze Zeit hier aufhielt?“ — „Der edle Herr Lo hat ſein Haus ſelbſt erhoben,“ verſetzte der Rath. „Seine Familie iſt von ziemlich dunkler Abkunft. Niemals habe ich etwas von ſeinen nahen oder entfernten Verwandten gehört. Zudem war er ein Mann, der einſam und zurückgezogen lebte; er hatte ſehr wenigen Umgang. Seine Wittwe iſt von einer Beamten-Familie aus Kiangnan. Ihr Vater und Bruder wohnen ſehr weit von hier; in ihrem Hauſe herrſcht die größte Strenge, und ſie leidet nicht, daß ein junger Verwandter ſich bey ihr aufhält. Vielleicht war jener ein Auswärtiger, der ſich für einen

Sohn des Hauſes Lo ausgab, um etwas von Ihnen zu begehren.“ — „Nicht allein,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „hat dieſer Herr nichts von mir begehrt, ſondern er war auch voller Güte gegen mich; ſehr genau ſah ich, wie er aus dem Garten kam und wieder dahin zurückging. Wie könnte es ein Auswärtiger ſeyn? Es iſt wahrlich höchſt ſonderbar!“ — „Haben Sie nicht ſeinen Namen und Beynamen verlangt?“ fragte der Rath. — „Sein Name iſt Mengli,“ antwortete Sſe Yeoupe. — Nach einigem Nachſinnen ſprach jener: „Mengli? Dieſe beyden Sylben haben Aehnlichkeit mit dem Milchnamen der Tochter des Hauſes.“ Er lachte, und fuhr fort: „Sollte vielleicht das Fräulein bey Ihnen geweſen ſeyn?“ — Sſe Yeoupe erwiederte ebenfalls lachend: „Weil der Sohn ein Kind und kein anderer junger Menſch da iſt, ſo wollen wir nicht mehr davon ſprechen. Aber ich bitte Sie, warum ſind die zwey Vor- und Hinterthüren ſo feſt verſchloſſen? Sind auch Dame und Fräulein nicht mehr da?“ — „Beyde leben noch,“ verſetzte der Rath mit Lächeln. — „Wenn ſie leben, wo iſt denn ihr Aufenthalt?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Vor ohngefähr vierzehn Tagen,“ war die Antwort, „haben ſie eine Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres angetreten, und da Niemand mehr im Hauſe war, ſo hat man die Thüren deſſelben ſorgfältig verſchloſſen.“ — „Wenn man nur eine Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres vornahm,“ entgegnete Sſe Yeoupe, „warum ſind alle und jede Perſonen des Hauſes verreiſ’t? Ich denke, daß hier etwas anders zum Grunde liegt.“ — Der Licentiat miſchte ſich jetzt in das Geſpräch. „Die Pilgerfahrt,“

ſagte er, „iſt nur ein Vorwand. Es findet ſich wirklich ein anderer Grund, und ich habe einige Worte ſprechen gehört, wiewohl mir die Sache nicht genau bekannt iſt.“ — „Dürfte ich bitten, mir das zu ſagen, was Sie wiſſen?“ fragte Sſe Yeoupe. — Der Licentiat wandte ſich an den Rath mit den Worten: „Edler Herr, haben Sie nicht auch davon gehört?“ — „Wenn ein beſonderer Grund da iſt, ſo kenne ich ihn ganz und gar nicht,“ war deſſen Antwort. — „Ich hörte,“ fuhr der Licentiat fort, „daß der edle Herr Lo einen perſönlichen Feind hatte; daß dieſer Mann nun eine hohe Magiſtratswürde erhalten, und daß, als er Lo's Tod erfuhr, ſeine Abſicht war, ſich an deſſen Familie zu rächen. Die Dame Lo hat alſo nur darum eine Pilgerfahrt vorgeſchützt, daß ſie ſich durch Entfernung den ihr drohenden Verfolgungen entziehen könne.“ — „Und weiß man nicht, wohin ſie ging?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Da ihre Verwandten Magiſtratsperſonen von Kiangnan ſind, ſo hat ſie ſich ohne Zweifel zu ihrer Familie begeben, welche in dieſer Provinz wohnt.“ — Sſe Yeoupe war über dieſe Nachricht ſo beſtürzt, als ob er Sinn und Geiſt verloren hätte. Dennoch mußte er ſeine Verwirrung bändigen, und auf die Geſundheiten antworten, welche man ihm ausbrachte. So trank man die Hälfte des Tags hindurch, und Sſe Yeoupe nahm, als ſeine geſammte Begleitung eintraf, Abſchied von den Herren Li und Tſian, und ſtand auf, um ſie zu verlaſſen.

Wohl denkt man an den holden Frühlingshauch
Des Zephyr; ſchnell verbirgt ein dichtes Rohr
Die Mondesſcheibe: der Vergangenheit
Erinn'rung und die Angſt der Zukunft ſind
Dämonen gleich, die auf dem Herzen laſten. —

Nachdem ſich S ſ e Y e o u p e von ſeinen zwey Tafelgenoſſen getrennt, befahl er ſeinen Leuten, die Straße nach Honan einzuſchlagen. Auf dem ganzen Weg überließ er ſich ſeinen Gedanken: „Da habe ich,“ ſprach er bey ſich ſelbſt, in meinem Aermel die goldenen Armbänder und die Perlen, welche der junge L o mir gegeben hat. Aber wo iſt er nun ſelbſt? Weil dieſe Dame und ihre Tochter ſich Verfolgungen entziehen, ſo iſt ihre Rückkunft nicht nahe. Die Beamten-Familien in Kiangnan ſind zahlreich. Wo ſoll ich mich befragen? Er hatte mir wohl geſagt, es wäre ungewiß, ob wir bey meiner Rückkehr uns wiederſähen. Dieſe Rede war nicht grundlos. War aber ſchon bey unſerer Begegnung ein Hinderniß da, warum hat er uns nicht die Freude jener Zuſammenkunft erlaſſen? Welches Unglück, wenn man ſich ſah, wenn man ſich ſo innig verband, und dann plötzlich eines dem andern entriſſen wird, ſo daß nichts übrig bleibt, als Traurigkeit und Schmerzen!“ — Dann folgten wieder neue Betrachtungen: „Er verſicherte mich,“ ſprach er, „daß nach dem Abſchluß meiner Heyrath mit Fräulein P e unſere Sache ſich von ſelbſt geben würde. Der junge L o ſchien mir verſtändig und geiſtvoll zu ſeyn. Vielleicht hatte dieſe Rede einen verborgenen Sinn, den ich noch erforſchen kann. Das Beſte iſt, ich traue ſeinen Verſprechungen, und beſchleunige meine Heyrath mit Fräulein P e.“ —

Wohl erfreut das holde Sehen,
Schmerzlich ſind der Trennung Tage;
Ja, man weiß, wie lang die Freuden
Einſt gelächelt, doch wie lange
Trauer währt, kann Niemand wiſſen:
Darum iſt das Herz ſo bange! —

Wir laſſen Sſe Yeoupe in ſolchen Betrachtungen ſeine Reiſe fortſetzen, und kommen wieder auf Pe, der ſeit ſeiner Krankheit nicht ausgegangen war, keine Beſuche empfing, und ſich in der Einſamkeit die Zeit damit vertrieb, daß er in der Geſellſchaft ſeiner Tochter Verſe machte. Er hatte, als die Prüfung in den ſüdlichen Provinzen beendigt war, die Liſte durchgegangen, fand aber den Namen Sſe Yeoupe nicht. In der Folge ſah er ihn als den zweyten auf der Liſte von Chunthian; aber die Eigenſchaft eines Kandidaten von Honan, die unter ſeinem Namen ſtand, ließ ihn in großer Ungewißheit. „Hat ſich vielleicht,“ ſprach er bey ſich, Sſe Yeoupe, „als er ſeinen erſten Grad verlor, unter die Kandidaten des Nordens einſchreiben laſſen? — Dies (dachte er weiter) könnte geſchehen ſeyn; aber der Name ſeines Geburtsorts durfte doch nicht geändert werden. Darum nennt ſich wohl ein Anderer gerade ſo, wie er.“ Dabey ließ er es bewenden. Aber im Frühlinge des folgenden Jahrs beſchäftigten ihn wieder neue Gedanken: „Wie manche Jahre,“ ſagte er, „verfloſſen mir über der Wahl eines Eidams! Der einzige, ſo mir gefiel, war jener Sſe Yeoupe; aber die Spur ſeiner Schritte verſchwand auf der Oberfläche der Wogen. Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn aufſuchen könnte. Meine Tochter iſt jetzt achtzehn Jahre alt; die Zeit einer Verbindung iſt da, und ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Man ſagt, daß Woulin am weſtlichen See der gewöhnliche Sammelplatz aller ausgezeichneten Dichter und ſchönen Geiſter des Reichs wäre. Ich will die ſchönen Tage des Frühlings benutzen und ſelbſt eine kleine Reiſe dahin machen. Dies wird Er-

heiterung für mein Alter ſeyn; ich wähle dann auf eine oder die andere Art einen verdienſtvollen Eidam, und vollziehe endlich die Verbindung meiner Tochter Houngiu. Nur iſt es mir leid, ſie ſo ganz allein im Hauſe zu laſſen.“. — Dieſe Verlegenheit hielt ihn einige Tage auf, als ihm plötzlich gemeldet ward, daß die Dame Lo aus der Provinz Chantoung, nebſt ihrer Tochter, ihrem kleinen Sohn, und ſämmtlicher Dienerſchaft, angekommen ſey und draußen warte. „Was bedeutet das?“ rief Pe im größten Erſtaunen; und ſogleich befahl er, daß man dem Wagen der Dame Lo und dem ihrer Tochter den Eingang in den inneren Hof eröffnen, und daß man ihre Diener und Gefolg in die Gemächer des Vorderhauſes aufnehmen ſolle.

Dieſe Dame war die leibliche Schweſter des edlen Herrn Pe. Als die Wägen im inneren Hof angelangt waren, erſchien dieſer mit ſeiner Tochter Houngiu, um die Dame Lo zu empfangen. Letztere und Pe grüßten ſich, wie es zwiſchen einem älteren Bruder und einer jüngeren Schweſter üblich iſt. Hierauf erzeigten ihm Fräulein Lo und der Knabe die einem mütterlichen Oheim ſchuldige Ehrerbietung. „Lieber Neffe und liebe Nichte,“ ſagte Pe, „ich habe Euch ſeit vielen Jahren nicht geſehen. Wie ſeyd Ihr beyde ſo groß geworden!“ — Hierauf entledigte ſich Fräulein Pe der Pflicht gegen die Tante, und nach dieſem erfolgten die gegenſeitigen Begrüßungen der zwey Fräulein und des Knaben. Als alle dieſe Ceremonieen beendigt waren, ließ man ſich auf Seſſel nieder, und Pe wandte ſich an ſeine Schweſter mit den Worten: „Die Entfernung der Orte iſt Schuld, daß wir lange keine

Nachricht von einander erhielten. Welcher Fall bewog Dich, mit Deinem ganzen Hauſe hieher zu kommen?“ — „Zur Zeit, da Dein Schwager in der Provinz Kiangſi diente,“ erwiederte die Dame Lo, „ſtand zu Kinkou ein Unter-Präfekt, der ſein Amt mit vieler Habſucht und Härte vollzog. Dein Schwager klagte ihn an, und erlangte, daß er verurtheilt und abgeſetzt ward. Ich weiß nicht, wie er in der Folge Mittel fand, eine andere Unter-Präfektur zu erlangen, und jetzt ſogar für eine Generalinſpector-Stelle gewählt zu werden. Als er vernahm, daß Dein Schwager dieſe Welt verlaſſen, erwachte der alte Haß in ſeinem Herzen, und da er ohnlängſt zum Richter der Provinz Chantoung ernannt ward, hätte er gewiß dort Rache geübt. Wie könnten eine arme Wittwe, wie ich, und Deine Nichte, die noch ſo jung iſt, ihm in einer Provinz, wo es uns an Freunden fehlt, Trotz bieten? Wir haben mit einander berathſchlagt, und uns, noch ehe er die Gränzen der Landſchaft betrat, unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres, entfernt. Um nun ſeinen Verfolgungen zu entgehen, bitten wir Dich, mein Bruder, daß Du uns einige Zeit den Aufenthalt in Deinem Hauſe erlauben wolleſt.“ — „Weil dem ſo iſt, habt Ihr vollkommen wohl gethan,“ ſagte Pe. „Doch jene Gewalt iſt nur augenblicklich, und es genügt ſchon, wenn man ſich böſen Menſchen dieſer Art entzieht. Außerdem, liebe Schweſter, kommſt Du mir ſehr gelegen. Ich hatte eben einen Ausflug nach Woulin vor; nur war ich in Verlegenheit, Deine Nichte allein im Hauſe zu laſſen, weil Niemand da iſt, der über ſie wacht. Weil ich Dich nun hier ſehe,

liebe Schweſter, ſo kannſt Du ihr Lehren ertheilen, und Deine Tochter leiſtet ihr Geſellſchaft. Ich trete alſo mit ruhigem Gemüth dieſe Reiſe an." — „Da ich, lieber Bruder, in Deinem Hauſe und in Geſellſchaft meiner Nichte bin, ſo ſteht Deiner Abreiſe nichts im Weg," verſetzte die Dame Lo. „Aber der Zweck unſerer Hieherkunft iſt nicht allein, einem Verfolger zu entrinnen; ich muß Dir noch etwas mittheilen, worüber ich in Verlegenheit bin." — „Was wäre das?" fragte Pe. — „Seitdem," war die Antwort, „Dein Schwager dieſe Welt verlaſſen hat, iſt unſer Haus in hülfloſem Zuſtande. Deine Nichte zählt nun ſiebzehn Jahre und iſt noch nicht verlobt. Zwar haben ſich ſchon Viele um ſie beworben; aber als Wittwe konnte ich nicht leicht Jemand ſehen, und zudem fiel es mir etwas ſchwer, einen Entſchluß zu faſſen. Ich kam alſo mit ihr hieher, um Dich, ihren Oheim, zu bitten, daß Du für ſie eine gute Wahl treffen, und dieſe Angelegenheit, welche ihr ganzes Leben betrifft, vollenden wolleſt." — Pe ſeufzte, und ſprach: „Die Wahl eines Eidams iſt eine ſehr ſchwierige Sache! Wie viele Mühe gab ich mir ſchon um einen Gatten für Houngiu, und doch konnte ich bis jetzt noch Niemand finden, der mir behagte! Allerdings wäre eine ſolche Wahl für Dich, als Weib, noch weit beſchwerlicher. Weil Du mir alſo Dein Vertrauen gewährſt, ſo will ich alle Sorgfalt anwenden, um demſelben zu entſprechen. Aber ich ſehe, daß meine Nichte eine ſehr hübſche Figur und ein feines und anmuthvolles Weſen beſitzt. Ohne Zweifel iſt ſie in allen Frauenarbeiten vorzüglich." — „Sie verſteht ſich," erwiederte jene, „ziemlich gut auf alles, was Sticken,

Tapezieren und andere Arbeiten der Nadel und der Finger angeht. Aber dies iſt nicht ihr Hang. Sie liebt eigentlich blos die Literatur. Zu Hauſe war ſie alle Tage, wenn ſie nicht ſchrieb, mit Dichten beſchäftigt. Seit ihrer Kindheit bis jetzt kamen die Bücher nicht aus ihren Händen. Ihr Vater ſagte bey ſeinem Leben, daß ſie Geiſt beſäße, und er unterhielt ſich oft damit, ſie Verſe machen zu laſſen. Ich weiß nicht genau, ob das, was ſie ſchreibt, gut oder ſchlecht iſt. Haſt Du jedoch, lieber Bruder, einige Augenblicke Zeit, ſo kannſt Du ſie prüfen." — P e war durch dieſe Nachricht eben ſo ſehr überraſcht, als vergnügt. „Ach!" ſagte er, ſie iſt eine Freundin der Literatur! Nun, dann wird ſie ſich in H o u n g i u's Geſellſchaft ſehr wohl befinden." Er dachte jedoch hiebey, ſie möge wohl einige Kenntniß der Schriften haben, ohne gerade ſehr bewandert darin zu ſeyn.

Nach dieſer Unterredung gab P e den Dienern Befehl, im inneren Hofe drey große Pavillons für die Wohnung der Dame L o, ihrer Tochter und ihres Sohns in Stand zu ſetzen. Man trug ihr ſämmtliches Gepäck dorthin, und ihr Gefolg erhielt mehrere Quartiere im Vordergebäude des Hauſes. Sodann beſchäftigte man ſich mit Zubereitung eines Mahls, um den Wiederverein der Familie zu feyern.

Bald hernach ward aufgetragen; es ſtanden zwey Tiſche. An dem zur Linken nahm die Dame L o Platz mit ihrer Tochter und ihrem Sohn, die ſich querüber ſaßen; an die Tafel zur Rechten ſetzte ſich P e mit ſeiner Tochter auf die nämliche Art. Bruder und Schweſter unterhielten ſich während des Trinkens von ihren Familienangelegen-

heiten. Nach einer Weile ſprach die Dame Lo zu Fräulein Pe: „Liebe Nichte, Du biſt, glaube ich, nun ſiebzehn Jahre alt?“ — „Achtzehn,“ erwiederte jene. — „Alſo ein Jahr älter, als Mengli,“ war die Antwort. „Du biſt demnach eine völlige Jungfrau.“ — „Ich hatte mein ganzes Leben lang,“ ſagte Pe, „Neigung zum Wein und zur Dichtkunſt, und da ich des Glücks, einen Sohn zu haben, beraubt bin, ſo war mein alleiniges Vergnügen, Deine Nichte jeden Abend kommen zu laſſen, um mit mir zu dichten. Dies war meine Lieblingsunterhaltung am Ende des Tagewerks. Es hat mich ſehr angenehm überraſcht, daß meine Nichte auch Hang für die Literatur beſitzt.“ Alsdann wandte er ſich an Fräulein Mengli mit den Worten: „Willſt Du, im Fall Du etwas in Verſen oder in Proſa haſt, mir das Vergnügen machen, ein Stelle davon zu recitiren?“ — „Ich habe wohl ehemals einige Gedichte verfertigt,“ antwortete Mengli; „aber es ſind Verſe, die ſich auf vergangene Umſtände beziehen, und es verlohnet nicht der Mühe, daß man ſie recitirt. Wollen Sie mir, lieber Oheim, Ihren Unterricht gewähren, ſo bitte ich Sie um einem Stoff. Ihre Nichte unterwirft Ihnen gern ihre ſchwachen Verſuche, damit ſie ſolche durch Ihr und des Fräuleins Urtheil verbeſſern lernt.“ — Dieſer Vorſchlag gefiel Pe ſehr. „Auch ich halte das für weit beſſer,“ ſagte er; „aber Du ſollſt nicht allein dichten; mein Wille iſt, daß Houngiu Dir Geſellſchaft leiſte.“ — „Wenn,“ erwiederte jene, „das Fräulein dieſe Gewogenheit für mich hat, ſo ſteht das Muſter, nach dem ich mich richten ſoll, vor meinen Augen, und ich wende gewiß alle Kräfte an, es zu benutzen.“ —

P e hegte noch immer einige Zweifel über die Geſchick-lichkeit des Fräuleins L o. Er überlegte, daß, wenn er beyden den nämlichen Stoff zu behandeln gäbe, der Unterſchied ihrer Talente zu merklich und das Reſultat der Vergleichung wider die Höflichkeit ſeyn möchte. „Es iſt beſſer," dachte er, „wenn jede einen beſondern Stoff hat. Iſt dann auch Ungleichheit, ſo fällt ſie weniger auf." — Dann wandte er ſich an beyde, und ſprach: „Ein Freund, dem ich letzthin zu Kinling begegnete, hat mir zwey Stoffe mitgetheilt, die man hier gebrauchen kann. Der eine heißt: Die Seufzer der alten Jungfrau; der andere: Das Lied vom Händeklopfen *). Er ſagt mir, alle berühmten Dichter von Kinling hätten ſie behandelt. Wollten ſich die beyden Fräulein auch darin verſuchen?" — „Sehr gern," ſagte Fräulein Lo; „aber ich bitte Sie, lieber Oheim, um die Vertheilung." — „Das iſt nicht ſchwer," antwortete P e. Sogleich ließ er von Y a n ſ o u Pinſel, Schreibzeug und zwey Bogen Blumenpapier holen, und ſchrieb auf den einen: Die Seufzer der alten Jungfrau, auf den andern: Lied vom Händeklopfen, mit Angabe der zu beobachtenden Regeln **). Sodann kehrte er die Seite, wo-

---

*) Wörtlich: vom Fauſtſchlag; wohl ein ſeltſamer Stoff für ein junges Frauenzimmer. Aber hier iſt die Rede von einem Fauſtſchlage, der auf den Tiſch geſchieht, wenn man ſein Erſtaunen oder ſeine Zufriedenheit ausdrücken will. Man hat eine Sammlung Chineſiſcher Logogryphen, welche dieſen Namen führt, weil Mancher, der ein aufgegebenes Räthſel gelöſet, mit einmal auf den Tiſch ſchlägt und ruft: „Ich habe es gefunden!" —

**) Einige Zeilen, welche ſich auf Strophen und auf Regel-

rauf der Stoff bemerkt war, nach innen, ſo daß man ihn nicht ſehen konnte, wechſelte die Papiere einigemal in den Händen, legte ſie auf den Tiſch, und ſprach: „Nehme jede eins dieſer Blätter!“ — Die zwey Jungfrauen erhoben ſich ſchnell; jede nahm ein Blatt, und ſchlug es auf, um zu ſehen, was ihr zugefallen war. Da fand es ſich, daß Fräulein Pe die Seufzer der alten Jungfrau und Fräulein Lo das Lied vom Händeklopfen zu ihrem Antheil erhalten hatte.

Da Pe ſich oft damit unterhielt, in Gemeinſchaft ſeiner Tochter Verſe zu machen, ſo waren auch alle Frauen, welche letztere bedienten, an dieſes Thun gewöhnt. Als ſie ſahen, daß unter die beyden Damen Stoffe vertheilt waren, brachten ſie denſelben ſogleich Pinſel und zwey Schreibzeuge. Beyde wetteiferten nun mit dem Glanz ihrer Talente. Eine bemühte ſich, die Weiße des Schnees zu mahlen, die andere, ihren Styl mit aller Gluth des Frühlings zu erwärmen. Es ſchien, als fiele die Dinte in Blumenformen auf die bereit liegenden Blätter herab, und leicht ſchwebte der Pinſel in die Länge und Breite hin. In Zeit eines Augenblicks hatte jede die ihr aufgegebene Dichtung vollendet.

Ihr Pinſel eilt dem Winde ſchnell voran;
Erröthen würden ſelbſt die Genien
Bey ſolchem Werk: man ſieht, wie jener Geiſt,
Der allen Dichtern könnt' Unſterblichkeit
Verleih'n, ſich heute bey zwey Schönen findet. —

Die beyden Jungfrauen ſchloſſen ihre Verſe, ohne daß eine vor oder hinter der andern geblieben war, und

mäßigkeit der Verſe beziehen, übergehe ich aus früher angegebenen Gründen. A. d. Ü.

überreichten ſie Pe im nämlichen Augenblick. Dieſer ſah mit einiger Ueberraſchung, wie Fräulein Lo ohne alles Hinderniß fortgeſchrieben und eben ſo ſchnell als Fräulein Pe geendigt hatte. Er öffnete zuerſt das von ihr empfangene Papier, und las, wie folgt:

Das Händeklopfen.

Lied *).

Man ſieht im Blüthenregen
Des Fenſters Gitter noch herabgelaſſen,
Und in verzog'ner Augenbraun
Verräth ſich einer Schönen Bitterkeit. —
Fink' und Schmetterling kommen,
Und zeigen glänzender Farben Pracht,
Und müſſig liegt die gold'ne Nadel
An dieſem ſchönen Frühlingstag.
Wie freut ein reines Herz
Der Fluren Purpurſchein!
Es ſieht mit Luſt, wie ſich erneut
Der Auen grüner Teppich.
Sein Recht gebraucht der Liebende,
Im Schachſpiel neckend zu beginnen,
Indeß die Schöne mit dem gold'nen Kamm
Vor Ungeduld darüber
Den Tiſch mit ihren Händen ſchlägt.
Doch Ungeduld erregt die Seele,
Und ſtöret ihren Frieden bald.
Ich künde mein Gefühl
Durch ſanftere Gebärden,
Der Wolke Schatten gleich,
Der an dem einfach-grünen Buſche wallt,
Und gleich dem lenzlichen Bambusrohr,

*) Ich gebe dieſe Dichtung, wie einen Theil von Sſe Yeoupe's Lied auf den rothblühenden Birnbaum, und wie das an den Kranich und die Schwalbe, im zwangloſen lyriſchen Rhythmus, oder als freyeren Geſang, was z. B. auch, nach Voſſen's Ausdruck, von Geßner's Idyllen, und namentlich von den Liedern derſelben, gilt. A. d. Ü.

Von dem man Spuren noch
Auf Jaspisflächen findet.
Wohl ewig wechſeln Streit und Kampf im Leben:
Doch keinen Kampf hab' ich zu ſcheu'n.
O könnten meine Tage
Vollenden in dem Glück, das ich genieße!
Die Birnenblüthe ſcheidet auch
In dieſem ſtillen Aufenthalte
Vom Baume, der ihr ſeinen Schutz verlieh. —

Pe durchlas dieſe Verſe mit der größten Aufmerkſamkeit, und als er ſah, daß alle Ausdrücke fein, zierlich und wohlgewählt waren, fühlte er ſich im Innerſten ſeines Herzen eben ſo erſtaunt, als befriedigt. Er wandte ſich nun an die Dame Lo mit den Worten: „Ich dachte wohl, eine junge Schöne befreye ſich durch ihre Kenntniſſe von den Eitelkeiten des Putztiſches *); aber daß meine Nichte mit einem ſo ſchönen Talente begabt ſey, war mir unbekannt. Es iſt unmöglich, einen ſo ſchwierigen Stoff ſinnreicher zu behandeln. „Dann zeigte er dieſe Verſe ſeiner Tochter, und ſprach: „Sieh' doch, mein Kind, die Grazie und Eleganz dieſer Dichtung! Es iſt ein harmoniſcher Klang, der einer Büchſe mit Wohlgerüchen entfährt. Du haſt heute eine Gegnerin gefunden, die Deiner würdig iſt.“ —

Bey'm Anblick dieſer Verſe ergoß Fräulein Pe ihre Bewunderung in anhaltenden Lobſprüchen. Fräulein Lo aber empfing dieſelben mit beſcheidener Entſchuldigung. „Es iſt,“ ſagte ſie, „das mittelmäßige und ganz gewöhnliche Werk einer armen Waiſe, die im Innern des Frauengemachs erzogen ward. Ich fürchte ſehr, daß ich mich

*) Wörtlich: waſche den Schimpf der Pomade und der Schminke ab.

in einer Region von Schattengebilden verlor, hoffe aber, daß Sie, lieber Oheim, und meine Schweſter die Güte haben, mich wieder auf den rechten Weg zu bringen.“—

Jetzt öffnete auch Pe das Papier, welches die Verſe ſeiner Tochter enthielt, und ſah Folgendes:

Die Seufzer der alten Jungfrau.

Es ſchmückt der Lenz mit Purpurblumen rings
Die Au'n, und holde Mägdlein zieht herbey
Die Luſt, ſie zu beſchau'n; ach! jedes Jahr
Sieht dieſe Blumen neu entblüh'n und welken.
Doch eine Jungfrau blickt ſie ſchweigend an:
Die Blume weckt in ihr Gedanken auf,
Und Keine ahnt, was nun ihr Herz bewegt.
Sie denkt, wie neidiſch auf den neuen Mond
Die Grasmück' iſt, und ihrer Schläfe Locken
Wetteifern mit dem Glanz der Blumen ſchon.
Vordem wohl klagte ſie den ſtrengen Wind
Des früher'n Herbſtes an: Doch jetzo hat
Sie nicht mehr jenen leichten Wuchs, und ach!
Ihr Frau'ngewand, hochroth wie die Granate,
Gleicht nicht der holden Pfirſichblüthe mehr.
Wie einſam werden Mond und Jahr durchſeufzt!
Wie oft zum Spiegel geht ſie hin, und ſucht
Darin ihr Bild, das ehedem erſchienen!
Es meiden ihr Geſpräch die jungen Frau'n
Der Nachbarſchaft: allein ſich übrrlaſſen
Bleibt ſie des Mitleids würd'ger Gegenſtand. —

Als Pe geleſen, rief er: „Sinnreiche Unbeſtimmtheit und geiſtvolle Mäßigung! Nichts iſt vollkommen ausgedrückt und doch alles zum Bewundern verſtändlich. Ich finde hier ganz die Manier jener guten Zeit unter der Dynaſtie der Thang *). Meine Nichte und Du, Ihr ver-

*) Toufou und (der ſchon öfter erwähnte) Citaïpe, die zwey berühmteſten Dichter China's, lebten unter dieſer Dynaſtie.

dient gleiches Lob, und man kann nicht ſagen, welche Hand den Hirſch gefällt hat.“ — Sodann befahl er Yanſou, die Verſe dem Fräulein Lo zu übergeben. Letztere betrachtete ſie aufmerkſam, und ſprach dann ihre Bewunderung aus: „Ach! Schweſter,“ rief ſie, „welche ſchöne Dichtung! Inhalt und Form ſind trefflich. Neben einem ſolchen Stück erſcheint das meinige wie ein Papier, das mit dem Beil oder mit der Hobel getroffen ward.“ — „Mit einem ſolchen Talent, fuhr ſie bey ſich ſelbſt fort, iſt es kein Wunder, daß ſie dem jungen Sſe eine ſo lebhafte Neigung einflößte.“ —

Dieſe zwey Gedichte erregten in beyden Jungfrauen eine ſolche Liebe und Hochachtung für einander, daß die Anhänglichkeit, welche ſie als Verwandte ſich ſchuldig waren, noch erhöht wurde.

Wo der Geiſt dem Geiſte ſich verbindet,
Wird der Freundſchaft Bund nicht lange ſäumen;
Sey auch tief die Neigung der Verwandten,
Iſt es doch im Grunde nur Verwandtſchaft. —

Man wird im folgenden Kapitel ſehen, wie das Verhalten der beyden Muhmen war.

Sechzehntes Kapitel.

Vertraulichkeiten der zwey liebenswürdigen Muhmen.

Wer glaubt, es könnten beyde Jungfrau'n nicht
Vereint hier wohnen? Keine ſieht man wohl
In tauſend Jahren, deren Geiſter ſo
Ein Band umſchloß: vergeſſen hat wohl Niemand
Daß Ying einſt mit Hoang lebt' und ſtarb;
Auch Man und Sou, ſie haben nie gelöſ't
Die Bande der Verwandtſchaft. Sey es auch,
Daß ſchwach nur das Gefühl begann! Die Liebe,
Einmal geboren, kann nicht untergeh'n.
Sagt! Wozu nützt die grimmige Begier
Der Aare, die um ihre Beute kämpfen?
Nur ein gemeiner Sinn allein verſteht
Den ſüßen Bund der Waſſerenten nicht. —

Als Pe die poetiſchen Talente des Fräuleins Lo kennen gelernt, war er darüber von Herzen vergnügt. „Umſonſt," ſprach er bey ſich ſelbſt, „habe ich allenthalben nach einem Manne geforſcht, der mit wahrem Verdienſte begabt ſey, und ſiehe da! im Kreiſe meiner Familie erſcheint ein Mädchen, das Houngiu hierin auf das Würdigſte nacheifern kann. Hielt es aber ſchon ſchwer, einen Eidam zu finden, wie mühſam wird es ſeyn, deren zwey zu entdecken! Wohlan! ich benutze die angenehme Frühlingszeit, und mache einen Ausflug nach Woulin, dieſem Sammelplatze aller Gelehrten. Wer weiß, ob ich

nicht an dieſem Ort Mittel finde, unſere Verbindung zu ſchließen?“

Nachdem er ſein Vorhaben der Dame Lo, ſo wie den Fräulein Houngiu und Mengli, umſtändlich dargelegt, gab er ſeinen Leuten die nöthigen Befehle, ließ eine Barke, einen Wagen und Gepäck rüſten, und traf alle Anſtalten zur Reiſe. Fräulein Houngiu konnte nicht umhin, ihre Vorſtellungen zu erneuern. „Meine Tante,“ ſagte ſie, „iſt hier, um über das Haus zu wachen. Aber, Vater, Du haſt Niemand, der Dich auswärts begleitet. Komm ja bald wieder, ich bitte Dich darum!“ — Pe verſprach ihrem Verlangen zu folgen, und wenige Tage darauf reiſ'te er in Begleitung einiger Diener nach Woulin ab. —

Seitdem Fräulein Pe in ihrer Muhme, außer einer den Blumen zu vergleichenden Geſtalt, ein Talent und Gefühle ſo rein wie der Schnee gefunden, war ſie mit der zärtlichſten Liebe für das junge Mädchen erfüllt. Ihrer Seits empfand Fräulein Lo, welche in Fräulein Pe einen ſehr ausgezeichneten poetiſchen Geiſt erkannte, verbunden mit einem Character und einem Aeußern, die alles übertrafen, was man in der Welt ſieht, für dieſelbe eine hohe Achtung. Jeden Tag ſuchte eine die andere, und regte ſie an, mit ihr die Schönheiten der Natur zu verherrlichen und ihre poetiſche Begeiſterung den Geſetzen der Verskunſt zu unterwerfen. Wenn ſie an einem heitern Tage, oder bey'm Lichterglanz am milden Abend, durch die blühenden Gebüſche wallten, dann konnten Beyde, ſo treue Gefährtinnen wie Schatten und Leib, ſich gar nicht trennen. Aus allen Worten ihrer Geſpräche

DIE BEIDEN SPIEGEL .

ging die glücklichſte Harmonie hervor, und ſo offenbarte ſich der vollkommenſte Seelenverein in ihrer Denkungsweiſe. —

Eines Tages, im Anfange der neuen Jahrszeit, ließ Fräulein Pe, die mit einem einfachen Gewande von Farben des Frühlings bekleidet war, Yanſou einen großen Spiegel nehmen; ſie ſelbſt, einen andern in der Hand haltend, ſetzte ſich an das Gitter, und richtete die Bilder des einen der zwey Spiegel auf den andern, um auf ſolche Art diejenigen, welche hereingingen, beobachten zu können. Mittlerweile näherte ſich ihr Fräulein Lo mit leiſen Schritten, ſah ſie an, und ſprach: „So, meine Schweſter, Du willſt Dich ganz allein der Stoffe zur Dichtung bemeiſtern, welche das innere Gemach darbietet? Aber ſchon dieſer Anblick wäre ein recht ſchöner Stoff.“ — „Liebe Schweſter,“ antwortete Fräulein Pe, „wenn Du nicht leiden willſt, daß ich mich aller Stoffe bemeiſtere, und wenn dieſer nach Deinem Geſchmack iſt, ſo gib mir, wenn's beliebt, ein Gedicht, und wir wollen dies Vergnügen mit einander theilen.“ — „Fürwahr!“ ſagte Fräulein Lo, „ich theile es gern mit Dir; aber ich fürchte, daß, wenn ich meine Augen von der ſchönen Jungfrau, die ſolche auf ſich zieht, abwende, meine Blicke auf Gegenſtände fallen, die weniger der Begeiſterung werth ſind. Was ſoll ich thun?“ — „Hinge es von Dir ab, den Rang zu beſtimmen, ſo hätteſt Du mich bald zum Doctor gemacht,“ erwiederte Fräulein Pe. „Ich brauche nur noch einmal mit einem Bart am Kinn auf die Welt zu kommen, und kann dann unbeſorgt ſeyn.“

Fräulein Lo lächelte und holte geſchwind ein Blatt

Papier und Pinſel. Dann verfertigte ſie ſogleich ein Gedicht, und überreichte es Fräulein Pe. Es lautete, wie folgt:

Auf eine Schöne,

die ſich eines Spiegels bedient, um das, was unter ihrem Fenſter vorgeht, zu beobachten.

Wann vollendet ihr Anzug, will ſie ſchauen
Nicht die eig'ne Geſtalt — nein! vor dem Spiegel
Prüft ſie gerne, was unterm Fenſter wandelt.
Da nun zeigt ſich das Bild im Widerſcheine:
Ihr verſtohlenes Auge fängt des Lichtes
Strahlen auf, die von außen zu ihm drangen.
Alſo wendet die Birnenblüth' im Frühling
Sich zur mondlichen Scheib'; es neigt die Welde
So zum Teiche das Laub am holden Abend.
Hat doch jene ſo vielen Reiz, daß alle
Männerherzen er lockt! Wozu der ſcharfe
Blick noch unter verzog'nen Augenbrauen? —

Fräulein Pe war von dieſen Verſen bezaubert. „Welche Grazie und Anmuth!“ rief ſie. „Der erſten Dichter ſind dieſe Verſe würdig. Ach! Schweſter, wärſt Du ein Jüngling, ſo möchte ich Dich mein ganzes Leben hindurch bey mir haben, und würde Dich eben ſo wenig verlaſſen, wie meinen Hauptſchmuck“ *).

Bey dieſen Worten faltete Fräulein Lo die Stirne, und blieb eine Weile ſtumm. Endlich ſagte ſie: „Willſt Du mich denn, weil ich kein Jüngling bin, von Dir entfernen, meine Schweſter? Dieſe Rede verkündet mir keine ſehr innige Liebe!“ — „Schweſter,“ antwortete Fräulein Pe lachend, „Du verſtehſt falſch, was ich ſage;

---

*) Im Original: wie meine Mütze und meinen Kamm.

denn ich fühle die höchſte Liebe für Dich und Deine Talente. Mein ganzes Leben durch wünſche ich bey Dir zu ſeyn; aber ich fürchte, daß es nicht möglich iſt, und jenes bedauernde Wort, das ich anwandte, entſpringt allein aus dieſem Gefühl. Worin kommt Dir meine Liebe nicht ſehr innig vor?“ — „Es hängt,“ erwiederte jene, „nur von uns ab, ob wir unſer Leben miteinander zubringen wollen. Unſer alleiniges Verlangen entſcheidet. Sind wir Beyde dazu geneigt, wer kann uns hindern, und warum hältſt Du es für unmöglich?“ — „Was mich, liebe Schweſter, es für unmöglich halten läßt,“ verſetzte Fräulein Pe, „iſt die Furcht, daß Du kein wahres Verlangen darnach trägſt. Wenn Du es wirklich haſt, wozu brauchſt Du ein Jüngling zu ſeyn? Hätte ich ſelbſt dieſes Verlangen nicht, ſo wäre der Wunſch, daß Du einer ſeyn möchteſt, nicht in mir entſtanden.“

Dieſe Antwort gab Fräulein Lo ihre heitere Stimmung wieder. „Ich habe,“ ſagte ſie, „mir nicht vorzuwerfen, daß meine Neigung zu Dir nur flüchtig ſey, und es war gewiß lächerlich, daß ich über die Feſtigkeit der Deinigen im Zweifel ſtand. Aber es fragt ſich noch etwas. Obſchon kein Grund da iſt, der uns miteinander zu leben hindert, ſo iſt doch, um nicht getrennt zu werden, eine Bedingung nöthig. Allein ich weiß nicht, liebe Schweſter, ob dieſe Dir auch behagen wird.“ — „Man lehrt uns,“ erwiederte Fräulein Pe, „daß in der Vorzeit Ohoang und Niuying ſich dem alleinigen Chun weihten. Ich würde ſie recht gerne nachahmen. Hätteſt Du nicht auch Luſt dazu, meine Schweſter?“ — „Wenn ich ſie nicht hätte, ſo wäre ich nicht hieher ge-

kommen!“ rief Fräulein Lo in höchſter Freude. — „Ich wage nicht,“ ſagte Fräulein Pe, „uns mit Ying und Hoang, weder an Verdienſt, noch an Geſtalt, zu vergleichen. Dennoch ſind dieſe im Alterthume ſo gerühmten Heldinnen, die Zierden des Frauengemachs, ähnlich dem Zephyr der Haine, über einen ſolchen Bund nicht erröthet. Aber ich weiß nicht, ob es in der jetzigen Welt möglich iſt, einen Gatten zu finden, der vom Talente begünſtigt, und würdig ſey, uns Beyde zu empfangen.“

Fräulein Lo blieb eine Weile in Gedanken vertieft. Dann ſprach ſie: „Liebe Schweſter, Du haſt uns Beyden nur Ein Herz zugeſtanden. Sprechen wir alſo ganz aufrichtig! Wozu uns irgend etwas verhehlen?“ — „Unſere Herzen haben ſich eins in das andere ergoſſen,“ antwortete Fräulein Pe. „Was bliebe uns noch zu verhehlen übrig?“ — „Wenn Du alſo kein Geheimniß für mich haſt,“ verſetzte jene, „ſo ſage mir, Schweſter, iſt derjenige, welcher Dein Herz einnahm, ein Mann ohne Verdienſt, ſo daß es nöthig wäre, einen andern in der Welt zu ſuchen?“ — Fräulein Pe lachte und ſprach: „Was ſoll das Mährchen, liebe Schweſter? Abgeſehen davon, daß kein Menſch mein Herz eingenommen hat, woher könnteſt Du es wiſſen, wenn dem ſo wäre?“ — Fräulein Lo brach in lautes Lachen aus: „Man hat,“ rief ſie, „wohl recht, wenn man ſagt, daß, wer nicht will, daß etwas bekannt werde, kein anderes Mittel hat, als es nicht zu thun. Wahrhaftig! das ganze Benehmen, ja alle Schritte eines Mannes von Talent und einer Schönen ziehen die Augen und Ohren der ganzen Welt auf ſich, und geben ſehr langen Stoff zu unterhaltenden Erzählun-

gen. Obſchon ich weit von hier wohne, weiß ich doch ſchon längſt das Alles.“ — Fräulein Pe maß dieſer Rede keinen Glauben bey. „Wenn,“ erwiederte ſie, „Dir etwas bekannt iſt, warum ſagſt Du es nicht ſogleich? Haſt Du vielleicht etwas von der Begebenheit des Tchang-fanjou mit den Verſen auf die Frühlingsweiden erzählen gehört?“ — „Jedermann kennt dieſe Begebenheit,“ verſetzte lächelnd Fräulein Lo. „Ich bin nicht die Einzige, welche ſie erfuhr. Was ich weiß, betrifft nicht jenen Tchang, der Verſe auf die Frühlingsweiden unter ſeinem Namen gab, ſondern einen edlen Herrn Sſe, den wahren Verfaſſer dieſer Dichtung und zugleich des Abſchieds an den Kranich und des Grußes an die Schwalbe.“

Durch dieſe Rede ward Fräulein Pe ſo verwirrt und außer Faſſung geſetzt, daß ſie, ohne ein Wort vorbringen zu können, ihre Blicke nur auf Yanſou richtete. — „Wir ſind Schweſtern und haben nur Ein Herz,“ ſagte Fräulein Lo. „Wozu dieſe Unruhe und dieſer Argwohn? Woher die Miene, ſo ich an Dir ſehe?“ — Nach einem Augenblick von Ueberraſchung und Zögern erkannte Fräulein Pe wohl, daß jene Worte irgend einen Grund haben müßten. Sie konnte ſich alſo nicht länger verſtellen und ſprach: „Du biſt, meine Schweſter, eine verſtändige Jungfrau; aber die Sache, wovon Du ſprichſt, iſt nur mir und Yanſou bekannt. Nie wagte ich etwas davon auskommen zu laſſen, ſogar in meinen Träumen nicht. Wie konnteſt Du ſie nun erfahren? Hat vielleicht eine meiner Frauen, die mich im Innern des Gemachs belauſchte, Dir alles das mitgetheilt?“ — Fräulein Lo

mußte lachen. „Schweſter,“ ſagte ſie, „die Genien ſelbſt konnten das Geheimniß Deiner Begebenheit nicht durchdringen. Wem ſollte es alſo bekannt geweſen ſeyn? Ich habe dieſe Erzählung von dem jungen Herrn Sſe, der ſie aus ſeinem eigenen Munde zu meinem Ohre gehen ließ. Niemand anders konnte ſie wiſſen, und Du mußt deshalb keinen Argwohn ſchöpfen.“ — „Du treibſt einen Scherz mit mir,“ entgegnete Fräulein Pe. „Schon faſt ein Jahr lang hat der junge Sſe dieſe Gegend verlaſſen. Mein Vater ließ ſich an gar vielen Orten nach demſelben erkundigen. Aber man hat weder etwas von ihm erfahren, noch gehört, wohin er in der letzten Zeit ſeine Schritte gewendet hat; und wäre er auch in das Land Chatoung gekommen, wie, meine Schweſter, konnte ein junges und ſchönes Frauenzimmer, eine Bewohnerin des inneren Gemachs, mit ihm zuſammengetroffen ſeyn?“ — „Deine Zweifel ſind ſehr natürlich, liebe Schweſter,“ erwiederte Fräulein Lo, „und dennoch iſt es die reine Wahrheit, daß ich den Herrn Sſe geſehen habe, und daß in unſerem Geſpräche von Deinen Angelegenheiten die Rede war. Es iſt ferne von mir, Dich mit eiteln Worten zu täuſchen.“ — „Was Du mir da erzählſt,“ war die Antwort, „iſt weder natürlich, noch wahrſcheinlich. Wie ſoll ich ihm Glauben beymeſſen?“ — „Wohl,“ ſagte jene, „magſt Du mir heute nicht glauben. Wenn Du aber einmal mit Herrn Sſe zuſammenkommſt, und ihn fragen willſt, was daran ſey, ſo wirſt Du finden, daß ich Dir keine Lüge geſagt habe.“ — „Der junge Sſe,“ antwortete Fräulein Pe, „iſt wie ein umgehauener Baum, oder wie ein leichtes Moos auf der Oberfläche des Waſſers. Nach

allen Forſchungen, die man angeſtellt hat, ſcheint es, daß er nicht mehr an mich denkt, und Du, meine Schweſter, redeſt ſo, weil Du weißt, daß ich ihn niemals wiederſehen kann.“ — „Was ſagſt Du da, Schweſter?“ verſetzte Fräulein Lo; „nur in der Hoffnung, ſich mit Dir zu vermählen, eilt der junge Sſe von Oſt nach Weſt, alles deſſen beraubt, was das Leben angenehm macht. Kannſt Du auf ſo leichte Art von ihm ſprechen, und heißt das nicht die ausnehmende Treue dieſes jungen Mannes ſehr verkennen? Letzteren Herbſt wußte er ſich bey der Prüfung im Norden hervorzuthun. Warum vergleichſt Du ihn einem umgehauenen Baum, oder dem Mooſe, das auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt?“

Fräulein Pe war von dieſen Worten etwas überraſcht. „Alſo,“ ſprach ſie, „iſt es doch er, welcher den zweyten Platz bey der Prüfung erhalten hat? Warum ließ er ſich als Candidat von Honan einſchreiben?“ — „Ich vernahm,“ antwortete Fräulein Lo, „daß ſein väterlicher Oheim, der Provinzialrichter Sſe, aus Honan gebürtig ſey. Dieſer hat ihn jetzt an Sohnes Statt angenommen, und deswegen trat er in der Eigenſchaft eines Candidaten von Honan auf.“ — „Weil er nun den erwünſchten Grad empfing,“ ſagte Fräulein Pe, „hätte er auch die Erfüllung des Vertrags, den wir ſchloſſen, in Anſpruch nehmen ſollen. Warum hat man nicht die mindeſte Nachricht von ihm?“ — „Ich vermuthe deswegen,“ erwiederte jene, „weil er nicht eher zurückkommen will, als bis er den Doctor-Grad erhalten hat. Du mußt es eben, liebe Schweſter, mit einiger Geduld abwarten; denn ich bin überzeugt, daß hier nur ein etwas längeres

oder kürzeres Warten nöthig iſt.“ — „Ich ſehe, meine theuere Schweſter,“ ſagte Fräulein Pe, „daß Du mit vieler Zuverſicht redeſt, und es ſcheint mir, daß Du einigen Grund haben mußt, Dich ſo zu äußern. Aber wie konnte demungeachtet ein junges Mädchen wie Du, die das Frauengemach nicht verließ, ihm begegnen? Denn hätteſt Du Jemand anders gefragt, ſo wärſt Du nie ſo genau belehrt worden. Wenn Du alſo, meine Schweſter, Freundſchaft für mich hegſt, warum erzählſt Du mir nicht die Sache von Punkt zu Punkt, damit ich von den Zweifeln, die mich noch belaſten, frey werde?“ — „Auf dem Punkte, wohin es mit unſerem Geſpräche kam,“ erwiederte Fräulein Lo, „kann ich nichts Beſſeres thun, als Dir zu erzählen, wie ſich Alles verhält. Jedoch, Schweſter, wende die Sache nicht als Spott gegen mich an!“ — „Ein geheimer Verkehr im Inneren des Frauengemachs iſt ernſthafter, als das,“ entgegnete Fräulein Pe; „und da Du, Schweſter, nicht über meine Unklugheit ſpotteſt, wie könnte ich mir einen Scherz gegen Dich erlauben?“ — „Wohlan!“ ſagte jene, „weil Du nicht auf meine Koſten lachen willſt, ſo erzähle ich Dir, was ſich zugetragen hat. Im vorigen Jahre wollte ſich der junge Sſe an den Hof begeben, um den Doctor Gou zu bitten, daß er in der Eheverbindung mit Dir ſein Unterhändler ſey. Als er in die Provinz Chantoung kam, ward er unverſehens auf der Landſtraße überfallen, und verlor ſein ganzes Gepäck. Er befand ſich in der größten Verlegenheit, und wußte nicht, welchen Entſchluß er faſſen ſollte; da half ihm das Glück zur Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Rath Li, der in dem an das unſere gränzenden Hauſe wohnte, und wel-

chem er ſein Abentheuer erzählte. Als dieſer an dem jungen Sſe einen mit Studien verſehenen Baccalaureus fand, wünſchte er von ihm vier Gedichte zu einem ſeidenen Stubenſchirm, welcher dem Richter der Provinz beſtimmt war, und verſprach ihm dagegen die Beyhülfe, deren er zu ſeiner Reiſe bedurfte. Er lud ihn daher in ſein Haus ein, und gab ihm ein Quartier in ſeiner Gartenwohnung. Der Pavillon, wo ich mich aufhielt, ſtieß an dieſen Theil des Gartens, und ich hatte dadurch Gelegenheit, den jungen Sſe verſtohlener Weiſe zu ſehen. Sein über alles Gemeine erhabenes Anſehn, und die Geſchicklichkeit, womit er ſeine Verſe vollendet, ließen mich in ihm einen Dichter von dem größten Verdienſt erkennen. Was nun mich ſelbſt anlangt, ſo war ich ſchon meines Vaters beraubt, meine Mutter war Wittwe und ohne Stütze, mein Bruder noch zu jung. Wer ſollte auf eine Heirath für mich denken? Und wenn ich auf den gewöhnlichen Vorſchriften beharrte, konnte ich nicht am Ende der betrogene Theil ſeyn? In dieſer äußerſten Noth glaubte ich mich nach den Umſtänden richten zu müſſen. Ich zog Mannskleider an, und hatte mit jenem eine Unterredung hinter dem Thore des Gartens.“

Erſtaunt hörte Fräulein Pe dieſe Erzählung. Sie war davon eben ſo ſehr überraſcht, als befriedigt. „Schweſter!“ rief ſie, „bey Deiner Jugend hätte ich Dir nicht ſo vielen Verſtand, ſo viele Entſchloſſenheit zugetraut. Man kann ſagen, daß Du ein Held unter den Schönen biſt!“ — „Hier iſt kein Merkmal eines beſondern Verſtandes,“ erwiederte Fräulein Lo. „Was Du ſagſt, liebe Schweſter, betrifft Dein ausnehmendes Verlangen, mich in einen

Jüngling verwandelt zu ſehen." — „Sprechen wir hievon nicht mehr!" ſagte Fräulein Pe. „Aber, Schweſter, wie kamet Ihr in einer augenblicklichen Unterredung auf unſere Begebenheit? Der junge Student muß ein großer Schwätzer ſeyn!" — „Das iſt er nicht," antwortete jene; „da ich ihm aber Heirathsvorſchläge that, und er ſich mehrmals weigerte, darauf einzugehen, drang ich in ihn, um die Urſache zu wiſſen, und da er ſich nicht mehr helfen konnte, war er genöthigt, mir ſeine früheren Gefühle zu bekennen. Er hielt ſich überzeugt, daß ich nichts von einer Begebenheit wiſſen könnte, die ſich in einer Entfernung von tauſend Meilen zugetragen, und hatte keinen Gedanken, daß er von meinem Oheim und von meiner Schweſter ſprach. Ich glaube, eine Schickung des Himmels hat mich von allen dieſen Umſtänden unterrichtet." — „Und, liebe Schweſter," fragte Fräulein Pe, „wie habt Ihr Euch für die Zukunft miteinander verſtändigt?" — „Als ich ſah," war die Antwort, „daß er eine geheime Verbindung hatte, von welcher er weder im Leben, noch im Tode, laſſen würde, daß er kein leichtſinniger Kopf ſey, und daß, weil er in dieſem Augenblick keiner Untreue gegen Dich fähig war, ich auch in der Folge dies nicht zu befahren hätte, drang ich lebhafter in ihn, und als ich ihn ſtark bewegt fand, verſprach ich ihm eine doppelte Eheverbindung. Alsdann bewog ich, unter dem Vorwand, einer Verfolgung zu entgehen, meine Mutter, ſich hierher zu begeben. So kam ich denn mit dieſem geheimen Gedanken, und unter dem Vorſatze, die Sache mit Dir, meine Schweſter, in Ordnung zu bringen. Ich ſah noch nicht voraus, wie weit Du mein Verlangen nach dieſem

Bunde, der ſo ſüß wie der Einklang der Waſſerenten, und ſo innig wie die Umwindung des Epheus, iſt, theilen möchteſt; auch wußte ich nicht, daß Du Deine Angelegenheit mit der meinigen ſo verbinden würdeſt, daß Alles, ohne weiteres Ordnen, ſo gut mit den Wünſchen des jungen Sſe übereinſtimme. Der Himmel, kann man ſagen, hat die Sehnſucht der Menſchen herrlich unterſtützt, und nichts Widriges ſtand meinem Vorhaben im Wege.“ — „Du biſt wirklich voller Verſtand, meine liebe Schweſter,“ ſagte Fräulein Pe. „Das ganze Benehmen des jungen Sſe war meinen Augen ſo dunkel, als hätte es Nebel und Rauch umhüllt, und ohne die Aufklärung, ſo Du mir gabſt, wäre er noch wie ein inmitten der Geſträuche verlorener Hirſch. Wenn Du auch fähig biſt, die Blume hinwegzunehmen und ſie an den Baum zu befeſtigen — wenn Du Dich für eine Andere aufopfern kannſt, dann werden Dich die Heldinnen der Vorzeit in keinem Stück übertreffen. Wie aber konnteſt Du, als der junge Sſe Dich verlaſſen hatte, wiſſen, daß er ſich unter die Candidaten von Honan einſchreiben ließ?“ — „Unſer Nachbar, der Rath Li,“ antwortete Fräulein Lo, „iſt ein Mann, der ſich einzig und allein dem Credit und der Gunſt gewidmet hat. Wir ſahen ihn vor einiger Zeit ſchöne Geſchenke bereit machen, um damit den neuen Adoptivſohn des Provinzialrichters zu beehren. Er ſagte, dieſer Sohn wäre der nämliche junge Mann, welcher die Verſe gemacht, und er wolle, weil er denſelben vorher etwas gering empfangen, nun die Höflichkeit gegen ihn verdoppeln. Wer anders kann dieſer junge Mann ſeyn, als der edle Herr Sſe? Und da der Richter aus Honan iſt, ſo ſehe

ich den Grund, warum der junge Sſe unter die Candidaten dieſer Provinz trat. Als man hierauf die Prüfungsliſten öffentlich verkündete, ließ ihn der Rath Li von Neuem begrüßen, und dadurch ward ich von ſeinem Erfolg unterrichtet.“ — „Nach allem dem, was Du ſagſt, bleibt kein Zweifel, daß es der junge Sſe iſt,“ erwiederte Fräulein Pe, und weil er mich nicht vergeſſen hat, ſo ſteht unſere erſte Verbindung feſt. Jetzt, da Du mir zu Hülfe kamſt, liebe Schweſter, ſoll kein Kummer mehr in meiner friedlichen Wohnung einkehren.“ — „Letzthin,“ ſagte Fräulein Lo, „als ich meine Zuflucht hierher nahm, war ich in Furcht, der junge Sſe möchte, wenn er mich bey ſeiner Rückkehr nicht ſähe, mich an allen Orten aufſuchen, und ſandte deshalb einen Diener nach der Hauptſtadt, um ihm einen Brief zu übergeben. Noch habe ich keine Antwort. Die Zeit der dortigen Prüfung iſt vorüber; aber ich weiß nicht, ob der junge Sſe glücklich war. Schweſter, warum ſendeſt Du nicht Jemand hin, um ſich darnach zu erkundigen?“ — „Ich hatte es vergeſſen,“ erwiederte Fräulein Pe. „Man hat kürzlich meinem Vater die Liſten der allgemeinen Prüfung überbracht. Da ſie mich aber nicht intereſſirten, ſo habe ich ſie noch nicht geſehen, und weiß nicht, wo man ſie hingelegt hat.“ — Yanſou, die an ihrer Seite ſtand, nahm das Wort, und ſprach: „Ich glaube, daß man dieſelben im Pavillon der ländlichen Träume ließ; ich will ſie holen.“

Sie ging, und kam augenblicklich mit den Liſten, die ſie daſelbſt gefunden, zurück. Die beyden Muhmen ſchlugen ſie auf, und fanden bey'm Durchſehen, daß Sſe Yeoupe's Name als der dreyzehnte darin ſtand. Dies

erfüllte ſie mit großer Freude. „Man kann ſagen,“ riefen Beyde, „daß der Himmel den Wünſchen der Sterblichen hold iſt!“

Von dieſem Augenblick an verdoppelten die zwey Jungfrauen die gegenſeitigen Beweiſe ihrer Achtung und Liebe. Sie verließen einander keine Viertelſtunde —

Der Schmerz hat ſeine Zeit, und Honig ſchenkt
Die Biene; hundert wechſelnde Geſtalten
Schafft das Gefühl, und Seide ſpinnt der Wurm.
Wenn das Geheimniß nicht aus eig'nem Mund
Die Schöne jetzt erhellt, wer hätte ſonſt
Entwirrt die widerſprechenden Gerüchte? —

Laſſen wir nun die beyden Muhmen ſich der Freude im Innern ihres Gemachs überlaſſen, und kommen wieder auf Sſe Yeoupe, der ſich aus Chantoung in die Provinz Honan begeben hatte. Er brachte hier ſeinen Voreltern ein Opfer, und ſchlug von da den Weg nach Kinling ein. Bald kam er daſelbſt an, und wollte ſogleich nach dem Dorfe Kinchi gehen, um Pe einen Beſuch abzuſtatten. Während man die üblichen Geſchenke bereit machte, ſandte er Jemand voraus, der die zwey Briefe des Doctors Gou und des General-Inſpectors Sſe überbringen ſollte. Er hoffte vermittelſt dieſer Briefe einige gute Nachrichten zu erhalten. Aber den folgenden Tag kam der Bote zurück, und meldete ihm, daß er den edlen Herrn Pe nicht zu Hauſe getroffen, weil derſelbe eine kleine Vergnügungsreiſe nach Hangtcheou gemacht habe. „Ich übergab,“ ſagte er, „die zwey Briefe dem Thürhüter, welcher mich verſicherte, daß ſein Gebieter ſogleich nach ſeiner Rückkehr darauf antworten würde. Ich zeigte ihm an, daß Sie, edler Herr, jenem einen Beſuch abſtatten wollten. Er gab

zur Antwort, daß ohne ſeinen Gebieter Niemand da ſey, um Sie zu empfangen, und daß alſo Dieſelben ſich nicht die Mühe geben möchten, dorthin zu kommen. Wollten Sie einen Beſuch machen, ſo wäre eine Karte, die er in das Pforten-Regiſter legen werde, hinlänglich."

Dies war für Sſe Yeoupe eine höchſt widerwärtige Kunde. Er ſtand eine Weile ſprachlos; dann rief er bey ſich ſelbſt: „Armer Sſe Yeoupe! wie unhold iſt Dir das Schickſal! Du gehſt nach Chantoung, ſuchſt Lo Mengli auf, und kannſt ihn nicht ſehen. Du willſt hier den edlen Herrn Pe beſuchen, und er iſt nicht zu Hauſe. Welcher Entſchluß bleibt Dir übrig? — — Der edle Herr Pe," dachte er weiter, „muß doch wiederkommen. Am beſten warte ich hier einige Tage auf ihn. — Du hätteſt," ſagte er zu dem Boten, „Dich befragen ſollen, wann der Hausherr zurückkommt." — „Das habe ich," war die Antwort. „Man ſagte mir, der edle Herr Pe wäre noch nicht lange abgereiſ't, und da es zu ſeiner Erholung geſchähe, ſo möchte er einen Monat, vielleicht auch zwey oder drey, wegbleiben; es wäre nicht möglich, die Zeit ſeiner Rückkunft genau anzugeben." — Sſe Yeoupe ſann darüber nach. „Obſchon," dachte er, „Pe nicht zu Hauſe iſt, ſo habe ich dennoch gute Luſt, den erſten Beſuch zu machen. Vielleicht bietet ſich eine günſtige Gelegenheit dar, Yanſou auf einen Augenblick zu ſehen, und dann erfahre ich durch ſie die letzten Nachrichten von ihrer jungen Gebieterin." — Er verfolgte dieſe Gedanken, und ſprach weiter bey ſich ſelbſt: „Wenn ich hingehe, ſo würden meine Diener, mein Gefolge, und Alles, was mich umgibt, den beſondern Erkundigungen, die ich einziehen will, im Wege

ſtehen; und gelange ich auch bis in den Saal, ſo findet Yanſou wohl keinen Anlaß herauszukommen. Das Hingehn dient mir alſo zu nichts. Bleibe ich hier, ſo drängt mich die Zeit, die mir zum Antritt meines Amtes beſtimmt iſt. Weil der edle Herr Pe die Reiſe nach dem weſtlichen See *) zu ſeiner Erholung machte, ſo iſt es am beſten, ich ſuche ihn dort auf."

Als er dieſen Vorſatz gefaßt, erblickte er die Angeſtellten ſeines Gerichtshofs, die ihm entgegen kamen. Sſe Yeoupe begab ſich alſo, nachdem er eine amtliche Verkündigung erlaſſen, auf den Weg, und kam, weil er ſich nirgends melden ließ, in ſieben oder acht Tagen zu Hangtcheou an. Hier verurſachte ihm ſowohl die Aufwartung bey den verſchiedenen Behörden, als die Beſitznahme ſeiner Stelle, viele Beſchäftigung. Als er aber nach etlichen Tagen ein wenig Muße fand, ſchickte er Jemand nach dem weſtlichen See, um ſich zu erkundigen, wo der edle Herr Staatsrath Pe aus Kinling wohne. Derjenige, welchem er den Auftrag gegeben, brachte eine Tagreiſe damit zu, und ſagte bey der Rückkunft ſeinem Herrn, er wäre in allen Klöſtern des weſtlichen See's, in allen Gaſthäuſern, in allen Meierhöfen geweſen, und habe ſich überall

*) Si-Hou, der weſtliche See. Dieſer befindet ſich unter den Mauern von Hangtcheou, der Hauptſtadt der Provinz Tchekiang, auf der Weſtſeite. Die Ufer dieſes See's ſind wegen ihrer anmuthigen Lage merkwürdig. Man erblickt hier Inſeln mit allen Arten ſchöner Bäume bepflanzt, und die ganze Gegend erſcheint wie ein großer Garten, wo man Spaziergänge macht, Concerte und Gaſtmähler gibt, und ſich den Freuden des Weins und der Dichtkunſt überläßt.

befragt, aber zur Antwort erhalten, daß kein Staatsrath, Namens Pe, hingekommen ſey. — „Das iſt doch recht ſonderbar!“ rief Sſe Yeoupe; „man hat ausdrücklich in ſeinem Hauſe geſagt, er wäre dorthin gereiſt; wie kommt es nun, daß er nicht da iſt?“

Nun hatte Pe, als er die Luſtfahrt nach dem weſtlichen See antrat, erwogen, daß der General-Inſpector Yang Statthalter dieſer Provinz ſey, und fürchtete, derſelbe möchte die Höflichkeiten, welche er in ſeinem Hauſe empfangen, erwiedern, und ihn bey der Durchreiſe aufnehmen wollen. Er hielt es alſo für gut, ſeinen Namen zu ändern, fügte demſelben Einiges hinzu, und nannte ſich ſchlechthin den Bürger Hoangfou*). Darum konnte Niemand von ſeinem Aufenthalt unterrichtet ſeyn. Er miethete ſodann ein kleines Quartier nahe bey der Brücke von Siling, und machte jeden Tag, als einfacher Privatmann, im leinenen Gewand und in Binſenſchuhen, während er ſich die vier koſtbaren Cabinetsſtücke eines

*) Man muß die Namen Pe und Hoang in Chineſiſcher Schrift ſehen, um zu begreifen, wie durch eine leichte Aenderung der Rechtſchreibung einer aus dem andern entſtehen kann. Eine Figur würde dieſe Verwandlung erklären, wenn ſie das geringſte Intereſſe für die Mehrheit der Leſer hätte. — Uebrigens bezeichnet das Wort, welches ich hier durch Bürger gebe, in China Leute, die von ihren Renten leben, keine Aemter bekleiden, ohne Grade ſind, und weder das Geſchäft eines Kaufmanns, noch das eines Künſtlers, treiben. Dieſe Klaſſe ſcheint nicht ſehr zahlreich in einem Lande zu ſeyn, wo der Wetteifer durch die öffentlichen Bewerbungen ſtets angeregt wird, und wo nur ein wenig literariſches Talent oder Geſchick nöthig iſt, um ein ausgezeichneter Mann zu werden.

Gelehrten nachtragen ließ *), entweder in einer kleinen Barke oder zu Fuß, ſeine Ausflüge, um den Anblick der zwey Bergſpitzen oder der ſechs Brücken zu genießen. So oft ihm junge Leute von angeſehener Familie begegneten, zog er die genaueſte Erkundigung über dasjenige ein, was ſie betraf.

Eines Tages ſaß er in dem Luſtgang der kalten Quelle, und bewunderte das klare Waſſer, das mit blendendem Silberglanz über die Felſen herabrieſelte. Da ſah er eine Geſellſchaft von ſechs oder ſieben Jünglingen kommen. Sie hatten breite Mützen auf dem Haupt, waren in Gewänder von verſchiedenen Farben gekleidet, und es folgte ihnen eine Menge von Dienern, welche Filzteppiche und Weinflaſchen trugen. Alle traten miteinander in den Luſtgang, um ein kleines Mahl zu halten. Als ſie Pe gewahrten, der ihnen nahe ſaß, und deſſen vornehmes Anſehn, ſo wie ſeine Begleitung von zwey Dienern, kund that, daß er kein Mann von gemeinem Stande ſey, grüßten ihn Alle ehrerbietig, und nahmen, wie er, Platz. Bald nachher trugen die Diener das Mahl auf, und die jungen Leute luden Pe dazu ein. «Edler Herr,» ſagten ſie, «wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo haben Sie die Gewogenheit, ſich bey uns nieder zu laſſen.»

Bey'm Anblick von ſechs oder ſieben Jünglingen, alle in der Blüthe der Jahre, dachte Pe, es könnte ſich wohl darunter ein verdienſtvoller Mann finden. Er ließ ſich alſo nicht lange bitten, und antwortete nur: «Meine Herren, da wir uns nicht kennen, möchte ich Ihnen wohl

*) Dinte, Papier, Schreibzeug und Pinſel.

beſchwerlich ſeyn.» — «Warum?» erwiederten die jungen Leute. «Inmitten der Berge und Gewäſſer ſind Alle, welche zwiſchen den vier Meeren wohnen, Freunde.» — «Nun denn, meine Herren, ſo bleibe ich Ihnen ſehr verbunden,» ſagte Pe, und ſetzte ſich zu ihnen.

Sie hatten etwa eine oder zwey Taſſen getrunken, als Einer von der Geſellſchaft das Wort nahm, und ſagte: «Ihrer Sprache nach, edler Herr, müſſen Sie nicht aus unſerer Stadt Hangtcheou ſeyn. Ich bitte, ſagen Sie uns doch Ihren Namen, den Ihres Landes, und was Sie hieher führt.» — «Ich bin aus Kinling,» antwortete Pe. «Mein Familienname iſt Hoangfou. Die Schönheit der Gegenden Ihres Landes, ſeiner Berge und Gewäſſer hat mich zu dieſer kleinen Reiſe bewogen.» — «Sind Sie in den Schulen, oder bekleiden Sie ein Amt?» fragten die jungen Leute. — «Weder Eins, noch das Andere,» verſetzte Pe. «Ich beſitze in meinem Dorfe einige Morgen Land, die ich bewirthſchafte.» — «Für einen Landbauer ſind Sie ein Freund von Zerſtreuung, alter Camerad,» war die Antwort, «da Sie ſich mit Luſtwandeln inmitten der Berge und Gewäſſer vergnügen.» — «Erlauben Sie mir eine Frage, meine Herren,» ſagte Pe: «Sind Sie in den Schulen, oder bekleiden Sie Aemter?» — «Wir ſind unſerer ſieben, die alle den nämlichen Schutzgott verehren,» antwortete einer der jungen Leute. «Dieſe drey Herren (indem er mit dem Finger auf ſeine Gefährten zeigte) ſind Zöglinge des Collegiums von Jinho, und dieſe zwey des Collegiums von Tſiantang; ich ſelbſt bin aus dem Departements-Collegium und habe neulich einen Grad zu Nanyoung erhalten.» Dann wies er auf den,

ſo die erſte Frage gethan, und fuhr fort: «Was dieſen Herrn betrifft, ſo iſt er Ihnen gleich, alter Freund; denn er iſt weder bey den Schulen, noch in einem bürgerlichen Amte.» — Der junge Menſch lachte, und rief: «Sie rathen ſehr gut, alter Freund! Sie haben es auf den erſten Wurf getroffen! Der Familienname des Herrn iſt Wang. Er gehört zur Promotion vom letzten Herbſte, und iſt alſo, wie Sie ſehen, eine vornehme Perſon in der Hoffnung.» — «O meine Herren,» erwiederte Pe, «demnach iſt Jeder von Ihnen ein Arm vom Strome der Literatur. Ich habe gegen den Reſpect gefehlt, den ich Ihnen ſchuldig bin.» — Der Licentiat Wang miſchte ſich jetzt auch in die Unterhaltung. «Was ſprechen Sie da von Literatur?» ſagte er. «Das iſt ein Gewerbe, ſo den Kopf und die Knochen zerbricht. Auch Sie würden dort leicht fortgekommen ſeyn. Man erhält dieſen Licentiaten-Grad ohne Mühe, wenn man ſeine Studien mit etwas Schelmerey und Geplauder unterſtützt. Aber Sie, alter Bruder, finden es angenehmer, nicht zu ſtudiren, tüchtige Morgen Feld anzukaufen, Geld zu ſammeln, und ſich bey Fleiſch und Fiſch wohl ſeyn zu laſſen. Es iſt ein gutes Ding, zu nichts gut zu ſeyn!» — Ein Anderer von dem Trupp verſetzte: «Edler Herr Wang, nach Ihrem Erfolg ſind Sie wie ein Gott auf Erden. Führen Sie doch nicht die Sprache eines Mannes, der ſich dem Vergnügen ergibt! Wer zu leiden hat, ſind wir übrige Baccalauren. Kommt der Director, ſo muß man das jährliche Examen beſtehen. Im Collegium geſchieht dies jeden Monat. Dennoch können Freunde nicht umhin, ſich zu ſehen und Umgang miteinander zu halten. Es iſt eben viel Ungemach

da, ob man ſtudirt oder nicht.» — «Mein Lieber,» ſagte ein Dritter, «Sie ſprechen nur von Ungemach, und nicht von dem Vergnügen, das man hat, in der Stadt umher zu gehen, von den Angelegenheiten Anderer zu reden, und gute Mahlzeiten zu halten.»

Die ganze Geſellſchaft lachte bey dieſer Aeußerung. Nachdem das Mahl eine Weile gedauert, nahm wieder einer der jungen Leute das Wort. «Das heißt zu viel getrunken!» rief er. «Ich nehme nichts mehr. Aber wir ſind heute da verſammelt, und haben noch keine Verſe gemacht. Es gebe Jemand einen Stoff, Jeder ſoll ihn behandeln, und dies beſchließe unſern Morgenverein!» — «Wer iſt fähig, nach dem Mahle zu dichten?» rief ein Anderer. — «Wenn wir es auch nicht vollenden,» ſagte ein Dritter, «ſo laßt uns immer einen Stoff wählen! Wir geben ihm dann morgen mit unſern Cameraden die letzte Feile.» — «Sprechen wir doch nicht wie kleine Geiſter!» verſetzte der Licentiat Wang. «Muß gedichtet ſeyn, ſo dichte man, und die, welche ihre Verſe nicht beendigen, ſeyen mit drey Taſſen geſtraft.» — «Nun, das muß Schwung geben!» riefen Alle. «Aber unſer alter Bruder Hoangfou da, was ſoll der machen?» — «Wie können Sie Verſe von ihm verlangen, da er nicht ſtudirt hat?» fragte Wang. «Er trinke, und das iſt genug.» — «Recht, recht ſo!» erwiederten jene. «Geben Sie uns einen Stoff, wenn's beliebt!» — «Er heiße das Luſtwandeln an dem weſtlichen See,» antwortete der Licentiat. «Warum ſollte man einen andern ſuchen?» — «Der Stoff iſt gut, aber ein wenig ſchwer,» verſetzten die jungen Leute. «Doch hievon ſoll keine Rede ſeyn!» — Man befahl nun

den Dienern, Papier, Dinte, Pinſel und Schreibzeug, welche ſie mitgebracht, zu holen, und ſie vor jeden der Gäſte zu ſetzen. Alle fingen nun zu dichten an. Einige waren ganz ſtill, und ſuchten Gedanken; Andere tranken einige Taſſen, indem ſie nach Ausdrücken haſchten; noch Andere hielten den Pinſel in die Höhe, oder bewegten den Kopf hin und her, mühſam einige Sylben murmelnd. So waren ſie ſchon eine gute Weile beſchäftigt, ohne daß noch Einer ſeine Dichtung beendigt hatte. Pe, der ihnen zuſah, brach unwillkührlich in Lachen aus. «Lachen Sie nicht, alter Bruder,» ſagte der Licentiat Wang. «Sie, der nicht ſtudirt hat, können die Mühe nicht begreifen, die man auf Verſe verwenden muß. Ein altes Sprichwort ſagt: Um einen fünfſylbigen Vers zu machen, muß man ſich mehr als ein Haar aus dem Barte raufen.» — «Ohne ſtudirt zu haben,» verſetzte Pe, «könnte ich doch auch ein Paar Verſe machen.» — «Wenn Sie im Stande ſind, das zu thun,» ſagten die jungen Leute, «warum dichten Sie nicht auch Etwas?» — «Soll ich dichten, ſo geben Sie mir das Hauptwort,» erwiederte Pe. «Jedoch haben ſchon ſo Viele das Luſtwandeln am See beſungen. Sie könnten ſagen, daß ich eine frühere Dichtung beſtohlen hätte.»

Als man ihn mit ſolcher Zuverſicht ſprechen hörte, ſagte der Licentiat Wang bey ſich ſelbſt: «Weil er ein Hauptwort verlangt, werde ich ihm ein recht ſchweres wählen.» Sodann erhob er das Haupt, und gewahrte zur Seite des Luſtgangs einen Japaniſchen Birnbaum, der in der Blüthe ſtand. Er zeigte ihn Pe mit dem Finger, und ſprach: «Wohlan! das Hauptwort ſey der Name die-

ſes Birnbaums!" — „Es ſey!" erwiederte Pe, und ſo- gleich befahl er den Dienern, welche ihm folgten, aus ſeinem Ceremonienkäſtlein ein altes Schreibzeug von To- nanhi, einen Pinſel von Kaninchenhaar mit geſtreiftem Bambusſtiel, ein Stäbchen für treffliche, ſeit langer Zeit bewahrte Dinte, und ein Blatt Papier mit ſchwarzen Streifen, zu nehmen, und alles das auf die Matte zu legen. Bey'm Anblick dieſer Pinſel und dieſer Dinte von der beſten Art kamen die jungen Leute ein wenig aus der Faſſung, und ſagten heimlich zu einander: „Wer hätte denken ſollen, daß der ehrliche Alte da ſo auserwählte Sachen habe? Er muß ein reicher Kauz ſeyn. Doch iſt er das," fügten ſie hinzu, „ſo kann er gewiß nicht dichten."

Unter dieſen Zweifeln und Vermuthungen ſahen ſie, wie Pe den Pinſel ergriff, und bald ſchien es, als ob die Dintenſtröme aus einer Wolke herabfielen. In weniger als einer Viertelſtunde waren die Verszeilen beendigt. Als Pe fertig war, nahmen die jungen Leute ſchnell das, was er geſchrieben hatte, um es zu leſen. Sie ſahen Folgendes:

Sobald der Sperber ruft, entflieht die Schwalbe,
Dem ſeidenen Gewebe gleich; der See
Erſtreckt zehn Meilen weit den grünen Strand,
Wie Teppiche, mit Wohlgeruch erfüllt.
Den Blumenduft verbreitet rings die Sonne,
Durchbalſamt iſt der Staub auch unterm Huf
Der Roſſe; bey dem Ballſpiel hält zurück
Der Frühling uns durch anmuthvolles Lächeln.
Es dringen Berge durch der Stadt Gemäuer,
Und Brücken führen durch die Klöſter hin;
Die Häuſer rings umgibt ein Blumenflor,
Und Weidenlaub umſchattet neu die Hütten.
Ihr fragt, wer jenen zauberiſchen Hauch
Der Zephyrluſt ertheilet hat? Die Flöte

Von Jaspis und die goldene Schalmey,
So beyde dieſen hohen Birnbaum ſchmücken.

Der alte Hoangfou aus Kinling.

Als dies die jungen Leute geleſen, riefen ſie alle erſtaunt: «Die ſchönen Verſe! Die edlen Ausdrücke! Bey ſo großer Geſchicklichkeit wird Sie Niemand für einen Mann halten, der nicht ſtudirt hat. Wollten Sie ſich, edler Herr, nicht etwa im Vorbeygehn auf unſere Koſten einen Spaß machen?» — «Wie kommen Sie auf ſolche Gedanken?» erwiederte Pe lachend. «Obſchon ich einige Verſe zu machen weiß, ſo beſitze ich doch wirklich keine Studien. Die Alten ſagten, die Dichtkunſt erfordere ein beſonderes Talent, das mit den klaſſiſchen Studien nichts gemein habe.»

Schon begann die Sonne ſich nach Weſten zu neigen, und Pe's Diener nahten ihm mit einer Sänfte, wie man ſie zu Gebirgsreiſen gebraucht. Pe ſtand ſogleich auf, und nahm Abſchied von den jungen Leuten. «Ich ſollte noch in Ihrer Geſellſchaft bleiben,» ſagte er; «aber der Tag geht zu Ende, ich bin alt, und wage nicht länger zu verweilen.»

Als jene die koſtbare Sänfte erblickten, erhoben ſie ſich ſchnell, und wollten ihn zurückgeleiten. Pe aber dankte ihnen, ſtieg ein, und entfernte ſich in Begleitung ſeiner Träger und ſeiner Dienerſchaft. So verließ er die jungen Leute in Ungewißheit und Vermuthungen, aber auch in der Ueberzeugung, daß er kein gewöhnlicher Mann ſey. Wie ſehr beklagten ſie jetzt die unbeſcheidenen Worte, ſo ihnen entfallen waren, und die übervertraute Art, womit ſie ihn empfingen! —

Wer konnt' errathen, die Lagune dort
Sey ſelbſt der Ocean? Ihr Morgenpilze,
Auf lange Dauer zählet nicht! Woher
Kommt ſo viel Hochmuth und Unhöflichkeit
Den Schülern? Weil ſie einen Augenblick
Den Himmel durch ein Fernrohr angeſeh'n. —

Eines Tags ward Pe von einem Kloſtermönch aus Tchaoking, Namens Hianyun, neuer Thee gebracht. Pe behielt ihn zu einer Collation, die er ſogleich auftragen ließ, und ſetzte die Unterhaltung mit demſelben fort. «Der weſtliche See hat den größten Ruhm in den ſüdöſtlichen Provinzen des Reichs,» ſagte er; «denn hier iſt der Sammelplatz der Gelehrten. Welche junge Literatoren finden ſich jetzt dort ein?» — «Viele Männer, die im Rufe ſtehen, kommen an den Strand des weſtlichen Sees,» antwortete Hianyun. «Aber es gibt einen gegründeten und einen ungegründeten Ruf. Kürzlich jedoch kamen von Soungkiang zwey junge Leute, wovon der Eine den Namen Tchao und den Beynamen Tſianli, der Andere den Namen Tcheou, und den Beynamen Chingwang führt. Dieſe gehören unter die Literatoren, deren Ruhm auf feſtem Grunde ſteht.» — «Woher können Sie das wiſſen?» fragte Pe. — «Sie ſind jung und haben ein ſehr angenehmes Aeußeres,» erwiederte Hianyun, «und ihre Leiſtungen wurden mit allgemeinem Lob aufgenommen. Freunde, deren ſie unter den ausgezeichnetſten Männern dieſes Landes beſitzen, ſtatten ihnen täglich Beſuche ab. Ihr Zug nimmt kein Ende. Männer von hohem Rang, die erſten Beamten des Reichs, ſtehen mit dieſen jungen Gelehrten in Bekanntſchaft. Ein Theil bittet ſie um literariſche Aufſätze, der andere lädt ſie zu ſich ein. Den

ganzen Tag ſind ſie in Barken auf dem See, und wohnen beſtändig Mahlzeiten und Vergnügungen bey. Letzthin beſuchten ſie Seine Herrlichkeit den Statthalter Yang. Der edle Herr empfing ſie in eigner Perſon auf die ehrenvollſte Weiſe. Er behielt die jungen Männer zwey Tage und hätte ſie gern noch länger behalten. Geſtern wurden ſie erſucht, die Aufſätze für das Stadt-Examen zu wählen. Wären ſie nicht Leute von wahrem und hervorragendem Talent, wie könnten ſie Jedermann mit ſolcher Achtung erfüllen?" — «Wo wohnen dieſe beyden Herren?" fragte Pe. — «Auf dem öſtlichen Flügel unſers Kloſters," war die Antwort. — «In welchem Gebäude?" fragte Pe weiter. — «Darnach braucht man gar nicht zu fragen," erwiederte Hianyun, «ſondern man darf nur im Kloſter die Namen Tchao Tſianli und Tcheou Chingwang nennen. Denn wer kennt ſie nicht?" — «Nach allem dem," ſagte Pe, «müſſen es in der That zwey berühmte Männer ſeyn." Er ſetzte die Unterhaltung noch eine Weile fort, worauf Hianyun Abſchied nahm und ging.

Pe war innerlich vergnügt. «Ich wußte wohl," ſprach er bey ſich ſelbſt, «daß ich am Ufer des weſtlichen See's Jemand entdecken würde. Dies geht alſo nicht über meine Erwartung. Ich werde ſie morgen beſuchen, und haben ſie wahres Talent, ſo wird das zwiefache Eheband mit Houngiu und Mengli bald geſchloſſen ſeyn."

Am folgenden Morgen zog er ein ländliches Kleid an, und ſetzte einen Strohhut auf, welches ihm ganz das Anſehn eines Bergbewohners gab; ſodann verſah er ſich mit zwey Viſitenkarten, worauf er blos den Namen Hoangfou aus Kinling ſchrieb, und ging, nur von einem

kleinen Diener begleitet, aus, um den zwey jungen Leuten ſeinen Beſuch abzuſtatten. Er wollte ſich an der Pforte des Kloſters befragen; aber in dieſem Augenblick ſagte Jemand zu ihm: «Sie ſind ohne Zweifel Leute, die zu den Herren Tchao und Tcheou wollen. Gehen Sie nach dem öſtlichen Flügel!» — Pe ging in das Kloſter und wandte ſich nach der gemeldeten Seite. Bald erblickte er am Eingang einer Zelle ſehr viele Diener und blau gekleidete Perſonen, wovon Einige Viſitenkarten in der Hand hielten, Andere Geſchenke herbeytrugen. Man ging hinein und heraus, und lief mit vieler Eilfertigkeit und großem Geräuſch hin und her. Als Pe den nöthigen Beſcheid erhalten, näherte er ſich der Thüre, und ſagte ſeinem Diener, er ſolle die Billets abgeben. Der Thürhüter nahm ſie und ſprach: «Meine Gebieter können nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, mein Herr. Sie ſind ausgegangen. Laſſen Sie mir gefälligſt Ihre Karten.» — «Und wohin gingen Eure Gebieter?» fragte Pe. — «In die Stadt zu Wangtchunyouan,» antwortete Jener. «Man hat ſie erſucht, der Verhandlung über eine Inſchrift, welche dort angebracht werden ſoll, beyzuwohnen. Sie müſſen unterwegs Beſuche machen, und ich fürchte, ſie kommen vor Nachmittag nicht zurück. Denn ſie ſind heute bey den edlen Herrn Tchang von Tſiantang eingeladen, und ſpeiſen nach ihrer Rückkunft zu Mittag.» — «Weil dem ſo iſt,» ſagte Pe, «ſo gebt Euch die Mühe, mein Billet zu behalten; ich komme wieder zum Beſuch.» Der Thürhüter antwortete durch ein Zeichen, er werde ſich ſeines Auftrags entledigen; hierauf wandte er ſich zu dem kleinen Diener mit der Frage: «Wo wohnt Euer Gebieter? Dieſe Herren

werden ihm morgen ihren Beſuch abſtatten wollen.» — «Er wohnt auf dem Meierhofe von Tſaïya, an der Brücke von Siling,» erwiederte Jener. — Sodann verließ Pe das Kloſter. Viele Leute ſah er noch hineingehen, um Tchao und Tcheou zu beſuchen, und konnte ſich eines innerlichen Lachens nicht enthalten. «Wer ſind dieſe jungen Leute,» ſprach er bey ſich ſelbſt, «daß man ſie bis auf ſolchen Grad erhöht?» — Er kam wieder in ſein Quartier, wo er einiger Ruhe genoß. Gegen Abend, als der Tag faſt zu Ende war, machte er einen Spaziergang auf der Brücke, um ſich am Anblick des Sees zu erfreuen. Von da erblickte er ein großes, für eine Luſtfahrt ausgerüſtetes, Fahrzeug, in welchem man das Getön von Flöten und die Stimmen von Sängern vernahm, und das nach der Brücke zuſegelte. Einer, der an ſeiner Seite ſtand, ſagte zu ihm: «Das iſt der edle Herr Unterpräfect von Tſiantanz, der Geſellſchaft eingeladen hat.» — Sehr ſchnell kam das Schiff bey der Brücke an, Pe betrachtete es aufmerkſam, und ſah den Unter-Präfecten an der untern Stelle, und auf dem Ehrenplatze zwey Tiſche, woran zwey junge Leute ſaßen, die laut und in zuverſichtlichem Tone ſprachen. Er folgte ihnen mit den Augen, während ſie ſich entfernten, und es ſchienen ihm Männer von gutem Anſehn und dem Vergnügen hold zu ſeyn. Lange konnte er ſie nicht beobachten; denn ſie waren ſchnell vorüber. Dieſer Anblick nahm Pe günſtig für die jungen Leute ein.

Am folgenden Tage kam er wieder, um ſie zu beſuchen; aber ſie waren noch nicht da. Nach vier oder fünf Tagen ſah er einen Diener kommen, der zwey Viſitenkarten trug und mit der eilfertigſten Miene herbeylief. Er fragte, ob

dies nicht die Wohnung des Herrn Hoangfou ſey. Die Hausleute bejahten es, und der Diener fuhr fort: «Nehmt geſchwind dieſe Billets! Die Herren Tchao und Tcheou aus Soungkiang wollen ihm ihren Beſuch machen. Ihre Barke langt im Augenblicke an.»

Als Pe dies hörte, ging er eilends hinaus, um jene zu empfangen, und erblickte die zwey jungen Leute, welche ſchon durch das Thor gekommen waren. Er ließ ſie mit vielen Complimenten, die von ihnen erwiedert wurden, hereintreten. Hierauf nahm man die durch das Herkommen beſtimmten Plätze ein. Tchao Tſianli begann zuerſt: «Sie haben uns, edler Herr, in dieſen Tagen eines Blicks gewürdigt. Gerne hätten wir geeilt, Ihnen unſern Beſuch zu machen. Aber wie ging es uns? Zwey Tage brachten wir bey Seiner Herrlichkeit dem Statthalter zu. Noch geſtern mußten wir bey dem Unter-Präfecten eine Collation nehmen. Die Tage entfliehen unter Wägen und Poſſen. Das iſt die Urſache unſerer Abhaltung, und wir hoffen, daß Sie uns kein Verbrechen daraus machen.» — «Meine Herren,» erwiederte Pe, «Sie ſtehen Beyde in der Blüthe des Alters, und ſind mit einem ſchönen Talente begabt. Sie müſſen alſo auch einige Augenblicke der Freude und dem Vergnügen aller Andern zum Opfer bringen.» — «Wir ſind,» antwortete Tcheou Chingwang, «arme Schüler ohne Verdienſt, welchen der Zufall einen eiteln Ruf verſchaffte. Er iſt für uns die Quelle einer unausſprechlichen Beſchämung. — Wie heißt,» fügte er hinzu, «Ihr Vaterland, edler Herr?» — «Kinling,» verſetzte Pe. — «Kinling iſt ein edles Land,» ſagte Tchao Tſianli, und Ihr äußeres Anſehn verkündet dies auf eine ſehr wür-

dige Weiſe. Der Doctor und Akademiker Gou Touïan, und Pe Thaïhiouan, Mitglied des Miniſteriums der öffentlichen Schriften, die beyde aus unſerer Stadt ſind, gehören ohne Zweifel zu Eurer Hochedlen Bekanntſchaft?» — «Ich habe von ihnen gehört,» erwiederte Pe etwas überraſcht, «aber ich kam nie mit ihnen zuſammen. Erlauben Sie, mein Herr, Sie um den Grund Ihrer Frage zu bitten.» — «Dieſe beyden Herren ſind die Zierde von Kinling,» antwortete Tchao Tſianli, «und wir ſtehen ſehr gut mit ihnen. Darum habe ich mich nach denſelben erkundigt.» — «Haben Sie ſolche ſchon irgendwo angetroffen?» fragte Pe. — «Wir wandeln immer von einem Ort zum andern,» war die Antwort; «warum ſollten wir ſie nicht angetroffen haben? Der edle Herr Gou leitete vergangenen Herbſt die Prüfung im Königreich Tſou*), und er hätte die Güte gehabt, uns um die Verfertigung ſeines Programms und die Einleitung zu den Liſten zu erſuchen; allein wir hatten gerade ſo viele Freunde bey uns, daß wir nicht abkommen konnten, und ſo war es uns unmöglich, ſeinem Verlangen zu entſprechen.» — «So hoch, meine Herren, ſind Sie von Gou Touïan geſchätzt!» rief Pe; «aber ich hörte, jener Pe Thaïhiouan wäre ein Greis, der ſehr wenig Menſchen ſieht. Wie fingen Sie es an, daß Sie ſo gut mit ihm ſtehen?» — «In der That,» ſagte Tcheou Chingwang, «der edle Herr Pe ſieht wenig Leute. Aber er liebt den Wein und die Poeſie, und wir haben mehr als einmal mit ihm getrunken und

*) Man hat ſchon früher geſehen, daß das Königreich Tſou jetzt die Provinz Houkouang ſey.

ſagt, daß er den Urhebern ſeiner Tage vielen Kummer gemacht, ja endlich durch wüſtes Leben ſeine Familie zu Grunde gerichtet habe; und ich fürchte ſehr, mein Vater rächte die Sache der Urgroßeltern. Er war, nach dem Ausdruck meiner Mutter, ein gar wilder, ausgelaſſener Schelm geweſen, den man zu nichts anhalten konnte. Aus der Schule entlief er, und ging als Seeſoldat zu Schiffe. Zwar entzog ihn mein Großvater dieſer Lage, die ſchwerlich lange für angenehm gelten konnte: allein bald verließ er die Schule zum Zweytenmale, um ſich einer wandernden Schauſpielertruppe beyzugeſellen. Wahrſcheinlich gab man ihn jetzt auf, denn nach ſeiner Rückkehr von dieſem Abentheuer war er gezwungen, ſich bey einem Glaſer zu verdingen, in deſſen Werkſtatt er glücklicherweiſe doch lange genug aushielt, um das Handwerk zu erlernen. Nach dem Tode ſeines Vaters erbte er zwey kleine Grundſtücke, heirathete meine Mutter (die Tochter eines Zimmermanns zu Aſhburton), und richtete ſich nun häuslich ein. Einige Jahre vergingen ziemlich ruhig; dann trieben die Folgen ſeines gefährlichen Leichtſinns ihn von Neuem zu Schiffe. Er hatte nämlich mit noch einigen Andern in einer Methodiſtenkirche anſtößige Störungen, und endlich einen völligen Aufſtand veranlaßt. Seine Gefährten wurden deshalb von der Obrigkeit verfolgt, und er hielt es für das Beſte, ſich durch die Flucht zu ſichern.

Er verſtand ſich ſehr gut auf den Seedienſt, und ward bald Unterbefehlshaber eines großen Transportſchiffs im Dienſt der Regierung, während meine Mutter nach Aſhburton — ihrer Vaterſtadt — zurückkehrte, wo ich im April 1760 geboren ward.

Die Einkünfte meiner Mutter waren ſehr gering; ſie beſtanden einzig aus dem Pacht von zwey oder drey kleinen Aeckern, die noch unveräußert waren: doch that ſie mit dieſem Wenigen für mich was ſie konnte, ſchickte mich, ſobald ich groß genug war, in eine Schule, wo ich leſen lernte, und erfreute mich oft durch alte Lieder und Balladen, die ſie mir vorſang, und dadurch meine kindliche Einbildungskraft ſehr lebhaft beſchäftigte.

Erſt nach ſieben Jahren kehrte mein Vater zurück. Er war mit bey der Einnahme von Havanna geweſen, hatte für mehr als hundert Pfund Sterling Beute gemacht, und einen anſehnlichen Gehalt bezogen. Dennoch brachte er nur eine unbedeutende Summe mit nach Hauſe, weil er nie zu ſparen gewußt hatte. Die wenigen Aecker, die wir noch beſaßen, wurden alſo verkauft, und nun ließ er ſich zum Zweytenmale als Maler und Glaſer nieder. Ich war jetzt acht Jahre alt, und ward in die Freyſchule geſchickt, wo ich Leſen, Schreiben und Rechnen lernen ſollte, aber höchſt elende Fortſchritte machte. Nach drey Jahren ſtarb mein Vater; hitzige Getränke, die er nur allzuſehr liebte, untergruben den letzten Reſt ſeiner früh durch ein wildes Leben geſchwächten Körperkraft. Seine Mitbürger hatten, ſeiner Fehler ungeachtet, Wohlwollen für ihn; er galt für einen ſchlauen, verſchlagenen Kopf, und ſein Tod ward bedauert. Was mich betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich ihn nie ſehr geliebt hatte; ich war nicht in ſeiner Nähe aufgewachſen, und er ſtieß zu oft meine kleinen Annäherungen mit Kälte oder Unwillen zurück. Wahr iſt's indeſſen, daß er auch häufig genug Urſache fand, mit mir unzufrieden zu ſeyn; denn ich lernte in der Schule ſehr

wenig, und zu Hauſe gar nichts, obgleich er zuweilen verſuchte, mir einige Anleitung zu ſeinem Geſchäft zu geben. — Da im eilften oder zwölften Jahre jeder Eindruck ſich noch ſchnell verwiſcht, empfand ich ſeinen Verluſt nicht lange: auch bekümmerte es mich wenig, daß meine Mutter fürchtete, mich nicht mehr in die Schule ſchicken zu können. Nur eines war, wozu um dieſe Zeit Neigung bey mir erwachte: nämlich zum Leſen.

Ich habe nie erfahren können, in welcher Lage meine Mutter zurückblieb; doch mußte dieſe ſehr beſchränkt ſeyn, um ſo mehr, da ſie jetzt noch für ein zweytes, kaum ſechs Monat altes Kind zu ſorgen hatte. Unglücklicherweiſe entſchloß ſie ſich, meines Vaters Handwerk fortzuſetzen, und nahm zu dieſem Zweck zwey Gehülfen an, welche ſie bey ihrer völligen Unkenntniß des Geſchäfts ganz ungehindert betrogen, ſo daß völliges Verarmen die Folge davon geweſen ſeyn würde, wenn nicht nach weniger als einem Jahre auch ſie von der Erde abgerufen worden wäre. — Sie war eine ſehr brave Frau, die meines Vaters Schwäche mit Geduld, ja lange ſogar mit Heiterkeit trug, ihre Kinder innig liebte, und endlich mehr um dieſer Kinder, als um ihres eignen Schickſals willen, von Gram und Sorge niedergebeugt ſtarb.

Ich zählte damals noch nicht völlig dreyzehn Jahre, und mein kleiner Bruder kaum zwey. Wir hatten keinen Freund noch Verwandten auf der weiten Welt. Der ganze kleine Nachlaß meiner Mutter ward von einem Manne, Nameus C., für Vorſchüſſe in Beſchlag genommen. Begreiflicherweiſe konnte ich ſeine Anſprüche nicht beſtreiten; und da kein Anderer ſich in die Sache miſchte, verfuhr er

völlig nach eigener Willkühr. Mein kleiner Bruder ward in's Armenhaus geſchickt, wohin ihm ſeine Wärterin aus reiner Treue folgte; und mich nahm der ebengenannte Herr C., der mein Pathe war, zu ſich in's Haus. Scheue vor dem Gerede der Stadt (welches ohnehin behauptete, er ſey durch den Verkauf unſrer kleinen Habe mehr als entſchädigt), bewog ihn, mich wieder in die Schule zu ſchicken. Im erwachenden Gefühl für alles Bedenkliche meiner Lage ward ich jetzt fleißiger, und ſo wurden auch meine Fortſchritte beſſer. Beſonders zog mich der arithmetiſche Unterricht an, und meine Lehrer begannen mich auszuzeichnen. Aber ach! dieſe goldnen Tage waren in weniger als drey Monden dahin. C. trug die Koſten meiner Lehrſtunden ungern, und da allmählig der Antheil unſerer Mitbürger an meinem Schickſal aufhörte, blickte er nach einer Gelegenheit aus, ſich von der unnützen Laſt zu befreyen. Anfangs wollte er mich für den Bauerſtand beſtimmen. Ich führte aus Nachgiebigkeit gegen ſein Verlangen den Pflug einen Tag, verließ ihn aber dann mit dem feſten Vorſatz, es nie wieder zu thun: und bey dieſem Vorſatz beharrte ich, allen Drohungen und Verſprechungen zum Trotz. Doch ward ich in dieſem Fall wenigſtens eben ſo ſehr durch Nothwendigkeit als durch feſten Willen aufrecht erhalten; denn noch während mein Vater lebte, war ich bey dem Verſuch, auf einen Tiſch zu klettern, rücklings über gefallen, und die Ecke des nachſtürzenden Tiſches verletzte mir die Bruſt. Die Folgen dieſes Unfalls überwand ich nie ganz, und litt beſonders bey jeder ungewöhnlichen Anſtrengung. Der Pflug war alſo kein Ausweg für mich, und, wie geſagt, ich weigerte mich hartnäckig, ihm zu folgen.

Da ich jetzt ſchreiben und rechnen konnte, dachte C. zunächſt daran, mich als Gehülfen in einer Factorey nach Neufundland zu ſenden, und ſprach deshalb mit einem Herrn Holdesworth in Darmouth, der ſich endlich entſchloß, mich auszurüſten. Ich verließ Aſhburton ohne große Betrübniß, in der Erwartung, es nie wieder zu ſehen, und ritt mit meinem Pathen nach Darmouth, wo ich dann Herrn Holdesworth allein aufſuchen mußte. Doch dieſer, ein ſehr großer und ſtarker Mann, warf, ſobald ich erſchien, einen verächtlich mitleidigen Blick auf mich, und ſchickte mich mit der Erklärung, daß ich zu klein ſey, niedergeſchlagen genug nach Hauſe. Ich erwartete einen ſehr ſchlimmen Empfang von meinem Pathen, allein er ſagte kein Wort. Indeſſen fand er nicht für gut, mich ſelbſt mit zurückzunehmen, ſondern ſandte mich mit einem Boot voraus, welches des Weges fuhr. Dies Boot ward durch einen Mitternachtsſturm gegen die Felſen geſchleudert, und ich rettete faſt nur durch ein Wunder mein Leben.

Jetzt hatte mein Pathe demüthigere Abſichten mit mir, und mein Muth zum Widerſtande war beynahe gebrochen. Gegen ſeinen Vorſchlag, auf einem der Fiſcherböte von Torbey zu dienen, wagte ich indeß noch eine Vorſtellung, und die Sache ward dadurch beygelegt, daß ich mich entſchloß, an Bord eines Küſtenfahrers zu gehen. Dieſer ward ſchnell in Brixham für mich aufgefunden, und auf ihn ward ich nun in meinem kaum begonnenen vierzehnten Jahre verwieſen.

Mein jetziger Gebieter hieß Full, und war zwar roh und völlig unwiſſend, doch behandelte er mich ohne Härte;

und ſeine Gattin, die vielleicht durch meine Schwäche und mein zartes Alter zur Theilnahme für mich angereizt ward, bewies ſich unwandelbar ſanft und gütig gegen mich. Ich that dafür auch was ich konnte, ihr gefällig zu ſeyn, und mein guter Wille ward nie überſehen.

Unſer Schiff war weder groß, noch das Schiffsvolk zahlreich. Dies letzte beſtand bey den gewöhnlichen Fahrten nach Plymouth, Dortmouth u. ſ. w. nur aus meinem Herrn, einem erwachſenen Gehülfen und mir. Ging die Reiſe weiter, etwa nach Portsmouth, ſo ward noch ein zweyter Gehülfe auf kurze Zeit gemiethet.

Auf dieſem Schiffe (die zwey Brüder) verlebte ich beynahe ein Jahr, und faßte hier ein Intereſſe für das Seeleben, welches durch einen Zeitraum von dreyßig Jahren nur um Weniges vermindert worden iſt.

Man begreift leicht, daß mein Leben hart und mühſelig ſeyn mußte. Ich war nicht nur Schiffsjunge auf dem Maſtbaum und am Ruder, ſondern auch in der Cajüte, wo jeder Dienſt, ſelbſt der niedrigſte, mir zum Antheil ward: doch kann ich mit Wahrheit ſagen, daß, wenn hie und da Mißmuth und Unzufriedenheit ſich in mir regte, der Grund weniger in dieſen Anſtrengungen lag, als in der Unmöglichkeit, auf irgend eine Weiſe zum Leſen zu gelangen. Wie man leicht glauben wird, beſaß mein Schiffsherr keine Bücher: auch erinnere ich mich überhaupt nicht, während der ganzen Zeit meines Aufenthalts bey ihm irgend ein anderes Buch, als den „hülfreichen Küſtenfahrer“, geſehen zu haben.

Da indeſſen mein Loos geworfen ſchien, war ich jetzt um jede Erweiterung meiner Kenntniſſe bemüht, von wel-

chen ich mir Nutzen verſprechen konnte: ſo beſuchte ich denn auch in freyen Stunden häufig andre Schiffe, welche in die Bucht einliefen. Einſt war ich noch um Mitternacht bey hellem Mondlicht auf den Einfall gekommen, eines von dieſen zu erklettern, glitt aber zum Unglück aus, und ſtürzte in's Meer. Das Geräuſch des Sturzes machte den wachthabenden Matroſen aufmerkſam, und er kam gerade noch früh genug herbey, um mich unterſinken zu ſehen. Sogleich warf er mehrere Stricke aus; eins davon ſchlang ſich wahrſcheinlich um mich (denn ich fühlte nichts davon), und ſo ward ich auf der Oberfläche des Waſſers erhalten. Man wandte zu meiner Wiederbelebung die gewöhnlichen Mittel an, und beym Erwachen am folgenden Morgen hatte ich von allem Vorgefallenen keine weitere Erinnerung, als die des Grauſens, welches mich in dem Augenblick befiel, da ich mich unfähig fühlte, um Hülfe zu rufen.

So war ich nun ſchon zweymal aus augenſcheinlicher Lebensgefahr errettet, und noch manche Fälle ähnlicher Art kamen hinzu; doch ſchweige ich von dieſen, denn es ereignete ſich jetzt ein Umſtand, der um vieles merkwürdiger iſt, als jene Lebenserhaltungen, da er für mein ganzes künftiges Schickſal entſcheidend ward.

Am erſten Weihnachtstag ward ich durch einen Brief meines Pathen mit der Nachricht überraſcht, daß ich ſogleich nach Aſhburton kommen möge. Ein Reiter, der mich mitnehmen ſollte, überbrachte dieſe Kunde. Mein Schiffsherr glaubte, wie ich ſelbſt, ich ſolle nur die Feſttage dort zubringen, und ließ mich ohne Widerrede abreiſen; allein wir hatten uns Beyde geirrt.

Seit meinem Aufenthalt in Brixham ſtand ich in gar

keiner Verbindung mit meinem Geburtsort Aſhburton. Ich hatte keinen einzigen Verwandten mehr dort, als meinen armen kleinen Bruder, der noch zu jung war, als daß ich in irgend einem Verkehr mit ihm hätte bleiben können; und das Verfahren meines Pathen gegen mich gab ihm kein Recht auf Dankbarkeit oder ein liebevolles Andenken. Ich lebte alſo in düſtrer Entfernung von Allen, die ich in früherer Zeit gekannt hatte, und dachte mit Kälte daran, daß ich von Jedermann meinem Schickſal überlaſſen ſey. Allein ſo verlaſſen ich ſchien, blieb ich dennoch nicht ganz unbemerkt. Die Fiſchweiber von Brixham, die wöchentlich zweymal mit ihrer Waare nach Aſhburton fuhren, und mich vormals dort gekannt hatten, ſahen mich nicht ohne Theilnahme in einem zerriſſenen Jäckchen am Strande umherlaufen. Sie ſprachen häufig mit den Einwohnern vou Aſhburton über mich, und bedauerten gutherzig den harten Wechſel meiner Lage. Dieſe wiederholten Aeußerungen regten endlich auch das Mitleid ihrer Zuhörer an; und immer ſteigender Unwille über den, der mich in einen ſo elenden Zuſtand hatte gerathen laſſen, war die Folge davon. In einer größeren Stadt würde dies ohne weiteren Einfluß geblieben ſeyn; doch an einem Orte, wie Aſhburton, wo jedes Gerede ſchnell aller Einwohner Gemeingut wird, entſtand ein allgemeines Murren, welches mein Pathe entweder nicht ertragen wollte, oder konnte. Er forderte mich alſo zurück (was ſich ohne Schwierigkeit thun ließ, da ich noch nicht contractmäßig gebunden war). — Dieß alles erfuhr ich bey meiner Ankunft zu Aſhburton; und mein während der letzten Zeit unbeſchreiblich gepreßtes Herz öffnete ſich nun wieder heiteren Erwartungen und milderen Gefühlen.

Nach den Feſttagen kehrte ich zu meinem Lieblingsſtudium, der höheren Rechenkunſt, zurück, und machte jetzt ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ich nach einem Vierteljahre in dieſem Fach der Erſte in der Schule war, und in jedem beſondern Fall den Lehrer unterſtützen konnte. Er pflegte mir dann eine Kleinigkeit zur Belohnung zu geben; darüber kam ich auf den Gedanken, daß ich mich faſt ganz ohne fremde Beyhülfe würde erhalten können, wenn er mich zum Gehülfen annähme, und ich nebenher Abends einige Privatſtunden bekäme. Der Himmel weiß, meine Forderungen im Punkt des Nöthigen zum Lebensunterhalt waren damals ſehr mäßig! — Bey dieſen Planen hatte ich überdies noch etwas Entfernteres im Sinn. Ein andrer Schullehrer des Orts, deſſen früheren Unterricht ich genoſſen hatte, ward ſchwach und kränklich, ſo daß man ſeinen Tod in wenigen Jahren erwarten mußte. Nun ſchmeichelte ich mir mit der Hoffnung, ich könne, trotz meiner Jugend, vielleicht ſein Nachfolger werden. — Noch war ich nicht fünfzehn Jahre alt, als ich dieſe Luftſchlöſſer bauete; vermuthlich deshalb wurden ſie doppelt unhaltbar, und gar bald zog ſich ein Sturm zuſammen, der alle meine ſchönen Gebäude zerſtörte.

Ich erwähnte meiner jugendlichen Entwürfe gegen meinen Pathen; allein er hörte mich mit augenſcheinlicher Verachtung an, und gab mir die tröſtliche Antwort, ich habe jetzt genug, ja, mehr als genug, in der Schule gelernt; es ſey alſo in dieſem Punkt alles geſchehen, was man pflichtmäßig von ihm fordern könne (wie ſich auch nicht läugnen ließ). Deshalb habe er nun auch mit einem ſeiner Verwandten, einem Schuſter, der in ziemlichem

Anſehn ſtand, meinetwegen geſprochen, und dieſer ſey bereit, mich, wiewohl ohne Lohn, in die Lehre zu nehmen. Dieſe Nachricht erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich durchaus keine Einwendung hervorbringen konnte, ſondern mich in dumpfem Schweigen zu meinem neuen Herrn führen ließ, bey dem ich bald nachher bis zu meinem zwey und zwanzigſten Jahre als Lehrling verdungen ward.

Die Hausgenoſſenſchaft beſtand aus vier Geſellen, zwey Söhnen meines Herrn, die etwa von meinem Alter waren, und einem etwas älteren Lehrling. Dieſe hatten nichts Merkwürdiges; aber in meinem Lehrherrn ſelbſt fand ich den wunderlichſten Kauz, den es geben konnte. Er war ein Presbyterianer, und las nichts, als einige kleine Abhandlungen über theologiſche Streitigkeiten. Zufällig fochten die, welche ihm in die Hände fielen, alle für eine Parthey; er zweifelte keinen Augenblick an ihrer Unfehlbarkeit, und da er lärmend und ſtreitſüchtig war, brachte er bald alle ſeine Gegner zum Schweigen, wodurch er unerträglich anmaßend und hochmüthig ward. Außer ſeiner halben Kenntniß der Sache kam ihm indeſſen noch ein andrer Umſtand zu Hülfe. Er beſaß nämlich ein Wörterbuch, welches die Erklärung vieler fremden, im gewöhnlichen Leben ſelten vorkommenden Ausdrücke enthält. Was er aus dieſem Buche erfuhr, wandte er auf höchſt ſeltſame Weiſe an. Er lernte nämlich die fremden und ſchweren Wörter auswendig, und brauchte ſie in ſeinen Streitigkeiten unaufhörlich ſtatt der bekannten, ſo daß ihn ſeine Gegner faſt nie verſtanden, und er, durch dieſe ſcheinbare Gelehrſamkeit unterſtützt, wenig oder gar keine Einwendungen mehr zu fürchten hatte.

Bey dieſem Manne konnte ich nicht hoffen, den Umfang meiner Kenntniſſe zu erweitern, ſo unbedeutend dieſer auch war. Die Bibel war das einzige werthvolle Buch, welches ich kannte. Sie zu leſen, war ehedem der einzige Troſt meiner armen Mutter; auch ich mußte ihr oft daraus vorleſen; und die Eindrücke, welche ich auf dieſe Weiſe empfing, waren tief und bleibend. Außerdem kannte ich noch eine Nachahmung des Thomas a Kempis, einige Flugblätter, die der Zufall in die Hände meiner Mutter geführt hatte, und eine Art Schäfergedicht, Namens Pariscus und Parismenes. Damit war aber auch der ganze Kreis meiner geiſtigen Bildung geſchloſſen.

Da mir mein Handwerk von ganzem Herzen verhaßt war, machte ich höchſt elende Fortſchritte; ſo daß ich bey meinen Hausgenoſſen in ſehr geringem Anſehn ſtand, und allmählig immer tiefer in ihrer Meinung herabſank. Dies bekümmerte mich indeſſen wenig; mein Stolz war gebrochen. Doch gab ich noch nicht ganz die Hoffnung auf, der Nachfolger des erwähnten Schullehrers zu werden, und ſetzte deshalb mein Lieblingsſtudium heimlich in jedem freyen Augenblick fort.

Dergleichen Augenblicke waren indeß für mich ſelten; und als bemerkt ward, wie ich ſie anwandte, wurden ſie noch ſeltner. Ich konnte Anfangs die Urſache nicht errathen; endlich aber entdeckte ich, daß mein Lehrherr ſeinen jüngſten Sohn für eben die Stelle beſtimmte, auf welche mein ſehnſuchtsvoller Blick gerichtet war.

Ich beſaß damals nur ein einziges Buch, nämlich eine Abhandlung über die Algebra, welche die Tochter eines Gaſtwirths im Zimmer abgereiſ'ter Fremden gefunden,

und mir geſchenkt hatte. Dies Buch wäre für mich ein reicher Schatz geweſen; aber ach! ich vermochte nicht, ihn zu heben: denn es ſetzte einige Vorkenntniſſe voraus, die mir völlig fremd waren. Der Sohn meines Lehrherrn hatte ein leichteres Werk für Anfänger gekauft; dies war gerade was ich brauchte, allein er verbarg es ſorgfältig vor mir; und es war nur eine Gunſt des Zufalls, daß ich es entdeckte. Jetzt durchwachte ich mehrere Nächte; und noch ehe mein Nebenbuhler auch nur eine Ahnung davon hatte, daß ſein Kleinod aufgefunden ſey, hatte ich es vollkommen inne. Nun konnte ich mein eigenes Buch benutzen, und dies führte mich ziemlich weit. Indeß fanden ſich auch hier Schwierigkeiten. Ich hatte auf der weiten Welt keinen Heller, und auch keinen Freund, einen zu borgen: Feder, Dinte und Papier waren alſo in der Regel für mich ſo unerreichbar, als es Krone und Scepter geweſen ſeyn würden. Ein Hülfsmittel entdeckte ich zwar; allein die größte Vorſicht und Heimlichkeit war bey deſſen Anwendung nöthig. Ich ſchlug nämlich kleine Lederſtücke ſo dünn, als möglich, auseinander, und grub auf dieſe meine ſchwereren Aufgaben mit einem Pfriemen ein. Für leichtere war mein Gedächtniß treu genug; und ſehr große Rechenexempel habe ich oft, ohne alle Beyhülfe geſchriebener Zahlen, gelöſ't.

Bisher hatte ich noch nicht im Traum an Poeſie gedacht; ich kannte ſie kaum dem Namen nach, und es war mir nie eingefallen, nach Reim und Sylbenmaßen, viel weniger nach Verſen ächter Art zu fragen. Ich erinnere mich noch ſehr wohl des Anlaſſes zu meinem erſten Verſuch; doch iſt er ſo geringfügig, daß ich faſt Bedenken

tragen könnte, ihn meinen Leſern mitzutheilen. Es ſollte nämlich über der Thür eines Wirthshauſes ein neues Schild angebracht werden, und es fand ſich auch ein bereitwilliger Maler, das verlangte Werk zu liefern. Ein Löwe ward beſtellt; aber ach! der unglückliche Künſtler ſchuf ſtatt ſeiner einen Hund. Ueber dieſe Ungeſchicklichkeit kam eine ſpottende Reimerey in Umlauf, die wir Verſe nannten. Einer meiner Bekannten hatte ſie abgeſchrieben, und mir mitgetheilt. Sie gefiel mir; doch bildete ich mir ein, etwas Witzigeres liefern zu können. Der Verſuch war bald gemacht, und meiner Mitgeſellen einſtimmiger Beyfall geſtand mir den Sieg zu. Dieſer Aufmunterung ungeachtet dachte ich nicht weiter an Verſe, bis ein zweyter eben ſo unbedeutender Anlaß mir einen neuen Gegenſtand lieferte. So fuhr ich bey jeder Gelegenheit fort, bis etwa zwölf ſolcher Werke beyſammen waren. Es konnte wohl kaum etwas Elenderes geben; indeſſen, ſo wie ſie nun einmal waren, gefielen ſie in meinem Kreiſe, und ich mußte ſie zuweilen ſogar außer demſelben wiederholen. Zu Papier brachte ich niemals eine Zeile; erſtlich, weil ich kein Papier hatte; und dann auch, weil ich fürchtete, mir möge das nebenher ergriffene poetiſche Handwerk gelegt werden. Denn ſchon einmal war ich von meinem Lehrherrn hart mitgenommen und bedroht worden, weil ich unvorſichtiger Weiſe den Namen eines ſeiner Kunden mit in meine Reime gebracht hatte.

Vielleicht kam es meinen ſogenannten Gedichten ſehr zu ſtatten, daß ſie nie geleſen, nur gehört wurden; doch hatte ich freylich überhaupt in meinen Umgebungen kein ſtrenges Urtheil zu fürchten: im Gegentheil, mich erfreute

allgemeines Lob, und zuweilen ſogar ein gediegnerer Gewinn. Es ward einigemal in der Wirthsſtube, wohin die Handwerksgeſellen zu kommen pflegten, für mich geſammelt; und an einem beſonders glücklichen Abend erntete ich nicht weniger als ſechs Pence. Das waren reiche Schätze für mich, denn noch nie hatte ich einen Heller in Vermögen gehabt. Allmählig verſchaffte ich mir Papier, und, was noch wichtiger war, ſogar ein Paar kleine Werke über Geometrie und Algebra, die ich ſorgfältig verſteckt hielt. Auch damals noch war es mir nicht ſehr anziehend zu reimen; meine Poeſie war Dienerin andrer Zwecke für mich: ich nahm meine Zuflucht zu ihr, wenn ich Geld zum Weiterkommen in meinen mathematiſchen Uebungen brauchte. Mit aller Dankbarkeit, die lange Entbehrung gibt, erkannte ich indeſſen mein Glück, bey ihr die Unterſtützung ſuchen zu können, die ich ſonſt nirgends zu finden gewußt hätte.

Aber ach! bald zogen ſich neue Wolken über meinem Haupte zuſammen. Der Unwille, ja die Erbitterung meines Lehrherrn gegen mich ſtieg bis zu einer furchtbaren Höhe, ſowohl wegen meiner Nachläſſigkeit in ſeinen Geſchäften, als auch durch die neue Kunde, welche ihm von meinen hochmüthigen Verſuchen, Verſe zu machen, mitgetheilt worden war. Meine Papiere wurden mir abgefordert; und als ich mich weigerte ſie auszuliefern, ward meine ganze Habe durchſucht. Man fand meine ſo mühſam erlangten Bücher, und nahm ſie mit fort, während mir mit ſtrenger Drohung unterſagt ward, ferner Gedichte zu machen, und wie bisher, im Kreiſe meiner Bekannten zu wiederholen.

Das war ein harter Schlag, und ich fühlte ihn ſehr ſchmerzlich; aber ein noch härterer folgte, der alle meine langgenährten Hoffnungen vernichtete, und mich einer dumpfen Troſtloſigkeit preisgab. Der alte Schullehrer ſtarb, deſſen Nachfolger ich zu werden gehofft hatte, und ein junger Menſch von meinem Alter, und wahrlich von noch dürftigern Kenntniſſen, als ich, trat an ſeine Stelle.

Auf den jetzt folgenden Theil meines Lebens kann ich nur mit Unzufriedenheit zurückblicken; es war eine Zeit des düſtern Mißmuths, der bittern Verſchloſſenheit und muthloſen Erſchlaffung. Allmählig verſank ich in eine Art körperlicher Dumpfheit; und wenn der Geiſt der Jugend mich wieder zu regerem Leben trieb, ſo äußerte ſich dies in wilder Ausgelaſſenheit oder unartigen Neckereyen, welche die wenigen Bekannten von mir entfernten, deren Mitleid mich bisher noch nicht verlaſſen hatte. Jetzt ſchlich ich in ſtummem Trübſinn umher; von Niemanden beklagt, von keinem Freunde getröſtet; erbittert über die Gegenwart, gleichgültig gegen die Zukunft; von denen, die mich umgaben, gefürchtet und verachtet zugleich.

Aus dieſem Zuſtande der Erniedrigung ward ich durch eine junge Frau, eben des Standes, in welchem ich damals lebte, errettet. Sie war meine Nachbarin; und wenn ich an manchen vom täglichen Joche freyeren Tagen, mit dem einzigen mir noch übrigen Buch in der Taſche, zum Hauſe hinaus eilte, traf ich ſie häufig an der Thür ihrer Wohnung, wo ſie mir dann durch ein Lächeln, oder durch ein freundlich fragendes Wort, ihre Theilnahme zu beweiſen ſuchte. Mein Herz war lange milden Gefühlen verſchloſſen geweſen, aber ſie waren nicht

in ihm erſtorben. Die erſte Aeußerung des Wohlwollens erweckte ſie wieder; und meine Dankbarkeit für dieſe war die einzige wohlthuende Empfindung, die ich ſeit vielen trüben Monden gekannt hatte.

Zugleich mit der Dankbarkeit trat Hoffnung, und manches andere belebende Gefühl, an die Stelle jenes dumpfen Trübſinns, der mich ſo ausſchließend beherrſcht hatte. Ich wandte mich zu meinen ehemaligen Gefährten zurück, und ſuchte durch alles Gewinnende, das mir nur zu Gebot ſtand, mein früheres, zurückſtoßendes Weſen aus ihrem Gedächtniß zu verlöſchen. Dies gelang mir, und ſie faßten ſogar allmählig mehr Wohlwollen für mich, als je vorher.

Nur mein Lehrherr murrte noch immer: denn mit der Arbeit in der Werkſtatt ging es um nichts beſſer, als ſonſt. Doch tröſtete ich mich mit dem Gedanken, das Ende meiner Lehrzeit ſey nahe. Dann wollte ich mit frohem Herzen auf immer dem Handwerk entſagen, eine kleine Schulanſtalt errichten, und durch dieſe meinen Unterhalt zu erwerben ſuchen.

So erreichte ich, im demüthigſten Zuſtande tiefer, ja ungewöhnlicher Armuth, und dennoch lebhaft beſchäftigt mit Träumen des Weiterſtrebens, die vielleicht nie zur Wirklichkeit geworden wären, mein zwanzigſtes Jahr. Um dieſe Zeit lernte ich Herrn William Cookesley kennen, einen Mann, deſſen Namen ich nie ohne die tiefſte Ehrfurcht nennen werde. Jenes erſte, unbedeutende Gedicht, deſſen ich früher erwähnte, war, wie ich glaube, durch den guten Willen eines meiner Bekannten, bis zu ihm gelangt, und bewog ihn, mit einiger Neugier nach dem Verfaſſer zu forſchen. Es ward mir eine Veranlaſſung ge-

geben, vor ihm zu erſcheinen, und ich war ſo glücklich, ſeine Theilnahme anzuregen. Mancher ſchwermüthige Zug trat in meiner kleinen Lebensgeſchichte hervor, die ich ihm offen darlegte. Sein erſtes Geſchäft war, mich zu tröſten; das zweyte — und dies verlor er bis zum letzten Athemzuge nie aus den Augen — mir Erleichterung und Unterſtützung zu verſchaffen.

Er war Wundarzt; und bey ausgezeichnetem Ruf und ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Fach, dennoch nicht reich. Eine zahlreiche Familie, und der karge Lohn, den er in einer kleinen Landſtadt für ſeine Bemühungen erntete, ließ ihm nur geringe Mittel zu allgemeiner Wohlthätigkeit übrig. Dies Wenige aber ward mit dem heiterſten Wohlwollen gegeben; auch war er immer bereit, durch Eifer und Thätigkeit den Mangel an größern Glücksgütern zu erſetzen.

Bey näherem Forſchen nach dem Grade meiner literariſchen Ausbildung fand ſich's, daß dieſe für gar keine zu rechnen ſey. Doch ward mein Beſchützer mit eben ſo vieler Verwunderung als Freude gewahr, daß ich, bey der gröbſten Unwiſſenheit in andern Fächern, doch in der Mathematik bedeutende Fortſchritte gemacht hatte. Ich mußte ihm die näheren Umſtände darüber mittheilen; und als er hörte, mit welchen Hemmungen und Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt hatte, nahm er noch lebhaftern Antheil an mir; denn jetzt ſah er eine Möglichkeit, mir zu helfen.

Seine erſten Plane für mich waren den von mir ſelbſt entworfenen ziemlich ähnlich. Manche Hinderniſſe ſtanden indeſſen ſeinem guten Willen noch im Wege: ich hatte noch achtzehn Monate als Lehrling zu dienen; meine Hand-

ſchrift war ſchlecht, und mein Styl höchſt fehlerhaft; allein nichts konnte den Eifer des trefflichen Mannes dämpfen. Er ſammelte einige meiner Reimereyen, verbreitete ſie unter ſeinen Bekannten, und als unter dieſen auf ſolche Weiſe einige Theilnahme für mich angeregt worden war, brachte er eine Subſcription zu meiner Unterſtützung in Umlauf. Ich bewahre noch immer das Original der Liſte. Die Ueberſchrift lautete höchſt beſcheiden: „Subſcription, um William Gifford's Lehrjahre abzukürzen, und ihm einigen Unterricht im Schreiben und in der Grammatik geben zu laſſen;“ und doch ſprach ſie damals meine kühnſten Hoffnungen aus. — Wenige der Unterzeichnenden gaben über fünf Schillinge, Keiner mehr als zehn; doch war der Ertrag des Ganzen hinreichend, mich aus meiner Sclaverey zu erlöſen, und einige Monate hindurch den nöthigſten Unterricht für mich zu bezahlen. Wie angelegentlich ich dieſe Zeit benutzte, denkt man ſich leicht.

Nachdem ſie verfloſſen war, fanden meine Gönner durch meine Fortſchritte ihre Erwartungen übertroffen. Zudem äußerten ſich meine Lehrer ſehr günſtig über mich; und meine neueſten poetiſchen Verſuche waren vielleicht etwas weniger roh, und gewiß freyer von Sprachfehlern, als die älteren. So hatte denn mein Wohlthäter, der mir der väterlichſte Freund geworden war, wenig Mühe, die früheren Subſcribenten zu einer Erneuerung ihrer Gaben zu bewegen, durch welche noch auf ein Jahr das Schulgeld für mich zuſammengebracht ward. Dieſe Freygebigkeit war an mir nicht verloren; es lag mir redlich am Herzen, ſie nach aller Kraft zu verdienen; und ich verdoppelte meinen Fleiß bis zu einem Grade, auf den ich, in

meinem jetzt vergleichungsweiſe müſſigen Leben, faſt beſchämt zurückblicke. Zwey Jahre und drey Wochen nach dem Tage meiner Befreyung erklärten mich meine Lehrer reif für die Univerſität. Der Plan, eine Schreibſchule anzulegen, war längſt aufgegeben; und mein unermüdeter Freund blickte jetzt nach einem Manne umher, durch deſſen Einfluß ich eine kleine Bedienung in Oxford erhalten könnte, die mir zu den nöthigen Studien noch Zeit übrig ließe. Das Glück war ſeinen Bemühungen günſtig; ich erhielt eine Unterbibliothekarſtelle, die, verbunden mit einiger Unterſtützung, die mein Freund noch für mich zuſammenzubringen verſprach, mir wenigſtens auf eine Zeitlang den nöthigen Unterhalt ſicherte. So nahm ich denn von meinen Freunden, und mit einer Wehmuth, die man Vorgefühl hätte nennen können, auch von meinem Wohlthäter Abſchied, um ohne Zögern meinen neuen Beruf anzutreten. Kurz vor meiner Abreiſe war es mir noch gelungen, meinen Bruder, den ich beredet hatte zur See zu gehen, an Bord des Egmont, wiewohl ohne Lohn, unterzubringen *).

*) Da ich hier dieſes Bruders zum Letztenmale gedenke, kann ich nicht umhin, noch einige Worte über ihn zu ſagen. Er war buchſtäblich ein in Thränen getauftes Kind des Elends, und ſein kurzes Leben ſtrafte die trüben Vorbedeutungen ſeiner Geburt nicht mit Lügen. In ſeinem ſiebenten Jahre ward er bey einem Bauern in Dienſt gegeben, der ihn mit unglaublicher Härte behandelte; und leider! ſtand es nicht in meiner Macht, ſein Schickſal zu lindern. In ſeinem neunten Jahre brach er das Bein, und ich nahm dieſen Anlaß, ihn Leſen und Schreiben zu lehren. — Jetzt, da meine Lage verbeſſert ward, nahte die Zeit heran, wo ich ihm hätte nützlich ſeyn können; allein er ſchien beſtimmt, kein beſſeres Loos zu kennen; denn er ward krank, und ſtarb zu Cork.

Unter den poetiſchen Verſuchen, die ich während der letzten Jahre gemacht hatte, waren viele unwillkührlich entſtanden (denn jetzt ward es meine größte Freude zu dichten); andre aber auch als Uebung. Sobald mir nämlich einige Fertigkeit im Lateiniſchen und Griechiſchen eigen geworden war, ließen meine Lehrer mich in allen freyen Stunden aus den Claſſikern überſetzen; und wirklich weiß ich keinen einzigen bey'm Schulunterricht vorkommenden Dichter, aus dem ich nicht irgend einen Theil in Engliſche Verſe übertragen hätte. Beſonders zog Juvenal meine, oder vielmehr meiner Lehrer, Aufmerkſamkeit auf ſich; und während einiger Feſttage überſetzte ich die ganze zehnte Satyre. Meine Lehrer waren mit dieſer Arbeit zufrieden; ich ſelbſt war es auch, wie ich nicht läugnen will; und da mir einmal mein Autor lieb geworden war, ließ ich mich leicht bereden, fortzufahren. So überſetzte ich nach einander die dritte, vierte und zwölfte, ja endlich auch noch die achte Satyre. Mein einziger Zweck dabey war ein augenblicklicher Beyfall meiner Beſchützer; und da ich keine Abſchrift zurückbehielt, ließ meine raſtloſe Thätigkeit mich dieſe Verſuche faſt ſo wie ſie zu Stande gebracht waren, vergeſſen. Jetzt, bey meiner Abreiſe nach Oxford, rieth mir jedoch mein Freund, der meinen Vortheil nie aus den Augen verlor, eine Abſchrift der zehnten Satyre zu nehmen, und dieſe dem Rector der Univerſität zu überreichen, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte. Auch hier ward meine Arbeit gut aufgenommen. So aufgemuntert, begann ich die erſte und zweyte Satyre (ich nenne ſie in der Ordnung, wie ſie überſetzt wurden); als mein Freund, der auf meine Fortſchritte ſorgſam Acht ge-

habt hatte, zuerſt den Gedanken äußerte, daß ich das Ganze ausarbeiten, es auf Subſcription herausgeben, und ſo meine Hülfsquellen vermehren könne. Ich ſtimmte ſeinem Vorſchlage freudig bey, und überſetzte noch die eilfte, dreyzehnte und fünfzehnte Satyre. Das Uebrige iſt das Werk einer viel ſpätern Zeit.

Als ich bis dahin gekommen war, hielten wir es für paſſend, meine Abſicht bekannt zu machen. Alle meine Freunde billigten ſie; und ſehr bald ward durch Herrn Cookesley in Aſhburton, und durch mich ſelbſt in Oxford, die Subſcription eröffnet.

Ein ſo kühnes, ſo voreilig begonnenes Unternehmen hätte leicht jedem Unbefangenen eine größere Meinung von meinem Stolz, als meinen Fähigkeiten, geben können. Doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß weder Hochmuth noch übertriebenes Selbſtvertrauen mich zu dieſem Verſuch reizten; er entſtand einzig und allein aus Unwiſſenheit. Ich ſchrieb Engliſche Verſe mit vieler Leichtigkeit, und glaubte in meiner Einfalt, damit ſey alles Weſentliche zu einer Ueberſetzung des Juvenal mir gegeben. Doch war ich zahlreicher Nachläſſigkeiten mir wohl bewußt, und fühlte, es bedürfe eines Freundes, der ſie aufſuche, und einer geübtern Feder, die ſie verbeſſere. Dazu, wie zu jedem andern Beyſtand, richtete ſich mein Blick auf Herrn Cookesley; und mit allem Eifer und aller Güte, die ihm eigen war, übernahm der brave Mann die mühſame Arbeit, die ganze Ueberſetzung durchzuſehen. Er war kein großer Lateiner; vielleicht war ich ein etwas beſſerer; allein er hatte Geſchmack und Urtheil, und Beydes fehlte mir. Von wie großem Nutzen indeß ſein wohlwollendes

Unternehmen für mich hätte ſeyn können, ward ich leider gehindert zu erfahren; denn es gefiel dem Allmächtigen, ihn durch einen plötzlichen Tod abzurufen, ehe er noch die erſte Satyre beendigt hatte. Er ſtarb mit einem noch ungeöffneten Briefe von mir in der Hand.

Noch jetzt, nach beynahe zwanzig verfloſſenen Jahren, denke ich mit tiefer Wehmuth an dieſen Verluſt zurück. Damals beugte und erſchütterte er mich über alle Beſchreibung; und als ſich, nach dem erſten Sturm des Gefühls, mein Blick auch auf die Folgen wandte, die er für meine weitere Ausbildung haben mußte, fand ich nur Anlaß zu neuem Kummer. Nicht allein der treueſte, väterlichſte Freund war mir geraubt, ſondern zugleich ein eifriger, raſtlos thätiger Beſchützer, auf deſſen Beyſtand ich in jeder Stunde zählen konnte. Die Geldſummen, deren es noch für mich bedurfte, hatte er mit unermüdeter Beharrlichkeit geſammelt; und es war zu fürchten, daß die nicht mehr mit Wärme erbetene Unterſtützung allmählig verſiegen werde.

Bey Einigen war dies wirklich der Fall; doch wichen nicht Alle von mir, und durch die unerwartete Theilnahme eines Geiſtlichen, Namens Servington Savary, der, als ein zweyter Beſchützer, mit Güte und Aufmerkſamkeit für mein Intereſſe ſorgte, wurde meine Hoffnung einigermaßen wieder belebt.

Nach einigen, ſchwermüthig hingebrachten Wochen, wollte ich in meiner Ueberſetzung fortfahren, empfand aber bald die völlige Unmöglichkeit. Ich war ſo ſehr daran gewöhnt geweſen, Herrn Cookesley's Namen mit jedem Theil dieſer Arbeit zu verbinden, und ſetzte ſie mit ſolchem

Eifer fort, in der Hoffnung ihm Freude zu machen, daß ich mir jetzt, da er mich mitten in meinem Streben verlaſſen hatte, ohne Zweck und ohne Ziel in hoffnungsloſem Kampfe befangen ſchien; und ſein Bild, das mir in jedem Augenblick erneuter Verſuche mit doppelter Lebendigkeit vor die Seele trat, preßte mein Herz ſo tödtlich ſchmerzhaft zuſammen, daß ich zuletzt, mit einem an Verzweiflung gränzenden Gefühl, die Arbeit in den tiefſten Winkel meines Schreibſchranks verſchloß.

Um mich zu zerſtreuen, ſuchte ich andere Beſchäftigungen auf. Ich war bemüht, mit den Claſſikern vertraut zu werden, und mir einige neuere Sprachen eigen zu machen, und nahm auch auf des Rectors Erlaubniß, oder vielmehr Empfehlung, einige Schüler an, wodurch meine Sorge für künftiges Auskommen ſehr erleichtert ward. Es war eine Begünſtigung, daß mir jene Unterweiſungen geſtattet wurden, und ich erkannte ihren Werth für mich mit dankbarem Herzen.

Viele Monden waren auf dieſe Weiſe vergangen, und die Zeit hatte allmählig mein Gefühl beſänftigt; ſo kehrte ich denn noch einmal zu meiner Ueberſetzung zurück, auf die, in der wohlwollenden Abſicht, ein ſo vielfach gehemmtes und niedergedrücktes Streben zu unterſtützen, viele der geachtetſten Männer meines Vaterlandes unterzeichnet hatten. Hier aber wartete meiner eine harte Demüthigung; jetzt zuerſt erkannte ich meine eigne Unerfahrenheit, und der Rath meines mich allzugünſtig beurtheilenden Freundes habe mich in ein Unternehmen verwickelt, dem meine literariſche Ausbildung keineswegs gewachſen ſey. Irrthümer und Mißdeutungen fanden ſich auf jedem Blatte.

Etwas vom Geiſte Juvenal's hatte ich freylich gefaßt, aber ſein feinerer Sinn war mir häufig entgangen; und ich ſah die Nothwendigkeit eines langen und mühſamen Feilens ein, zu welchem die noch übrige Zeit bis zur Erſcheinung des Werks bey weitem zu kurz war. Dies beunruhigte mich ſehr; und ich beſchloß — wenigſtens durch Redlichkeit, wenn auch nicht durch Klugheit geleitet — der Bekanntmachung meiner Arbeit für jetzt völlig zu entſagen. So wandte ich mich denn an meinen Beſchützer, Herrn Sevington Savary, mit der Bitte, die in ſeinen Händen befindlichen Subſcriptionsgelder wieder zurückzuzahlen. Er billigte mein Verlangen nicht, doch verſprach er, ihm nachzugeben, und meldete mir auch in einem ſpäteren Briefe, daß ſchon mit der Rückzahlung angefangen ſey. Auch ich ſelbſt zahlte manches zurück; doch blieben immer noch Einige übrig, deren Aufenthalt nicht zu erforſchen war, oder die anſtändigerweiſe nicht um die Zurücknahme von acht Schillingen erſucht werden konnten. Auch von dieſen hoffte ich Verzeihung, wenn ich ihnen in Zukunft das verbeſſerte und mit Noten bereicherte Werk darbieten würde. In der Muße eines ländlichen Aufenthalts glaubte ich in zwey Jahren die Arbeit vollenden zu können; doch blieb es unergründet, ob dieſe Zeit nicht zu kurz geweſen ſeyn würde: denn jetzt ereignete ſich ein Umſtand, der meinem ganzen Leben eine andre Richtung gab.

Ich war mit einem jungen Manne aus London bekannt geworden, der mir von ſehr achtbarer Hand empfohlen war. Da er Oxford früher, als ich, wieder verließ, blieb ich im Briefwechſel mit ihm. Auf ſein Verlangen wurden die Briefe unter Couvert an ſeinen Oheim, Lord Gros-

venor, eingeſandt. Eines Tages vergaß ich, in einer Zerſtreuung, die mir immer noch als ein Segen des Himmels erſcheint, das untere Couvert, ſo daß der Lord den Brief an ſich gerichtet glauben mußte, und alſo las. Es war Etwas in dieſem Briefe, das ihm einiger Aufmerkſamkeit werth ſchien; und als er ihn meinem Freunde zuſtellte, forſchte er nicht ohne Neugier nach deſſen Correſpondenten in Oxford. Sehr gern ward ihm alle Auskunft gegeben, worauf er mit vieler Theilnahme den Wunſch äußerte, daß ich ihm möge vorgeſtellt werden, wenn ich die Hauptſtadt beſuche.

Ich kam nach London; und gleich bey'm erſten Beſuch fragte er mich, welche für mich ſorgende Freunde, und welche Ausſichten für die Zukunft ich habe. Ich antwortete ihm, ich habe keine ſolche Freunde, und gar keine Ausſichten irgend einer Art. Er fragte nicht weiter; allein bey meinem Abſchiedsbeſuch vor der Rückreiſe nach Oxford ward ich gewahr, daß dieſe einfache Darſtellung meiner Lage tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: denn er entließ mich mit dem überraſchend gütigen Verſprechen, daß er für meine gegenwärtigen Bedürfniſſe, wie für mein künftiges Fortkommen, Sorge tragen werde. Zugleich forderte er mich auf, bey ihm zu wohnen, bis fernere Maßregeln für mich getroffen werden könnten. Dies waren keine leeren Worte, ſie wurden in jeder Rückſicht zur That. Ich kam wirklich, in ſeinem Hauſe die angebotene Freyſtatt aufzuſuchen, ward mit Wärme und Herzlichkeit empfangen, und mit einer zart wohlwollenden Achtung behandelt, welche in zwanzig Jahren, von der erſten Stunde an, bis zum gegenwärtigen Augenblick, nicht dem kleinſten Wechſel unterworfen geweſen iſt.

In der Wohnung meines edeln Beſchützers fuhr ich eine Zeitlang mit meiner Ueberſetzung fort; und obgleich mein geſchärfter Blick immer neue Mängel an dem ſchon Vorhandenen entdeckte, beſiegte dies meine Ausdauer nicht. Nach einiger Zeit aber ward ich aufgefordert, den Sohn des Lords, einen der liebenswürdigſten jungen Edelleute unſrer Zeit, auf ſeinen Reiſen in's Ausland zu begleiten. Dieſe Verſuchung war zu groß: ich widerſtand ihr nicht, und brachte während zweyen auf einander folgenden Reiſen viele Jahre mit meinem jungen Freunde hin; Jahre, deren Erinnerung mir ewig theuer bleiben wird, die mich aber von meinen frühern Planen ablenkten. Auch Juvenal ward vergeſſen; und ſo liegt im tiefſten Leid und in der höchſten Freude meines Lebens die Urſache, weshalb eine Arbeit, die um ſo Vieles zu früh begonnen ward, jetzt um ſo Vieles zu ſpät erſt erſcheint. Auch wünſchte ich zum Theil deshalb, die Umſtände, durch welche jene Verzögerung entſtand, noch einmal beſtimmt und öffentlich anzugeben, weil in ihnen wenigſtens einige Entſchuldigung für mich liegt.

Seit dem Tage, wo ich mit Lord G. die Welt durchſtreifte, würde der weitere Abriß meines Lebens faſt die Skizze eines Reiſejournals ſeyn. So ſey denn hier, wo ohnehin die Jahre der Jugend allmählig dem Mannesalter weichen, dies kleine Gemälde geſchloſſen, in dem mancher mit einer ſchwierigen Lage kämpfende Jüngling Ermunterung, manches vom Sturm des Lebens gebeugte Gemüth Stärkung zu neuem Muth und neuem Selbſtvertrauen wird finden können." — —

Hier endigt Herrn Gifford's anziehende Erzählung;

und nichts werde ihr hinzugefügt, als höchſtens die Bemerkung, von wie weſentlichem Einfluß auf des Erzählers ganzes ſpäteres Leben die mitleidige Theilnahme jenes gutmüthigen weiblichen Weſens war, deſſen er vorübergehend, doch dankbar, gedenkt. Ohne die mildere Stimmung, welche ſie, als ſegenreiches Werkzeug einer höheren Hand, in ſeine Bruſt zurückrief, würde er die Liebe ſeiner Bekannten ſchwerlich wieder gewonnen haben, und alſo Herrn Cookesley nicht durch ſie empfohlen worden ſeyn. Er wäre ohne den einzigen Beſchützer geblieben, der ſich noch je ſeiner angenommen hatte; ohne den redlichen Freund, der jetzt, mit Vatertreue für ihn handelnd, alle ſeine Verhältniſſe auf's Glücklichſte änderte: und eben der Geiſt, der ſich ſpäter im Kreiſe der Edelſten und Würdigſten ſeiner Zeit ſo ſchön erhob, wäre, verarmt an jedem Verhältniß der Liebe, Alle meidend und von Allen gemieden, zum tiefſten Staube, ja vielleicht zur bitterſten Verzweiflung herabgeſunken. — O wahrlich! eben ſo geringfügige Umſtände können das innere Gleichgewicht der Seele wieder herſtellen, als zerſtören. Es ſind leiſe, leiſe Abſtufungen im Gemälde des Lebens, durch die deſſen Licht- oder Schattenſeite hervortritt; es ſind zarte, tiefeingreifende Saiten, durch die ein Gemüth auf das andre zu wirken vermag: es ſind dämmernde, leichthingehauchte Fäden, an die ſo manche Schickſalsentſcheidung ſich knüpft.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortſetzung.)

Apolog.

Ein Körbchen mit Paſtetchen trug
Vergebens lang genug
Auf ſeinem Kopf ein Knabe,
Und flog mit ſeiner Habe
Im Schlittſchuhlauf
Den See hinab, den See hinauf.
Da krachts, da brichts auf kühner Reiſe.
Der arme Bäckerjung' ertrank;
Doch die Paſtetchen glitten auf dem Eiſe;
Der Knabentroß nach Räuberweiſe,
Warf ſich darauf, lacht' ob dem Schwank,
Und rühmte ſehr die leckre Speiſe;
Doch des Entſchwundenen im Kreiſe
Ward nie gedacht. — Geſteht nur frey:
Das iſt des Lebens Konterfey.

Willies Frau.

(S. Minstrelsy of the Scottish border, V. II, p. 400.)

Wohl über das Meer flog Willies Glück.
Er freyt' und brachte ein Weibchen zurück.
Ihn bezaubert' ihr Haar, ſo gelb, wie Gold;
Doch nie war ſeine Mutter ihr hold.

Der armen Gattin erſchwerte ſie
Das leichte Gebären durch Magie;
Sie litt in der Kammer unendliche Pein,
Und Willies ging jammernd aus und ein.

Er ſprach zur Mutter, die offenbar
Die Schlimmſte des Hexentroſſes war.
«Mein Treulieb einen Pokal beſitzt,
So rings von Silber und Golde blitzt.
Dein ſey der Becher von ſchwerer Wucht,
Kann ſie geneſen der Leibesfrucht.

««Des Knäbleins darf ſie geneſen nicht,
Noch gewinnen ein roſiges Angeſicht.
Nein, ſie muß ſterben und Moder ſeyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n!»» —

«Nein, Mutter, ich will und liebe nur ſie,
Und frey' ein anders Mädchen nie.»
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
«O ſchlief ich ſchon lang im engſten Haus!»

Sag' Deiner Mutter, die wohl zur Friſt
Die Schlimmſte des Hexentroſſes iſt,
Daß Dein Treulieb ihr eine Stute beut,
Wie keine des Auslands weit und breit.

Vor iſt das Rößlein mit Silber beſchuht,
Der Hinterhuf iſt von Golde gut;

Auch hängen goldener Glöcklein viel
An ſeiner Mähne zu freyem Spiel.
Ihr biete dies Wunderpferdlein an,
Wenn der Leibesfrucht ich geneſen kann.

„„Des Knäbleins darf ſie geneſen nicht,
Noch gewinnen ein roſiges Angeſicht.
Nein! ſie muß ſterben und Moder ſeyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n.

„Nein, Mutter, ich will und liebe nur ſie,
Und frey' ein anderes Mädchen nie.“
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
„O, ſchlief' ich ſchon lang' im engſten Haus!“ —

Sag' Deiner Mutter, die wohl zur Friſt
Die Schlimmſte des Hexentroſſes iſt:
„Mein Treulieb einen Gürtel beſitzt,
Der mitten von Edelſteinen blitzt.

„Und rings umher ſind fünfzig und zehn
Hellklingende Silberglöcklein zu ſeh'n.
Dir beut ſie den ſeltenen Gürtel an,
Wenn der Leibesfrucht ſie geneſen kann.“

„„Des Knäbleins darf ſie geneſen nicht,
Noch gewinnen ein roſiges Angeſicht.
Nein, ſie muß ſterben und Moder ſeyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n.““

„Nein, Mutter, ich will und liebe nur ſie,
Und frey' ein anderes Mädchen nie!“ —
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
„O, ſchlief ich ſchon lang im engſten Haus!“

Da liſpelt ſein guter Schutzgeiſt ihm zu:
„Dein Treulieb ächzet, wie ſäumeſt Du!
Auf! eile zum vollen Markte fort,
Und kaufe genug des Wachſes dort.

D'raus knete Dir einen Knaben ſein
Und ſetz' ihm zwey gläſerne Augen ein!

„Dann bitte die Mutter zu Tauf' und Schmaus,
Und ſpäh' ihr Schwatzen und Schaffen aus!“ —
Er thät, wie ſein Genius ihm befahl;
Er lud ſie zu Tauf' und Freudenmahl.

„„Wer hat aus der Wöchnerin Haargeflecht
Gelöſ't die neun Zauberknoten? Sprecht!
Wer aus ihren Locken, ſie zu befrey'n,
Herausgezogen den Kamm der Pein?

„„Wer hat entwendet den Geisblatt-Ring,
Der zwiſchen unſern Häuſern hing?
Und wer getödtet das Böcklein ſchlank,
Das unter der Lady Bette ſprang?
Und wer ihr den Linken Schuh gelöſ't,
Damit ſie des Knäbleins leichter geneſ't?“

„Ich, Willies, hab' aus dem Haargeflecht
Gelöſ't die neun Zauberknoten mit Recht;
Ich, ſie von Gebärerin-Weh'n zu befrey'n,
Herausgezogen den Kamm der Pein;
Ich muthig zerriſſen den Geisblatt-Ring,
Der zwiſchen unſern Häuſern hing;
Ich weiſe getödtet das Böcklein ſchlank,
Das unter der Leidenden Bette ſprang,
Und ich ihr den linken Schuh gelöſ't,
Damit ſie des Knäbleins baß geneſ't.“

Flugs drückt er ein ſchmuckes Knäblein an's Herz,
Und Wonne vergütet den Mutterſchmerz.

Velleda.

(Nach einer Romanze des Chevaliers de Je.

In der Nächte Schooß, auf dürrer Haide,
Unter einſam düſt'rer Eiche ſaß
Ihrer Flamme Raub, allein, Velleda,
Schön von Liebe, doch von Kummer blaß.
In erzürnter Wogen fernes Brauſen,
In der Eule trauriges Geſchrey
Miſchte ſich der Hochbetrübten Klage,
Ach, entlockt von Gram und Schwärmerey.
Schmucklos fielen ihrer blonden Haare
Lange Ringel auf des Buſens Schnee;
Duldend, weinend unverdientes Schickſal,
Wiederholte ſie gebeugt ihr Weh:
„Sterben muß ich, Störer meines Friedens,
Holder Krieger! Alle Schuld iſt Dein!
Sterben muß ich, — Sterben iſt nur wenig;
Aber, Dich verlaſſen, Höllenpein.
Wirſt Du mein gewahr, ſo blickſt Du ſeitwärts.
Ach, wodurch verdient' ich Deinen Haß?
Leidend, ſinnig, wirr, beſtürzt, verloren,
Wein' ich Tag und Nacht' ohn' Unterlaß.
Ach, vielleicht Du lachſt noch meiner Qualen,
Deinen Stolz erfreut mein Mißgeſchick. —
Ich erblickte Dich — verlor die Unſchuld,
Betete Dich an — verlor mein Glück.
Jungfrau, Prieſterin, ſchwur ich den Göttern
Meines Vaterlands: Ich liebe nie.
Ich erſah Dich, ward bezaubert, liebte,
Schwur, Dich immer anzubeten. — Wie?
Kann verhaßte Pflicht mich länger feſſeln,

Wenn der Liebesdrang das Herz mir bricht?
Du, mein Glück, Geſetz, Olymp! Eudora!
Sprich! O reizt Dich ſolche Liebe nicht?

Des Troubadours Liebe.

Frey nach dem Franzöſiſchen.

Der Troubadour erhob auf gold'ner Leyer
Der Vaterlands-Heroen Siegesfeyer.
Warum verſtummte flugs des Dichters Mund,
Und gibt kaum hörbar leiſe Seufzer kund?
Was iſt dem armen Troubadour geſchehen? —
Er hat die ſchöne Fedora geſehen.

Er pries der Liebe Zaubereyen lyriſch,
Wie Cyprior beredſam und verführiſch.
Von Blüthen flog beglückt zu Blüthen Er.
Nun ſingt und koſ't und liebelt Er nicht mehr.
Woher des Troubadours verborg'ne Wehen? —
Er hat die ſchöne Fedora geſehen.

Gern böten Troſt der Burgen ſchöne Damen,
Die lächelnd Hoffnung einzuflüſtern kamen,
Dem Troubadour in ſeinem Mißgeſchick.
Ihr milder Blick verſprach ihm hohes Glück.
Doch laßt der Gegenliebe Traum verwehen!
Der Troubadour hat Fedora geſehen.

Die Nonne.

Einſam und zum erſten Mal
Kniete die Novizin Klare
Vor dem Kreuz am Hochaltare
Bey des ew'gen Lichtleins Strahle,
Doch ſie fühlt geheimes Grauen,
Wagt es nicht, emporzuſchauen;
Denn in ihrem Herzen wohnt
Ritter Karl von Mellefont.

„O mein Heiland!“ ſtammelt ſie:
„Sollteſt Du mich drob verdammen,
„Nähren muß ich Liebesflammen;
„Sein vergeſſen kann ich nie.
„Tauſendmal ſchwur ich ihm Treue,
„Und mich ängſtigt keine Reue:
„Ach, er iſt ſo fromm, ſo lieb! —
„Sey mir gnädig und vergib!“

Jetzo wagt Sie's, ohne Gram
Zum Verſöhner aufzublicken
Und um ſeine Schläfe zücken
Sanfte Strahlen wunderſam,
Und er deutet mit der Rechten —
Ach, ihr iſt, die Freunde brächten
Ihren Karl, ſein unbewußt,
Und zwey Pfeil' in treuer Bruſt.

Klara rafft ſich kaum empor,
„Hülfe, Rettung!“ — Alles ſchwindet;
Doch der Armen ward verkündet,
Was ihr treues Herz verlor.
„Iſt Er in der Schlacht gefallen?“ —
Todt! ertönt es durch die Hallen,
Und zu Chriſtus ſpricht ſie laut:
„Ja, nun bin ich Deine Braut.“

Betend bis zum Morgenroth,
Fühlt ſie Troſt und Benedeyung,
Ja, den Geiſt der Prophezeihung,
Seit des Ritters frühem Tod.
Heilig lebt fortan die Nonne;
Doch ihr Genius (O Wonne!
Sie erkennt ihn) ruft ihr bald
Zu der Geiſter Aufenthalt.

Fouquet und die Lerche.

Gefangen in der Citadelle
Sitzt Fouquet, und erblickt
Ein Lerchlein um die Morgenhelle,
Das an ſein Fenſter pickt,
Als wollt' es gern herein,
Um ſein Geſpiel zu ſeyn;
Doch naht er kaum den Eiſenſtangen
Und freut ſich ſchon,
So zeigt das Vöglein kein Verlangen,
Und fliegt davon.
So trieb's das Lerchlein immer wieder.
Er naht zum ſechsten Mal,
Da kracht und ſtürzt die Decke nieder —
Ha! Trümmer ohne Zahl!
Doch er hält ritterlich
An Eiſenſtangen ſich.
«Gott!» ruft er: «Dank ſey Dir geſpendet!
«Ich preiſe Dich.
«Du haſt dieß Lerchlein abgeſendet,
«Zu retten mich!

Die Schlangen.

(Ein Traumgedicht.)

Eine Rieſenſchlange
Hielt mich auf im Waldesgange:
„Komm zu mir!
„Meine junge Brut
„Uebergeb' ich Dir
„Ganz in ſich're Huth.
„Biſt Du läſſig, droht
„Dir ein gäher Tod." —

Und drey bunte Schlangen
Sah ich, ſpielend niederhangen
Aus der Höh',
Und im Graſe lag
Ein zerſtücktes Reh,
Speiſe für den Tag,
Und die Schlange ſprach:
Iß hier und ſey wach!

Hunger abzuwehren,
Mußt' ich rohes Fleiſch verzehren.
Wohlgemuth
Schlang zum Zeitvertreib
Sich die junge Brut
Feſt um meinen Leib.
„Gott! Erlöſe mich!"
Rief ich innerlich.

Mutter wußt' im Ringen
Einen Tiger zu bezwingen.
Mit Begier
Aß ſie Stück um Stück
Vom zermalmten Thier.

Endlich, formlos dick,
Sank in Lethargie
Vollgeſättigt ſie.

Sieh da! Zwanzig Neger,
Beutegierig, wilde Jäger,
Nah'n zu Roß.
Plötzlich, eiſern traf,
Tödtlich den Koloß
Keulenſtoß im Schlaf,
Und die Brut verſchlich
In's Gebüſche ſich.

Dank den großen Göttern!
Dank den lieben Rettern!
Sorge trieb
Meine Kinderlein
Und mein treues Lieb.
«Lebſt Du? Biſt noch mein?» —
«Euer! Jauchzt im Chor
«Seelendank empor!»

Herr und Sclave.

Apolog.

Bey Meſſur ſchwang in des Zornes Gluth
Den Säbel, um einen Sclaven zu tödten,
Der ſchuldlos war. — «Vergieße mein Blut!
«Triff, Unmenſch! Sättige Deine Wuth!»
Rief knieend der Sclav' in letzten Nöthen:
«Dir raubeſt drey ſüße Güter Du,
«Selbſtachtung, Schlaf, und Gewiſſensruh.» —
Geh! Lebe! rief Meſſur dem Knieenden zu,
Und ſpielte den Gnädigen, ſtille betreten:
Mein Ingrimm ſchuf ja mich taub und blind.
Glück endet, wo Frevel beginnt.

Das veſte Schloß.

Kaum ſteht Menaſſens Zauberſchloß,
Ein Babel=ähnlicher Koloß,
In Pracht und Macht — Horch! Jubel ſchwingt
Zum Stolzen, den ſein Hof umringt,
Sich tauſendfach empor: «Heil, Heil!
Nur eines Derwiſch Ruf erklingt:
Doch wiſſe, daß des Todes Pfeil,
Ob auch ein Wunderbau gelingt,
Durch Stahl und Marmorquader dringt.

Jellon Gråm.

Nach Scott.

Oh! Jellon Gräm ſaß im Silberwald
Und ſchärfend ſein Schlachtſchwert lang,
Rief er ſein Edelknäblein herbey
Als Boten zu raſchem Gang.

Auf, wackres Bürſchlein! begann er kalt;
Auf! Zeige Dich blitzgeſchwind:
Denn eilen mußt Du zu Lilienblum,
Eh die Morgenſonne beginnt.

Der Page ſchlingt ſich den Gürtel um,
Durchrennt das Gehölz geſchwind,
Und kommt zu der Lady ſchönem Schloß,
Eh' die Morgenröthe beginnt.

Oh! ſchläfſt Du, wachſt Du, Lilienblum?
Schon flimmert ein Sonnenblick.
Geladen biſt Du zum Silberwald,
Doch kehrſt Du wohl nimmer zurück.

Und Eine Meile, zwey Meilen ſofort,
Sie reitet der Meilen drey,
Und ſchaut erſchrocken ein friſches Grab,
Dem Eichſtamm nahebey.

Doch plötzlich aus dichtem Gebüſch hervor
Stürzt Jellon Gräm, und ruft:
«Steig' ab, ſteig' ab jetzt, Lilienblum!
«Denn allhier ſey Deine Gruft!»

Sie warf ſich vom Milchweiß=Roß herab,
Lag zitternd auf ihren Knie'n:
Oh Gnade, Gnade, mein Jellon Gräm!
In Sünden führ' ich dahin!

Der Knabe, der meine Lenden drückt,
Bald ſchaut er des Tages Licht.
Sähſt Du ihn ſchwimmend in meinem Blut,
Ertrügſt Du das Schreckgeſicht?

Oh! ſpart' ich Dein Leben, rief Jellon Gräm,
Bis geboren iſt Dein Kind,
Erſchlüge Dein alter Vater mich,
Eh' die Mittagsſchwüle beginnt.

O ſpare mein Leben, Jellon Gräm!
Mein Vater Dir niemals droht.
Ich berge mein Kind im grünen Wald,
Ich bettle mit ihm mein Brot.

Doch ohn' Erbarmen für Lilienblum,
So rührend ſie bitten mag,
Durchbohrte Gräm den bezaubernden Leib,
Da ſie zu Füßen ihm lag.

Selbſt ob dem Röcheln der Lilienblum
Stand er wild, erbarmungslos.
Doch fühlt' er für das ſchmucke Kind,
Da Mutterblut es umfloß.

Auf zog er das ſchmucke Söhnlein, und gab
Der Wärterinnen ihm neun,
Drey wenn es ſchlief, wenn es wachte drey,
Und drey zum Gehen allein.

Auf zog er das ſchmucke Knäblein gern,
Nannt's Schweſterſöhnlein bald,
Und dachte: kein Menſchenauge ſah,
Was ich begangen im Wald.

Oh! Nun geſchieht es, daß eines Tags,
Vom Jagen ermüdet, nun
Wohl unter des grünen Eichbaums Laub
Im Silberwalde ſie ruh'n.

Da ſproßten umher auf des Grabes Moos
Der holden Blümlein ſo viel.
Verwundert blickte der ſchmucke Sohn
Auf das bunte Farbenſpiel.

„Sprich, was iſt bleicher als Maßlieb da?
„Was röther, als Roſenroth?
„Und was noch ſchöner als Lilienblum,
„Die hier zum pflücken ſich bot?" —

Und haſtig erwiedert Jellon Gräm:
O Deine Mutter, mein Sohn,
War ſchöner, als Lilienblumen, ach!
Und modert hier lange ſchon.

Und bleicher wurd', als die Maßlieb da,
Bey'm Fleh'n um Gnade ſie dann,
Und röther als Roſen, da ihr Blut
Von meinem Schlachtſchwert rann.

Er ſprachs. Da ſpannte der zürnende Sohn
Den Bogen ſtraff und lang,
Daß mitten des kalten Frevlers Herz
Der ſichere Pfeil durchdrang.

„Hier liege nun, Böſewicht!“ rief er aus;
Fernab ihn verſcharrend im Grün!
„Die Stätte, wo meine Mutter ſchläft,
Iſt zu gut, zu heilig für ihn!“

Wiederſehen.

Ich mußte ſcheiden. Jahre ſchwanden.
Ich kam zurück aus fernen Landen,
Schlich Abends durch die offne Thür,
Und hörte, wie zum Saitenklang
Mein „Lied der Sehnſucht“ Liebchen ſang,
Und Thränen quollen ihr.

„Wann, Ida, ſehen wir uns wieder?“ —
Sie ſang's und ſchlug die Augen nieder;
Ihr Buſen wogte ſichtbarlich.
„Wann? — Heute!“ rief ich d'rauf.
Sie fuhr vom Seſſel auf,
Schwieg, und umarmte mich.

O welch ein ſtill beredtes Schweigen!
Gott und der Engel waren Zeugen
Von Ihrer treuen Zärtlichkeit.
Ich ſchloß die Huldin an die Bruſt!
Und fühlte — nicht mehr Erdenluſt,
Nein! Himmelſeligkeit!

Aeſchylus Tod.

Dem Aeſchylus ward prophezeiht:
„Ein Dachſturz endige ſein Leben.“
Drum thät er, wenn die Nacht erneut,
Sich auf das off'ne Feld begeben.

Vermied er ſo die Hochgefahr? —
O nein! — Aus ungeſchickten Krallen
Ließ hoch ein räuberiſcher Aar
Ein Schildkröthäuschen fallen.

Schwer fiel es, wie beſchwingt vom Feind,
Auf ſeines Hauptes Kahlheit nieder,
Und unſer weitberühmter Freund
Erſtand vom Schlaf nicht wieder.

Pudel Fauſt.

Wahre Anecdote.

Ein Knäblein jammert' im Strome ſehr;
Da rannte der Pudel Fauſt einher,
Und zog aus den reißenden Wogen das Kind,
Und beleckt', und umſprang es, zärtlich geſinnt.
Die Eltern dankten aus Herzensgrund;
Sie küßten den menſchlich fühlenden Hund,
Der ſich der Küſſe zu freuen ſchien,
Und labten mit Leckerbiſſen ihn.
O wackerer Fauſt! wie bin ich Dir gut.
Du rührſt mich zu Thränen. Dich kauft' ich gern;
Allein Du weichſt nicht von Deinem Herrn. —
Nun Ade, der Hunde Kern und Stern!
Was häufig der Menſch nicht thut,
Der pflichtvergeſſen ruht,
Wenn's ein Menſchenleben gilt,
Das haſt Du mit Eifer und Muth
Aus freyem Willen erfüllt.
O Fauſt! Wie bin ich Dir gut!

Ruſſiſche Romanze.

Nach Waſſili de Pouſchkin.

(Czaar Peter, der Große, ſoll dieſe Romanze gedichtet haben. Das Wahre iſt, daß er ſie gern und oft ſang.)

Am Bord der Moscwa Reca
Ging einſam Bouturlin
Und blickte bang zum Schloſſe
Nach Liebchens Fenſter hin.

„Die Morgenlüfte ſäuſeln;
„Die Sonne ſteht ſchon hoch;
„Erwacht ſind alle Vögel;
„Mein Liebchen ſchlummert noch.

„Nicht wach, und ach! in Träumen
„Gedenkt ſie nimmer mein.
„Trüg' ich ſie nicht im Herzen,
„Vernichten wird's mein Seyn!"

Da ſchritt die Jungfrau weinend
Und bleich vom Schloſſe her;
Doch trugen ihre Füße
Den Engel faſt nicht mehr.

„Mein Freund! Zum Abſchied komm' ich.
„Leb' wohl! Ich pilgre fort.
„Mein Fernzug wird Dich tödten;
„Doch iſt's des Fatum Wort." —

„Freund! Mich Verlobte ſegnet
„Der Prieſter morgen ein.
„Dich werd' ich ewig lieben,
„Doch treu dem Andern ſeyn."

Karl und Roſamunde.

Die Sieg' am Rheine
Nicht achtend, noch ſein Lob —
Hört, wie im Haine
Karl ſeine Braut erhob:
Sey, holde Roſamunde, :,:
Getreu dem Liebesbunde! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Dein Mund zum Küſſen!
Die Zähnchen Elfenbein!
O Heil, zu wiſſen,
Du ſeyſt auf ewig mein.
Dein Lächeln ſchuf Cythere; :,:
Du biſt Gott Amors Ehre. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Zwar fiel im Kriege
Ein Lorberkranz mir zu.
Doch reizen Siege
Mich lange nicht, wie — Du.
Mehr Zauber hat Dein Singen, :,:
Als des Triumphlieds Klingen. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Sie lauſcht dem Liede
Des jungen Kriegers bang.
Noch iſt nicht Friede:
Sie ſcheut den Waffenklang.
Doch ſeine Blicke ſagen: :,:
Feinliebchen! Nicht verzagen! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

In Pappelrinden
Steh'n ihre Namen dort.
Die Zeit mag ſchwinden —
Sie ſteh'n verſchlungen fort.
Die Berge wiederhallen
Der Schönſten unter Allen:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Heimkehr.

Du, meines Lebens Wiege!
Mein Dorf! Ich grüße Dich.
Da bin nach manchem Siege
Zurück in Ehren ich.

Auf Röschen muß ich achten.
Die Holde trennt mich nicht:
Froſt, Hitze, Züg' und Schlachten
Verbrannten mein Geſicht.

Auch iſt, daß der Gemeine
Sich auf zum Hauptmann ſchwang,
Der Neuigkeiten Eine,
Die noch nicht zu ihr drang.

O! Liebt mich noch die Gute,
So ſchließ' ich ſie mit Luſt,
Mit neuem Siegesmuthe
Glückſelig an die Bruſt.

Wohl in des Herzens Tiefen
Liebt ſie mich fort und fort;
Denn was ſie ſchreibt in Briefen,
Iſt wahr, wie Gottes Wort.

Ich will mit meinem Orden
Von fern zujubeln Ihr:
Dein Wilm iſt Hauptmann worden,
Und hängt noch ganz an Dir.

Fromm küſſen, reich beſchenken
Will ich mein Engelskind,
Und an die Hochzeit denken,
Bis wir ein Pärchen ſind.

Der junge Minſtrel.

Den jungen Minſtrel, ſo ehrenwerth,
Nicht aus der Feldſchlacht wiederkehrt,
Könnt ihr in den Reihen des Todes erblicken.
Um gürtet' er ſich des Vaters Schwert,
Und trug die wilde Harf' auf dem Rücken.
„Land des Geſanges!" ſprach der Bard' und Held Emil,
„Troz den Verräthern allen und Barbaren,
„Soll doch Ein Schwert noch Deine Rechte wahren,
„Dich preiſen noch Ein treues Saitenſpiel!"

Umſonſt war der Feinde Macht und Ziel,
Den Minſtrel zu fahen — Er kämpft' und fiel.
Sein ſtolzer Geiſt ging in Kleinmuth nicht unter.
Nun verſtummt ſein geliebtes Harfenſpiel:
Die goldenen Saiten riß er herunter
Und ſprach: „Nie ſoll die Schmach der Feindesketten Dich,
Der Lieb' und Tapferkeit Mitſeel', entweihen
Dein Klang galt nur den Reinen und den Freyen.
Im Sclaventhum verſtumm' er ewiglich!

Wacker und ſein Liebchen.

Ernſt Wackern mißglückte
Sein letzter Verſuch,
Ihm drohte, wenn Treue
Dem Liebchen er weihe,
Sein Vater den Fluch.

„Entſage dem Bunde
„Mit Julien Du!“
Rief warnend im Grimme
Mit donnernder Stimme
Die Mutter ihm zu.

Sie ſchärſten ihm Beyd
Die Seligkeit ein,
Des Obervogts Klare,
Mit purpurnem Haare,
Die Reiche zu frey'n.

Er fühlt, ein Verbannter!
Der Trennung Weh
Im ſehnenden Herzen,
Und endigt die Schmerzen
Im friedlichen See.

Die Liebende wählt ſich
Ein gleiches Grab,
Und ſtürzt zum Erkornen
So grauſam Verlornen
Sich betend hinab.

Die Eltern erkennen
Ihr ſündliches Thun,
Und meiden's mit Grauen,
Sich Gräber zu bauen,
Wo jene Zwey ruh'n.

Liebe und Freundſchaft.

Eine Spaniſche Novelle.*)

In der alten und berühmten Andaluſiſchen Stadt Xeres, die immer unter dem Schutze des Mars und der Minerva ſtand, lebte ein junger Ritter, Namens Timbrio. Er vereinte mit einem hohen Muth alle liebenswürdigen Eigenſchaften des Geiſtes und der Seele. Gleiche Geſinnungen und Eigenſchaften, und eine unüberwindliche Sympathie, bewogen Fabian, einen andern Edelmann, Timbrio's Freundſchaft zu ſuchen. Sein Wunſch gelang, und die ganze Stadt vergaß bald ihre Namen, um ſie nur mit dem der zwey Freunde zu benennen. Vereint floß ihnen die ſchöne Jugendzeit, wie ein Augenblick, hin; ihre gewöhnlichen Arbeiten waren kriegeriſche Uebungen, ihre Erholung die Jagd, die Leidenſchaft ihrer Herzen — Freundſchaft. Endlich wurde dieſes Glück durch einen unſeligen Tag geſtört, an welchem Timbrio mit einem Edelmann, Namens Pranſiles, Streit bekam. Die Familie des Erſteren nöthigte ihn, ſich zu ent-

*) Aus dem Schäferroman Galatea, nach Cervantes und Florian bearbeitet.

hitzte ſeine Wunde; er war in Gefahr. Fabian, um ihn zu retten, entſchloß ſich, alles anzuwenden, um Eingang im Hauſe ſeiner Geliebten zu erhalten. Er kleidete ſich wie ein Spanier, der kürzlich der Gefangenſchaft der Ungläubigen entgangen war, nahm eine Guitarre, und ſang, während er jeden Abend in Niſida's Straße auf- und ab wandelte, alte Romanzen. Bald ſprach man in dem ganzen Viertel nur von dem fremden Sänger. Niſida's Vater wollte ſeine Romanzen hören, und man öffnete ihm das Haus. Er ſah Niſida, und verlor von dieſem Tage an die Ruhe und das Glück ſeines Lebens. Das himmliſche Geſicht, der reizende Wuchs, die zärtlichen Augen, deren Gluth ein leichter Zug von Melancholie mäßigte, alles bewältigte ihn, und er fühlte ſchon das ſüße Gift durch ſeine Adern rinnen. Er mußte fliehen; aber ihm fehlte die Kraft, und dieſer einzige Augenblick machte ihn eben ſo krank, als ſeinen Freund Timbrio. Man bat ihn, zu ſingen; kaum konnte er ſprechen. Dennoch gehorchte er, und wählte eine orientaliſche Romanze, die ihn ein Perſiſcher Sclave gelehrt hatte:

Nelzir weihte ſich der Schönen,
Und Semira's ſanfter Blick
Lohnet' ihm das warme Sehnen,
War ſein Leben, war ſein Glück.

Aber ach! Die Wonne ſchwindet,
Wenn ſie kaum gelächelt hat:
Wiſſet! Nelzir's Schickſal bindet
Sich nur an ein Roſenblatt.

Denn er ſoll auf Erden wallen
Nur ſo lang die Roſe blüht;
Wird das Blatt dem Strauch entfallen,
Sinkt er, und ſein Leben flieht.

Doch Semira's Auge weilet
Aengſtlich auf der Blume Pracht,
Der ſie alle Pfleg' ertheilet,
Die allein ſie glücklich macht.

Einſt, als Nelzir es gewaget
Und der Maid ein Küßchen nahm,
Will ſie dies erwiedern — zager,
Und die Liebe weicht der Scham.

Doch, den Blick geneigt zum Schooße,
Küßt ihr Mund der Blume Roth;
Da entblättert ſie die Roſe,
Und — der holde Freund iſt todt.

Schon zu ſeines Mädchens Füßen
Sinkt er blaß und fühllos hin:
Ach! Semira's Thränen fließen,
Gram umnachtet ihren Sinn.

Bebend drückt ſie ſeine Hände,
Schließt den Theuren an das Herz,
Und es tilgt des Lebens Ende
Ihr im letzten Kuß den Schmerz. —

Niſida hatte eine jüngere Schweſter, Namens Blanca, die faſt eben ſo ſchön war, als die ältere. Die junge Blanca ſchien mit mehr Vergnügen auf Fabian's Romanze zu hören, als alle andern. Sie lobte ſehr ſeine Stimme. Er dankte ihr, während er die Schweſter anſah. Ihr Vater bat ihn, wieder zu kommen. Er zögerte lange, ehe er dieſe Erlaubniß benutzte; denn es war nur zu gewiß, daß der Pfeil, welcher ſein Herz verwundet, dadurch nur immer tiefer eindringen würde. Aber gedrängt durch ſeinen Freund, und — von ſeiner Liebe hingeriſſen, ging er wieder in jenes Haus, ſah Niſida von neuem, und alle Hoffnung der Geneſung war verloren. Welcher Kampf entſtand in ſeiner Seele! Er liebte Timbrio mehr, als ſein Leben; er liebte Niſida vielleicht mehr, als Timbrio; er ſah ſie alle Tage; ſelbſt

um ſeines Freundes Willen konnte er ſie nicht fliehen. Dieſer Freund, halb geneſen und noch ſchwach, wurde nur durch die Hoffnung, welche ihm des andern Sorgfalt gab, aufrecht erhalten. Die Zeit, ferne, den unglücklichen Fabian zu tröſten, konnte nur den Zuſtand ſeiner Seele verſchlimmern; jeder Augenblick mehrte ſeine Leidenſchaft, ſeine Qualen und Gewiſſensbiſſe. Die Geſundheit des Armen unterlag; ſein Geſicht verlor die Farbe der Jugend; ſeine erloſchenen, tief liegenden Augen konnten ſich kaum noch zu ihr wenden, die ihn dem Tod entgegen führte. Niſida's Vater bewies ihm ſeine ſorgliche Theilnahme. Sie ſelbſt, und vorzüglich ihre Schweſter Blanca, baten ihn eines Tags auf das innigſte, ſeinen Kummer nicht zu verhehlen. Fabian ſtählte ſein Herz, er gedachte der Pflicht gegen ſeinen Freund, und entſchloſſen, eher zu ſterben, als ihn zu verrathen, hatte er die Kraft, folgende Worte zu ſagen: „Ihr würdet meine Leiden noch mehr beklagen, wenn Ihr wüßtet, daß die Freundſchaft ſie verurſacht. Ein junger Ritter, mein Landsmann und vertrauteſter Freund, liebt die ſchönſte aller Jungfrauen. Aus Achtung wagt er nicht, ihr ſeine Neigung zu geſtehen. Dieſe Achtung koſtet ihm das Leben. Ihn beweine ich; er iſt der edelſte und liebenswürdigſte der Männer, den eine unglückliche Liebe in das Grab ſtürzen wird.“

Hier unterbrach ihn Niſida: „Fabian! Ich habe nie die Liebe gekannt; aber mir dünkt, es wäre nicht ſehr klug, zu ſterben, ehe man einem Weibe die Neigung zu ihr entdeckt hat. Dieſes Geſtändniß kann ſie ja nicht beleidigen, und geſetzt, daß es übel aufgenommen wird, ſo bleibt denn noch immer zum Sterben Zeit.“ — „Schöne

Niſida!“ war die Antwort, „wenn man die Liebe mit gleichgültigen Augen betrachtet, ſieht man darin nur Kinderſpiele, die Lächeln und Mitleid erregen; aber wenn das Herz verwundet iſt, ſo ſind Geiſt und Vernunft, ſtatt uns nützlich zu ſeyn, die erſten, welche uns auf Abwege führen. So iſt der Zuſtand meines Freundes. Durch anhaltende Bitten habe ich es endlich über ihn gewonnen, daß er an den Gegenſtand ſeiner Liebe ſchrieb. Ich werde den Brief zu übergeben ſuchen, und trage in dieſer Hoffnung ihn immer bey mir.“ — „Könnte ich,“ erwiederte Niſida, „dieſen Brief nicht ſehen? Ich bin ſo neugierig, den Styl eines wahrhaft Liebenden kennen zu lernen.“ — Fabian ließ eine ſo gute Gelegenheit nicht entfliehen. Er zog das Billet, welches Timbrio ihm einige Tage vorher zugeſtellt hatte, aus der Taſche. Es lautete folgendermaßen:

„Fräulein! Ich war entſchloſſen, nie mein Still„ſchweigen zu brechen. Ich wollte lieber ſterben mit Eue„rem Mitleid, als leben mit Euerem Zorn. Aber zu trau„rig wäre es für mich, wenn Ihr nicht wüßtet, daß ich „Euch anbete. Seyd Ihr nicht durch dieſes Geſtändniß „beleidigt, ſo fühle ich, daß mir das Leben noch lieb ſeyn „kann, um es Euch zu weihen. Iſt meine Verwegenheit „aber ſtrafbar, ſo ſoll mein Tod ſogleich dieſe Schuld „abbüßen.“

Die Jungfrau las das Schreiben mit vieler Aufmerkſamkeit. „Ich glaube nicht,“ ſagte ſie, „daß eine ſo achtungsvolle Liebeserklärung mißfallen kann. Ich ermahne Euch, dieſes Billet abzugeben, und fürchte nicht, daß es übel aufgenommen wird.“ — „Noch iſt es nicht Zeit,“

antwortete Fabian; „aber mein Freund wird ſterben, und Ihr, Fräulein, könnt ſein Leben retten.“ — „Wie? Ich?“ verſetzte ſie. — „Beantwortet,“ ſagte er, „dieſen Brief, als wäre er an Euch gerichtet. Dieſer unſchuldige Kunſtgriff wird ihm Ruhe, und mir die Zeit geben, die erwünſchte Gelegenheit zu finden.“ — „Nein!“ rief Niſida: „Ich habe niemals Liebesbriefe beantwortet, und möchte nicht mit einer Lüge beginnen. Aber was hindert Euch, Euerem Freunde das zu erzählen, was ſich zugetragen hat, und den Namen ſeiner Geliebten an die Stelle des meinigen zu ſetzen? Sagt ihm, daß ſie ſein Schreiben geleſen, daß ſie Euch ermahnt hat, es abzugeben; ſagt ihm ferner, daß Ihr nicht wagtet, ihr zu erklären, daß dieſes Billet für ſie beſtimmt ſey, aber hoffen dürftet, ſie werde nicht darüber zürnen. Dieſe Liſt wird auf die Geſundheit Eueres Landsmannes wohlthätig wirken, und kann mit der Wahrheit beſtehen, wenn Ihr ſeine wirkliche Geliebte geſprochen habt.“

Ueberraſcht von dieſer Erfindung, ſtammelte Fabian einige Worte des Dankes, und eilte, Timbrio Alles zu melden. Die Hoffnung, welche er ſchöpfte, ſein Entzücken, ſeine Dankbarkeit waren Bande, die ihn noch mehr an ſeine Pflicht feſſelten. Er verdoppelte ſeine Bemühungen bey Niſida, und bedrängt von einer Leidenſchaft, die ihr Anblick immer erhöhte, ſprach er ihr nur von ſeinem Freund. Für dieſen ergoß ſich ſein Herz, wie er es für ihn ſelbſt thun wollte, und er diente der Freundſchaft in Gefühlen, die ſie hätten zerſtören können.

Endlich wagte er, Alles zu erklären, und Niſida erfuhr, daß jener Timbrio ſein Freund ſey, der für

ſie hätte ſterben wollen. Fabian erhob ſeine Geburt, Tugend und glänzenden Eigenſchaften; er zeichnete ihn, wie er ihm ſelbſt erſchien. Niſida hatte dieſen Mann nicht vergeſſen. Sie äußerte gegen Fabian ein wahres oder falſches Erſtaunen, verwies ihm ſeine Kühnheit, und drohte, ihrem Vater alles zu ſagen. Aber im Unwillen, den ſie zu zeigen ſtrebte, ſah er deutlich, daß Timbrio geliebt ſey.

Dies war der letzte Schlag für Fabian. Er hatte ihn lange erwartet, und dennoch konnte er ihm nicht härter ſeyn. Er entſchloß ſich, Timbrio ſein Glück zu verkünden, und dann zu fliehen, um in einer Einöde zu ſterben. Aber er traute ſeiner Standhaftigkeit zu viel. Im Augenblick, da er ſeinem Nebenbuhler ſagen wollte, daß er geliebt ſey, entgingen ihm die Worte; ſeine Augen wurden mit Thränen erfüllt; vergebens ſuchte er die Verwirrung zu bergen; ſeine Seufzer verriethen, ſeine Kräfte verließen ihn, und er ſank in die Arme des Freundes, den er mit Zähren benetzte.

Timbrio, überraſcht und erſchrocken, unterſtützte den Unglücklichen, umarmte, fragte ihn. Er wollte durchaus die Urſache eines ſo lebhaften Kummers wiſſen. Fabian ſchwieg. Jener beſtand darauf. Fabian ſenkte den Blick zur Erde. „Ha! Ich verſtehe Dich!“ rief Timbrio; „Du liebſt ſie, Du liebſt ſie! Ach! warum ſollteſt Du nicht? Dein Herz iſt gebeugt durch ein Opfer, das es der Freundſchaft bringen will. Ich würde ſeiner unwerth ſeyn, wenn ich dieſes annähme. Liebe Niſida immer! Ich werde ſie nicht wiederſehen. Vielleicht kann ich ohne ſie leben; aber ſterben würde ich gewiß, wenn

Du unglücklich durch mich werden ſollteſt.“ — Nach dieſen Worten wandte er das Geſicht ab, um dem Freunde ſeine Thränen zu verbergen, und drückte ihn an ſeine Bruſt. Jetzt hauchte die Freundſchaft dieſem einen neuen Gedanken ein, er fühlte ſich erhoben über ſich ſelbſt. „Du biſt im Irrthum,“ ſagte er zu Timbrio. »Niſida iſt es nicht, die ich liebe, ſondern ihre Schweſter. Es iſt mir unmöglich, ihr Herz zu rühren, und die Gewalt einer verſchmähten Liebe bringt mich zur Verzweiflung. „Täuſcheſt Du mich nicht?“ fragte der Andre. — „Nein, lieber Timbrio,“ war die Antwort. „Blanca bete ich an; ſie achtet nicht mein Sehnen. Verzeihe, wenn die Vergleichung Deines glücklichen Looſes mit dem meinigen mir einige Thränen entzieht! Ich verſpreche Dir, es ſollen keine mehr fließen. Bey Dir fühle ich, daß mein Glück nicht allein auf der Liebe beruht.“

Timbrio glaubte ſeinem Freunde, oder ſtellte ſich wenigſtens, als ob er ihm glaube. Er war entſchloſſen, ſich, ſobald es ihm möglich ſey, von der Wahrheit oder Unwahrheit ſeiner Worte zu überzeugen. Fabian dagegen war zu allen Opfern bereit, welche jenem Ruhe ſchaffen konnten. Nicht genug, ſeine wahre Liebe zu verläugnen, ſtellte er ſich noch, als glühe er für ein anderes Mädchen. Schon den folgenden Tag entdeckte er Blanca ſeinen Stand, und ſprach ihr von Liebe.

Blanca's Herz ſchlug ſchon längſt für Fabian, ohne daß ſie wagte, es ſich ſelbſt zu geſtehen. Jetzt, da ſie glaubte, geliebt zu ſeyn, offenbarte ſie es ſogleich ihrer Schweſter. Dieſes Vertrauen war Timbrio nützlich. Niſida widerſtand noch einem Gefühl, welches ſie ſcheute.

Weniger erſchrack ſie darüber, als ſie eine Genoſſin fand. Sie vertraute derſelben ihre Neigung, und dieſe wurzelte immer tiefer. Die beyden Schweſtern theilten ſich wechſelsweiſe ihre Furcht und ihre Hoffnungen mit, und die Ergießung ihrer Herzen erhöhte das ſüße Gefühl der Liebe.

Von ſeiner Verkleidung begünſtigt, erhielt Fabian fortwährend Eingang in das Haus. Er überbrachte die Briefe ſeines Freundes; er verſchaffte ihm zuweilen das Glück, ſeine Geliebte zu ſehen. Zugleich wiederholte er ſeine Bemühungen bey ihrer Schweſter. Timbrio, welcher mit Freuden bemerkte, wie ſehr ſein Freund geliebt war, wünſchte ihm Glück, umarmte ihn, und ſchwur, ſich nicht eher mit Niſida zu verbinden, als am Tage, da Blanca die Gattin Fabian's würde. Dieſer ſenkte das Haupt, und ergab ſich Allem, was die Freundſchaft ihm gebot.

Beyde Freunde warteten nur auf Nachrichten aus Spanien, welche ſie in den Stand ſetzten, um die Hand Niſida's und Blanca's zu bitten, als Pranſiles, jener Edelmann, der zu Xeres einen Streit mit Timbrio hatte, nach Neapel kam, um ſich mit demſelben zu ſchlagen. Da die Genugthuung öffentlich geſchehen ſollte, ſo mußte man erſt dazu die Erlaubniß des Vicekönigs erhalten und Aufſicht führende Richter ernennen. Endlich verkündete man dieſen furchtbaren Kampf, deſſen Entſcheidung nicht weit von der Stadt, auf einer großen Ebne, beſtimmt war. Die Nachricht davon machte Lärm, und auch Niſida erfuhr ſie, obſchon beyde Männer es verhüten wollten. Der Schmerz und die Unruhe der Schönen waren eben ſo ſtark, als ihre Liebe. In Gram ver-

ſunken, troſtlos, voll Thränen, und ohne Nahrung, brachte ſie die acht Tage hin, nach welchen der Waffenſtreit beginnen ſollte; ſie ſchienen ihr bald zu lange, bald zu kurz. Die ſchreckliche Ungewißheit, grauſamer, als das Unglück ſelbſt, hatte bald ihre Kräfte erſchöpft. Sie verfiel in eine Krankheit, und ihr Vater, dem immer die wahre Urſache ihrer Leiden unbekannt war, beſchloß, ſie auf ſein Landhaus zu bringen, weil er dort eher die Geneſung ſeiner Tochter hoffte.

Am Tage ihrer Abreiſe, auf welchen der des Zweykampfes folgte, ließ Niſida den Fabian rufen. Als er ſich ihrem Bette nahte, erſchien ſie ihm faſt unkenntlich. Blaß und entkräftet lag ſie da; ihre Augenwimpern waren feucht von Thränen. „Fabian!“ begann ſie mit ſchwacher Stimme: „Sagt Timbrio mein Lebewohl! Sagt ihm, daß mein Daſeyn nur von dem ſeinigen abhängt, und daß er es morgen vertheidigen wird. Was Euch, ſeinen beſten Freund nach mir, betrifft, ſo bin ich ſicher, daß Ihr ihn nicht verlaſſen werdet. Widerfährt ihm ein Unglück, ſo kommt ihm zu Hülfe! Ach! könnte ich Euch folgen! — Hier!“ fuhr ſie fort, indem ſie eine koſtbare Reliquie von ihrem Halſe losband und mit ihren Zähren bethaute, „bringet ihm das, und meldet ihm, daß es mich immer vor Gefahren ſchützte! Morgen ſoll es mir vor allem nützlich ſeyn. Noch bitte ich Euch um einen andern Dienſt. Ich reiſe mit meinem Vater auf ſein Landhaus, welches nur eine halbe Stunde von dem Kampfplatze entfernt iſt. Verſprechet mir, dorthin zu kommen, damit ich von Euch den Erfolg des Streits vernehme. Iſt Timbrio Sieger, ſo bindet um Euern Arm dieſe weiße Schärpe. Ich werde ſie

von ferne ſehen, und Ihr werdet mir dadurch manche Qual erſparen. Unterliegt er, ſo bedarf ich Eurer nicht mehr.“

Fabian verſprach alles, und eilte mit der Reliquie zu Timbrio. Des Freundes Muth und ritterlicher Stolz wurden dadurch erhöht. Er küßte das Heiligthum, legte es an ſein Herz, und ſicher, unüberwindlich zu ſeyn, hätte er der ganzen Welt Trotz geboten.

Endlich kam der beſtimmte Tag. Die ganze Stadt Neapel hatte ſich auf den Kampfplatz begeben. Pranſiles und Timbrio erſchienen; ſie wählten zu Waffen das Schwert und den Dolch. Die Schranken wurden geöffnet, die Trompeten ertönten, die zwey Feinde griffen ſich an. Lange war der Kampf gleich. Pranſiles benahm ſich tapfer und gewandt. Er verwundete ſeinen Gegner, und immer noch ſchwankte der Sieg. Jetzt aber gewann die Liebe. Timbrio traf den Pranſiles, und ſtürzte ihn zu Boden. Der Edelmüthige warf ſeinen Degen weg, und eilte zur Hülfe des Gefallenen. Pranſiles bekannte ſich überwunden; alle Zuſchauer antworteten mit lautem Beyfall.

Die ſchreckliche Ungewißheit, worin Fabian ſo lange geſchwebt, der Schmerz über die Wunde ſeines Freundes, die Freude über ſeinen Sieg — Alles hatte ihn ſo ſehr verwirrt, daß er die weiße Schärpe vergaß, und ohne ſie flog er, Niſida die freudige Botſchaft zu bringen. Ach! je näher der unſelige Augenblick kam, je mehr tobte das Fieber in ihren Adern. Trotz ihrer Schwäche hatte ſie ſich von Blanca und einigen Kammerfrauen an ein Fenſter des höchſten Stockwerks führen laſſen. Von dort waren ihre Augen auf den Weg geheftet, woher ſie Leben oder Tod erwartete. Jetzt erblickte ſie Fabian, ſah nicht die

Schärpe, und fiel ohne Beſinnung in die Arme ihrer Schweſter.

Fabian trat in das Haus; er fand Alles in Thränen; er drang bis in das Gemach, wo Niſida war. Man verſchwendete an ihr die möglichſte Hülfe, aber nichts konnte ſie in's Leben zurückrufen. Der Unglückliche ſah ihre geſchloſſenen Augen, ihren offenen Mund, ihre blaſſen Lippen. Jetzt dachte er an das, was er vergeſſen hatte. In Verzweiflung verließ er das Haus. Er wagte nicht mehr einen Freund aufzuſuchen, welchen er durch ſeine Nachricht zu tödten gewiß war. Unſchlüſſig, troſtlos, raſend, nahm er den erſten Weg, den er fand. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als hinter ihm ein lautes Rufen erſcholl. Er kehrte um, und ſah Felix, den Pagen Timbrio's. „Mein Herr erwartet Euch," ſagte dieſer. „Kommt ſchnell mit mir!" — „Ich darf Deinen Herrn nicht wiederſehen," verſetzte Fabian. „Niſida iſt todt — ich habe ſie getödtet!" Mit dieſen Worten entfernte er ſich eiligſt. Er kam nach Gaeta. Hier wollte eben ein Schiff nach Spanien ſegeln. Er beſtieg es, und kehrte in ſein Vaterland zurück. Der Traurige ſah ſeine heimiſche Gegend wieder; aber das Getümmel der Städte konnte ſeinen Schmerz nicht lindern; es häufte ihn nur. Darum floh er in die Einſamkeit, bewohnte eine Felſenhöhle, und vertauſchte die Waffentracht mit dem härenen Gewande des Eremiten. —

In den reizenden Fluren, welche die blaue Woge des Tajo begrüßt, den Hiſpania's Dichter den goldgehörnten Strom nennen, hauſeten friedliche Hirten, die unter Spiel und Geſang ihr harmloſes Tagewerk trieben. Einer der-

ſelben war Elicio. Die Natur hatte ihn reichlich mit ihren Gaben beſchenkt; aber Glück und Liebe waren ihm nicht ſo günſtig, als die Natur. Schon längſt liebte er Galateen, ohne noch zu wiſſen, ob auch er geliebt ſey. Galatea, die Schäferin, hätte verdient, Königin der Welt zu ſeyn, wenn die Welt der Schönſten und Weiſeſten gegeben würde. Viele Schäfer liebten ſie. Unter ihnen war Elicio der Zärtlichſte, aber auch ſchüchterner, als alle. Doch lag der Grund ſeiner Schüchternheit nicht allein in der Achtung, welche er für ſeine Geliebte hegte. Mocris, der Vater Galateens, war der reichſte Landmann der Gegend; Elicio beſaß nur ſeine Hütte und einige Ziegen; Eraſt, ſein Nebenbuhler, war nicht ſo arm, aber darum nicht glücklicher. Dieſer, bisher der unempfindlichſte der Hirten, konnte den Reizen Galatea's nicht widerſtehen, hoffte aber nicht, ihr zu gefallen. Zu einfach, um liebenswürdig zu ſeyn, konnte er beſſer fühlen, als ſich ausſprechen. Der Natur, als ſie ihn bildete, genügte es, ihm ein gutes Herz zu verleihen.

Eines Tags trieb Elicio ſeine Heerde in ein buſchreiches, einſames Thal. Er lagerte ſich am Ufer des murmelnden Baches, und dachte ſeiner Lieben. Jetzt entlockte er dem Flötenſpiel einige traurige Töne, und ſang:

Sobald die Flur des Morgens Strahlen grüßen,
Geht auch der Hirte ſinnend und allein,
Und traurig will ſich nun ſein Lied ergießen:
Schon weckt es Echo, Wieſe, Bach und Hain.
Doch lindern ſeine Liebespein
Nicht Echo, Bäche, Wald und Wieſen.

Wo Eichen hoch den trauten Sitz umſchließen,
Hier an dem grünen, ſchönbeblümten Rain,
Soll er nicht mehr der holden Ruh' genießen,

Die milde Taube miſcht ihr Klagen ein:
Doch lindern ſeine Liebespein
Nicht Echo, Bäche, Wald und Wieſen!

Als er geendigt, ſah er den Eraſt mit ſeinen Schafen langſam heran kommen. Dieſer trat zu ihm, und ſagte: „Ich hoffe, Elicio, daß Du mir nicht böſe biſt, weil ich Galateen anbete. Es iſt ja unmöglich, ſie nicht zu lieben. Ich wollte ſie vergeſſen; ich habe alle Aerzte des Landes um Rath gefragt; aber keiner von ihnen kann mich heilen, und ich bitte Dich, mir zu erlauben, daß ich in meinem Leide ſterben darf. Du verlierſt nichts dabey; denn wenn Du, der Liebenswürdigſte aller Schäfer, Galateen nicht rühren kannſt, was hätteſt Du von einem Manne, wie ich, zu fürchten?“ — Elicio lächelte über dieſe Rede. „Eraſt!“ war ſeine Antwort; „ich habe kein Recht zur Eiferſucht. Deine Leiden ſind die meinigen. Laß uns Freunde ſeyn! Wir wollen von Galateen ſprechen, und es tröſte Einer den Andern über die Schmerzen der Liebe!“ So wurden die beyden Nebenbuhler Freunde.

Bald darauf feyerten die Hirten ein Hochzeitfeſt. Alle benachbarte Flurbewohner waren dazu eingeladen. Unter den Schäfern erſchienen auch Elicio und Eraſt; unter den Schäferinnen ſtrahlte Galatea hervor, wie die Roſe unter den Blumen des Feldes. Sie trug ein ſchneeweißes Gewand, mit der himmelblauen Binde; ein Kranz von Nelken, Maaslieben und Vergißmeinnicht ſchmückte ihr blondes Haar; in ſchlanker Geſtalt wandelte ſie einher als Führerin der Braut, ein verſchämtes Lächeln auf dem lieblichen Geſichte. Als die Feyer und das Mahl beendet waren, ſchlug der Bräutigam einen hirtlichen Wettgeſang

vor. Die Braut legte das Gewinde von Roſen und Lilien, welches ſie um ihre Schultern trug, ab, und beſtimmte es zum Preiſe für denjenigen, welcher am ſchönſten ſeine Schäferin beſingen würde. Thyrſis, der berühmteſte Sänger, erhob ſich. Aber Keiner wagte, mit ihm zu kämpfen. Endlich ſagte Elicio: „Schäfer! Ich werde Dir den Preis nicht ſtreitig machen. Doch will ich zum Lobe derjenigen ſingen, welche ich liebe.“ Thyrſis erhob in ſeinem Geſang mit aller Kunſt und Begeiſterung die Reize der geliebten Phyllis. Mit mehr Wärme noch, als ſein Gegner, aber auch einfacher und natürlicher, weihte Elicio ſein Lied der Schäferin, die er nicht nannte. Die Braut war unentſchieden, wem ſie den Preis geben ſollte. „Ihr ſeyd einander gleich,“ ſagte ſie endlich, „und mir bleibt keine Wahl. Jeder von Euch empfange hiemit einen Lorbeerzweig, und das Blumengewinde ſoll meine beſte Freundin erhalten!“ Sie hing es Galateen um. Die Muſik zum Reigen erſcholl. Elicio bat Galateen, mit ihm zu tanzen. Die Schäferin nahm es erröthend an. Wie ſcherzend fragte ſie Elicio mit zitternder Stimme: „War es vielleicht Dein Wunſch, daß Thyrſis den Preis erhalten hätte?“ — „Nein,“ antwortete Galatea; „es wäre mir leid geweſen für die Ehre unſerer Trift, wenn Dich ein Hirt von einer andern würde beſiegt haben.“ Beyde wagten hierauf nicht, weiter mit einander zu ſprechen.

Die Nacht kam, und man trennte ſich. Elicio nahm den Weg nach ſeiner Hütte, begleitet von Eraſt, Thyrſis und Damon. Die beyden Letzteren waren ſchon längſt Elicio's Freunde, und kannten ſeine Liebe und ſeinen Schmerz. Bald kamen ſie an einem Hügel vorbey, wo ſich

eine Grotte als Einſiedeley befand. Sie hörten den Ton einer Harfe. „Verweilen wir einige Augenblicke,“ ſagte Eraſt, „um den Geſang eines jungen Mannes zu hören, der ſich vor vierzehn Tagen hier als Eremit niedergelaſſen hat. Ich ſprach ihn ſchon verſchiedenemal. Nach ſeinem Reden und Benehmen halte ich ihn für einen vornehmen Herrn, den Unglücksfälle nöthigten, die Welt zu fliehen, und wenn Galatea nicht die meinige werden kann, ſo bin ich entſchloſſen, mit ihm Einſiedler zu werden.“ Eraſt's Worte machten die Schäfer neugierig, den Eremiten kennen zu lernen. Sie beſtiegen den Hügel ohne Geräuſch, und entdeckten bald den Fremden, der auf einem Felſenſtücke ſaß. Er war mit einem groben Gewande bekleidet und mit einem Strick umgürtet; ſeine Beine und Füße waren bloß: in den Händen hielt er eine Harfe, welcher er klagende Töne entlockte; ſeine feuchten Augen wandten ſich gen Himmel, und einige Thränen entfielen ihm. Die Stille der Nacht, der bleiche Mondesſchimmer, der heilige Schauer dieſer Einſiedeley — Alles lenkte die Seele zu den traurigen Accorden des Eremiten. Er ſang Folgendes:

Vergebens meine Leiden
Klag' ich dem Himmel, der ſie nicht erhört.
Mich drängt der Liebe Qual, die wandelbaren Freuden
Des Glückes ſind für mich zerſtört;
Mein Schickſal iſt erfüllt: zum Leiden
Bin ich beſtimmt; auch Freundſchaft muß ich meiden,
Die noch allein dem Unglückſel'gen werth.
Was kann das Herz auf Erden noch erwerben?
Ich ſoll nicht lieben, ſoll nicht ſterben!

O heil'ge Freundſchaft, ſüße
Gefährtin unſers Lebens, rein und mild!
Dir opfert' ich die Lieb' — ach! Deinem Quell entfließe
Für mich der Ruhe ſanftes Bild!

Doch fern, daß Freundſchaft je verſüße
Die Leiden mir, will ſie auch, daß ich büße
Auf dunklem Weg: mein Schickſal iſt erfüllt!
Was kann das Herz auf Erden noch erwerben?
Ich ſoll nicht lieben, ſoll nicht ſterben! —

Der Eremit ſchwieg; er neigte das Haupt auf die Schulter, und die Harfe entglitt ſeinen Händen, die bewegungslos herabſanken. Die Hirten eilten ihm zu Hülfe. Eraſt ſchloß ihn in ſeine Arme, und brachte ihn wieder zu ſich. Lange ſah dieſen der Eremit an, wie Einer, der aus einem ſchrecklichen Traum erwacht. „Schäfer!“ ſagte er jetzt, „Deine Sorgfalt kann nur meine Qual verlängern, und eitler Dank iſt Alles, was ich Dir zu bieten vermag.“ — „Erzähle uns Dein Unglück!“ ſagte Thyrſis; die zärtliche Freundſchaft, welche Du uns ſchon eingeflößt haſt, verdient ein ſolches Vertrauen.“ — „Ach! die Freundſchaft!“ antwortete ſeufzend der Eremit: „Welches Wort haſt Du ausgeſprochen! Doch ich willfahre Euerem Begehren. Ich bin Euch ſchon vielen Dank ſchuldig; denn in Euerem Hütten-Bezirke ſuchte ich bisher die Nahrung, welche mein trauriges Leben friſtet, und erhalte immer mehr, als ich bedarf. Höret denn meine Geſchichte!“ Die Hirten ſetzten ſich um ihn her, und Fabian (denn er war der junge Eremit) erzählte ihnen die Schickſale, welche ihn und ſeinen Freund Timbrio betroffen, ſo, wie wir ſie oben gemeldet haben. Er ſchloß mit den Worten: „Ich hoffte, in dieſer Höhle die Ruhe zu finden, und finde nur die Einſamkeit. Vergebens trachte ich, meine Seele zu dem hohen Weſen zu erheben, welches ſie ganz erfüllen ſollte. Die Erinnerung an das, was ich verlor, verfolgt mich unaufhörlich. Jeden Tag will ich die traurigen Ge-

danken an Timbrio und Niſida mildern, und jeden Tag beweine ich ſie.“

Die Hirten verſuchten nicht, den Eremiten zu tröſten, aber ſie trauerten mit ihm. Der Mond ſtand hoch. Sie verließen die Einſiedeley und gelangten bald zu Elicio's Hütte, wo ſie auf Ziegenfellen ruhten. Als das Morgenroth erſchien, eilte Jeder, ſeine Heerde wieder auf die thaubeperlte Flur zu leiten.

Die drey Hirten wollten um Mittag in dem grünen Schatten eines Buchenwaldes ihre Heerden vereinen. Als die Sonne die Hälfte ihrer Bahn vollendet hatte, kamen Eraſt, Thyrſis und Damon dorthin. Elicio erſchien nicht. Nach langem vergeblichen Warten ſuchten ſie ihn auf. Sie durchſtrichen ein Myrtenwäldchen, und hörten fernher ſeine Stimme, welche ein trauriges Lied ſang. Die Freunde gingen weiter, und fanden den Schäfer unter einer Buche ſitzen, das Geſicht in Thränen gebadet. Er ſprang auf, und fiel dem Eraſt um den Hals. „Freund!“ rief er; „ich verliere Galateen, wie Du. So eben iſt ihr Vater mir begegnet, und hat mir erzählt, daß er ſie nächſtens mit einem reichen Schäfer in Portugal, deſſen zahlloſe Heerden die Ufer des Lima bedecken, als Gattin verbinden wolle. Er fügte hinzu, daß er wiſſe, wie viele Freundſchaft ich für ihn und ſeine Tochter hege; daß er mich deswegen bitte, ſie nach Portugal zu begleiten, um Zeuge ihres Ehebundes zu ſeyn, und ihm ſichere Nachrichten ihres Glücks zu überbringen. Denkt Euch die Regungen meines Herzens! Doch bezwang ich ſie, ſo ſehr es möglich war. Ich bat den Mocris, ſeine Tochter nicht ſo weit von ſich zu entfernen; vielleicht wäre es ihr Wunſch nicht.

Aber er verſicherte, daß ſie ihm völlig gehorche. Ihr Geſicht habe zwar eine kleine Bewegung der Seele verrathen; dies wäre jedoch gewiß keine andere, als die Bewegung der Freude. Was ſoll ich Unglücklicher nun anfangen?“ — Alle Drey, beſonders aber Eraſt, zeigten die rührendſte Theilnahme. Thyrſis ermuthigte den Betrübten. „Noch,“ ſagte er, „iſt nicht alle Hoffnung verloren. Hier muß ein ſchneller Schritt gewagt ſeyn. Wir müſſen Galateen ſprechen, und hören, ob der Wunſch ihres Vaters auch der ihrige iſt. Wenn nicht, ſo gelingt es uns wohl, auch dieſen umzuſtimmen. Liebe und Freundſchaft haben ſchon für ſich allein Wunder bewirkt, was können ſie nicht vereint ausrichten?“

Elicio folgte dem Rathe des Thyrſis, und die vier Schäfer nahmen ihren Weg nach einer Quelle, wo Galatea oft im Erlenſchatten ruhte.

Die ſchöne Galatea hatte es ſich ſchon lange ſelbſt geſtehen müſſen, daß ihr der edle Hirt Elicio nicht gleichgültig ſey — ſchon lange hatte ſie ſeine Liebe zu ihr bemerkt. Elicio kam zuweilen in die Wohnung ihres Vaters, der ihn ſchätzte. Er und Galatea begegneten ſich nicht ſelten auf der Aue mit ihren Heerden. Aber er wagte kein Geſtändniß ſeiner Liebe, aus dem Grunde, den wir erwähnten. Doch ſah die Schöne wohl, daß er mit Mühe ſeine Gefühle bezwang, und aus Scham und jungfräulichem Stolz verbarg ſie die ihrigen. Aber der geſtrige Tag, an dem Elicio mit dem erſten Sänger unbeſiegt um den Preis rang; wo ſie nicht zweifeln durfte, daß er ſie in ſeinem Liede verherrlichte; wo ſie ihm näher und vertrauter war — dieſer Tag hatte die Gluth ihres Herzens ver-

mehrt, und ohne Ruhe brachte ſie die Nacht hin. Vor einiger Zeit war der reiche Schäfer aus Portugal in dieſe Gefilde gekommen. Er ſuchte Schafe von der ſchönwolligen Zucht dieſes Landes, und erkaufte deren von Mocris. Galateens Schönheit und Geiſt zogen ihn an. Er bezeigte ihr viele Aufmerkſamkeit, aber ſie achtete es wenig. Der Portugieſe reiſ'te wieder ab. Wie erſchrack Galatea, als ihr heute frühe ihr Vater verkündigte, daß vier Schäfer angekommen ſeyen, um im Namen des Reichen um ihre Hand zu werben, und daß er nichts mehr wünſche, als ſie mit dieſem angeſehenen Manne zu verbinden. Sie ſtrebte, ſich zu faſſen. Da nun ihr Vater wiederholte, daß ſie ihm durch dieſe Einwilligung den ſchönſten Beweis ihres Gehorſams geben würde, und da ihr dieſe Pflicht vor allem heilig war, ſo antwortete ſie mit gewohnter Sanftmuth: „Vater! ich bin ja bereit, Dir immer zu gehorchen.“ Hierauf, ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig, eilte ſie hinweg, unter dem Vorwande, die Heerde in das Feld zu führen.

Elicio und ſeine Freunde nahten der Quelle. Sie ſahen Galateen auf dem Steine ſitzen, ihr ſchönes Geſicht an die Hand gelehnt, und Thränen floſſen ihre Wangen herab. Jetzt hörten ſie die Worte: „Ich muß folgen; denn das höchſte aller Weſen ſtraft den Ungehorſam. Aber Du, den ich einzig liebe — Du wirſt erfahren, daß ich ohne Dich nicht leben konnte. Auch Du, Elicio, wirſt vielleicht in der Ferne trauern um mich!“ Sie weinte heftiger; Elicio weinte auch, aber vor Freuden. Die Zeit war dringend, und alle Schüchternheit mußte weichen. Die drey andern Schäfer blieben zurück im Gebüſche; Elicio

ſtürzte hervor, kniete vor der Hirtin nieder, nahm ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen. Galatea, überraſcht, wollte ſich entwinden, und vermochte es nicht. Langſam nahten die drey andern; ſie wollte zürnen, fliehen — und konnte nicht. Endlich, ihre Thränen zu hemmen bemüht, bat ſie den Elicio, aufzuſtehen, trat unter die vier Männer, und ſagte mit ſchmerzlichem, aber gefaßtem Tone: „Ich darf wohl nicht mehr ein Geheimniß verhehlen, welches meine Unvorſichtigkeit verrathen hat. Ja, ungern ſcheide ich aus meinem Vaterlande. Ich laſſe vielleicht in ihm mein Herz zurück. Aber dennoch muß ich meinem Vater gehorchen; dies iſt die heiligſte der Pflichten. Ich bitte Euch, durch Klagen und Bedauern nicht einen Schmerz zu verſtärken, der ohne Nutzen iſt, und die Einſamkeit nicht zu ſtören, deren ich nach einem ſolchen Geſtändniſſe bedarf.“ Nach dieſen Worten ging ſie ſchnell hinweg, und ließ die vier Hirten betroffen zurück.

Elicio und ſeine Freunde berathſchlagten nun über die Mittel, jene unſelige Verbindung zu hintertreiben. Thyrſis war der Meinung, man ſollte alle Hirten der Gegend verſammeln, und dann vereint den Mocris bitten, nicht das Kleinod des Landes in die Ferne zu geben. Der kühne, und etwas heftige, Damon wollte nach Portugal reiſen, und Galateens beſtimmten Gatten ſo durch Drohungen in Furcht ſetzen, daß er von ſeinem Verlangen abſtünde. Elicio war geneigt, ſich ihm anzuſchließen. Eraſt weinte, und ſagte lange nichts; endlich rief er: „Nein, meine Freunde! Alle dieſe Mittel können Mocris nur erbittern. Ich habe einen Vorſatz, der Jedermann glücklich machen wird, mich allein ausgenommen. Ich

werde ihn ausführen!“ Hierauf umarmte er Elicio, und entfernte ſich ſchnell.

Die Schäfer zählten nicht viel auf den Plan eines ſo wenig gewandten Menſchen, wie Eraſt. Sie beſchloſſen, den Eremiten Fabian um Rath zu fragen. Schon waren ſie auf dem Wege, als ſie einen Reiter, prächtig gekleidet, auf einem ſtolzen Roſſe erblickten; ihm folgten zwey Damen auf Zeltern. Eine zahlreiche Truppe von Dienern bewies, daß es Leute von Stand waren. Die Schäfer grüßten ſie im Vorbeygehen, und der Fremde, ihren Gruß erwiedernd, wandte ſich an Elicio: „Wolltet Ihr mir nicht,“ fragte er ihn, „in dieſem Walde einen bequemen Ort anzeigen, wo man einige Stunden zubringen könnte? Die Damen ſind ermüdet durch die Reiſe und die Sonnenhitze, und wünſchten hier zu ruhen.“ Elicio, der ſich immer ſelbſt vergaß, um an Andere zu denken, führte ſie zu der nahen Quelle, an welcher Galatea geweilt hatte. Ihre Diener ſchlugen einen Tiſch auf, der bald mit Erfriſchungen beſetzt war. Die beyden Damen, auf dem Graſe ſitzend, entſchleyerten ſich, und überraſchten Thyrſis und Damon durch den Glanz ihrer Schönheit. Die ältere von ihnen war noch ſchöner, als die jüngere, aber ſie dankte vielleicht dieſen Vorzug der tiefen Traurigkeit, welche die Geſichtszüge der jüngern umdüſterte.

Elicio drang jetzt in ſeine Gefährten, nach der Einſiedeley zu gehen. Der Ritter hielt ſie zurück. „Raubt mir,“ ſo ſagte er, „nicht ſobald das Glück, Euch getroffen zu haben! Könnte ich doch immer mit Schäfern leben! Euer glückliches Loos iſt ſehr verſchieden von dem der Städtebewohner. Die Natur gewährt Euch umſonſt alle

Freuden, deren Bild wir erkaufen. Morgen nehme ich den Hirtenſtab, wenn Niſida Schäferin werden will." Bey'm Namen Niſida ſahen ſich die Hirten erſtaunt an. Der Ritter bemerkte es. „Verzeiht," ſagte Elicio, „wenn dieſer Name unſere Aufmerkſamkeit erregt! Es iſt nicht nicht lange her, daß einer unſerer Freunde um ihn häufige Thränen vergoß." — „Führt ihn etwa eine Eurer Schäferinnen?" antwortete der Fremde. — „Nein," erwiederte jener. „Diejenige, von der ich rede, iſt keine Schäferin. Sie iſt auch nicht aus dieſer Gegend, ſondern aus Neapel." — „Neapel?" fragte der Ritter. „Wie könnt Ihr wiſſen . . ." — „Sagt mir vor allen Dingen," verſetzte der Hirt, „ob Ihr nicht Timbrio heißet, und ob dieſe Dame nicht Blanca, die jüngere Schweſter Niſida's, iſt?" — „Allerdings!" war die Antwort. — „Ach! Fabian, welch ein glücklicher Tag für Dich!" rief Elicio. — „Ihr kennet Fabian? Iſt er hier?" ſchrie Blanca, und ihre Bläſſe wich der glühendſten Röthe. „Ja," ſagte Elicio, „er iſt hier; und der Kummer, diejenigen verloren zu haben, welche ihm theuer ſind, hat ihn beſtimmt, ſein Leben der Buße zu weihen. Fabian iſt Eremit, und nicht weit von hier liegt ſeine Einſiedeley." — „Wir eilen, ihn zu umarmen!" rief Timbrio. Blanca war ſchon voran, ohne noch zu wiſſen, welchen Weg man nahm; Niſida ſtützte ſich auf den Arm ihres Geliebten, und Thyrſis, Damon und Elicio geleiteten Alle nach der Felſenhöhle.

Faſt war es Nacht, als ſie am Fuße des Hügels anlangten. Timbrio, Niſida, und beſonders Blanca, erſtiegen ihn, ohne Athem zu ſchöpfen. Man fand die Pforte der Einſiedeley offen; in der Zelle war Niemand.

Voll Unruhe durchſtrichen ſie die Höhen, und riefen ſeinen Namen. Endlich hielt ſie der kluge Thyrſis auf. „Er kann nicht weit von hier ſeyn,“ ſagte er. „Aber die überraſchende Freude des Wiederſehens könnte ihm ſchaden. Wir Schäfer müſſen ihn vorbereiten.“ Man erkannte die Wahrheit dieſer Meinung. Während dem betrachtete Blanca im Mondſchein das Innere der Zelle. Eine Binſenmatte, ein Fußſchemel und ein Heiligenbild von Holz, waren Fabian's alleinige Geräthſchaften. Blanca warf ſich vor dem Bild auf die Kniee, und dankte ſtill dem Himmel, daß er ſie hieher geleitet habe.

Bald hörten ſie ein Seufzen, gingen näher, und erblickten Fabian, der unter einem wilden Oelbaume, auf einem Felſenſtück, kniete, und die Arme gen Himmel erhob. Man hörte ſeine Worte: „O Allmacht, die ich allein lieben darf, lindre die Qual meines Herzens, aber tilge nicht alles Gedächtniß meiner Leiden!“ Timbrio und die Schweſtern wollten herzuſtürzen, aber Thyrſis wiederholte Bitte verhütete es. Er blieb bey ihnen, und ſandte Elicio und Damon zu dem Eremiten.

Freundlich empfing der traurige Fabian die zwey Schäfer. „Du klageſt immer,“ ſagte Elicio, „und Dein Unglück hat vielleicht bald ſein Ziel erreicht.“ — „Du kennſt es,“ antwortete der Eremit; „wie magſt Du glauben, daß es ende?“ — „Ich glaube es,“ verſetzte jener. „Niſida lebt noch; ſie, ihre Schweſter und Timbrio ſuchen Dich durch ganz Spanien. Einer meiner Bekannten iſt ihnen begegnet.“ — „Was ſagſt Du?“ rief Fabian. „Waren ſie es wirklich ſelbſt? — O ſcherze nicht mit einem Unglücklichen! Du nahmſt Theil an meinem Kummer; ſteigere

ihn nicht durch falſche Hoffnung!“ — Jetzt, um Fabian noch mehr vorzubereiten, wurde Niſida von Thyrſis gebeten, eine jenem bekannte Arie zu ſingen. Sie begann die erſte Strophe eines rührenden Geſangs, den Fabian vormals gedichtet. Der Eremit hörte, ſtand voll Schrekken und unbeweglich da, ſah die beyden Hirten für Geſpenſter an, und betrachtete ſie mit Schaudern. Als die lieblichen Töne fortwährten, verſchwand nach und nach ſeine Furcht, ſeine Blicke wurden milder, er kam wieder zu ſich ſelbſt — mit einem Male ſchoß er, wie der Blitz auf den Ort zu, woher die Stimme kam, ſah, und — fiel bewußtlos in die Arme ſeines Freundes — Niſida und Timbrio ſchrieen; die Schäfer eilten herbey; man ſuchte ihn wieder zu beleben. Schon wae Blanca in die Zelle geeilt, um Waſſer zu holen. Sie goß es über ſein Geſicht, und ſchloß ſeine Hände in die ihrigen. Der Eremit erholte ſich, ſchlug die Augen auf, und zweifelte noch an ſeinem Glücke. Bald erkannte er deſſen Wahrheit; die Freunde hielten ſich umarmt, nnd vermiſchten ihre Thränen. „Kein Leid mehr!“ rief Timbrio. „Wir ſind alle vereinigt. Hier iſt Niſida, Deine Freundin; hier Blanca, welche geſtorben wäre, hätten wir Dich nicht wieder gefunden. Was bleibt noch übrig?“ — „Ach! Nichts!“ antwortete der Eremit, lächelnd und weinend zugleich. Blanca und Niſida breiteten ihre Arme gegen ihn. Fabian wollte reden, aber vergebens. Er nahm die Hände beyder Schweſtern, drückte ſie an ſeine Bruſt, und fiel ſchluchzend auf die Kniee.

Dieſe rührende Scene dauerte noch einige Minuten. Fabian führte nun ſeine Freunde in die Zelle, und erzählte,

was ihm ſeit ihrer Trennung widerfahren ſey. Er, immer das Opfer der Freundſchaft, redete von ſeiner Liebe für Blanca, als von einem Gefühl, das ihn in der Einſamkeit am meiſten beſchäftigt habe. Die von Freuden trunkene Blanca wagte nicht zu ſprechen; ſie umarmte ihre Schweſter.

Jetzt bat der Eremit ſeinen Freund, ihm die Abentheuer zu melden, welche er ſeitdem beſtanden; auch die Schäfer waren begierig darauf; und Timbrio erzählte:

„Nach meinem Kampfe mit Pranſiles ſandte ich, voll Ungeduld, Fabian wieder zu ſehen, meinen Pagen zum Landſchloſſe Niſida's. Er kam beſtürzt zurück, und verkündete mir den Tod meiner Geliebten und die Flucht meines Freundes. Ich war wie vom Blitz getroffen, und eilte, ſelbſt Augenzeuge meines Unglücks zu ſeyn. Als ich an das Schloß kam, vermochten weder Bitten, noch Geſchenke, mir den Eingang zu öffnen. Aber die Geſpräche und Thränen der Hausdienerſchaft beſtätigte Niſida's Tod. Wahrlich! der Schmerz kann nicht das Leben nehmen; denn ſonſt hätte ich es auf der Stelle ausgehaucht. In aller Verzweiflung dachte ich doch meines Freundes, und obſchon verwundet, folgte ich ſeiner Spur bis nach Gaeta. Als ich dort ankam, hatte ſich Fabian eben eingeſchifft. Erſt nach einigen Tagen nahm mich der Capitän eines Cataloniſchen Fahrzeuges an Bord. Wir fuhren ab, und ich blickte nach der Italiſchen Küſte zurück, wo ich das Theuerſte, was mein Herz beſaß, verloren hatte.“

„Der Wind, der uns Anfangs günſtig war, legte ſich bald, und unſere Fahrt ging ſehr langſam. Viel lieber hätte ich einen Sturm gewünſcht. Immer mit Gedanken an Niſida beſchäftigt, erbat ich vom Himmel den Tod oder meinen Freund.“

„Am zweyten Tag unſerer Abreiſe, als das Morgenroth den Horizont vergoldete, ſaß ich auf dem Verdeck, und blickte über die ungeheure Waſſerwüſte, deren ruhige Wellen die abziehenden Sterne noch im Wiederſchein zeigten. Alles lag im Schlafe: Offiziere, Matroſen; ſelbſt der Pilot am Steuer ſchlummerte; die Segel waren eingezogen; man hörte nur das Geräuſch des Schiffes, welches ſanft die Wogen theilte. Mein Schmerz wachte allein. Ich nahm die Laute, welche mir ein Reiſegefährte lieh, und ſang zu ihr Klagen über den entfernten Freund und die verlorne Geliebte. Mit einmal hörte ich das nahe Getöſe von Rudern. Ich ſah auf, und die erſten Sonnenſtrahlen zeigten mir eine Barke, welche ſich unſerem Schiff näherte. Jetzt erhob ſich in derſelben eine Frauengeſtalt, und gleich darauf hörte ich ihren Ruf mit den Worten: ‘Um des Himmels Willen! Sagt mir, ob dies nicht das Cataloniſche Fahrzeug iſt, das vor zwey Tagen von Gaeta abſegelte?’ Denkt Euch mein Erſtaunen! Es war Blanca's Stimme. ‘Ach! meine Schweſter!’ rief ich, eilte, zum Schiffſeile, ließ mich herab in die Barke, und — ſtand zwiſchen Blanca und Niſida. — Faſt ſterbend vor Freude konnte ich kein Wort hervorbringen. Niſida ermuthigte mich. Alles ſchien mir noch ein Traum, und ich bebte vor dem Erwachen, das mein Glück rauben würde.“

„Als ich mich von dem erſten Entzücken erholt hatte, half ich den beyden Schweſtern auf unſer Schiff. Sie waren als Pilgerinnen gekleidet; aber der von mir unterrichtete Capitän empfing ſie mit der Achtung, welche man ihrer Geburt ſchuldig war. Jetzt erfuhr ich von Blanca, daß das Vergeſſen der Schärpe ihrer Schweſter eine dem

Tod ähnliche Ohnmacht bereitet hatte. Sie erwachte erſt nach acht Stunden. Da ſie nun meinen Sieg über Pranſiles, meinen Irrthum, meine Verzweiflung, und unſere Flucht, vernahm, war ſie, trotz ihrer Schwäche, entſchloſſen, uns zu folgen. Blanca begleitete ſie. Gold und Edelſteine wurden verſchwendet, um dem väterlichen Hauſe zu entkommen. Sie wußten, daß ich nach Gaeta geeilt war. Ein Diener verſchaffte ihnen Nachts eine Sänfte. Als ſie im Freyen waren, ſchlugen ſie, in Pilgertracht und mit ihren Diamanten verſehen, den Weg nach jenem Hafen ein. Zwey Stunden nach meiner Abfahrt kamen ſie dort an, gewannen Ruderer, und durch die raſche Thätigkeit derſelben, begünſtigt von jener Windſtille, welche der Gott der Liebe bewirkt, erreichten ſie bald unſer Schiff."

„Niſida hatte ich wiedergefunden. Aber Du fehlteſt uns noch, edler Fabian! Und das hieß unſer Glück theuer erkaufen. Blanca empfand es, wie ich. Wir kamen glücklich nach Barcelona; aber alle unſere Forſchungen nach Dir waren vergeblich. Blanca ſchlug vor, deshalb ganz Spanien zu durchreiſen. Gerne ſtimmten wir ein. Wir wollten zuerſt nach Toledo gehen, wo Verwandte von Niſida wohnen. Aber vor allen Dingen ſchrieben wir an ihren Vater, meldeten ihm unſere Abentheuer, und baten um ſeine Erlaubniß, uns zu Toledo ehelich verbinden zu dürfen. Er hat unſere Wünſche erhört, und wir waren auf dem Wege nach jener Stadt, überall nach Fabian fragend, bis der gütige Himmel uns hieher leitete." —

Als Timbrio ſeine Geſchichte beendigt, führte ihn der Eremit allein in einen Winkel ſeiner Zelle. Mit ſcheuer Stimme fragte er ihn hier: „Werde ich mit nach Toledo

gehen?“ Timbrio ſah ihn mit einigem Erſtaunen an. Fabian ſenkte die Augen, und Thränen entfielen ihm. Sein Freund ſchloß ihn in die Arme. „Freylich, antwortete er, „mußt Du nach Toledo kommen, um Dich mit der ſchönen Blanca zu vermählen; denn ſie liebt Dich über alles. Auch Dir iſt ſie wohl immer werth geblieben?“ — „Mehr, als mein Leben, erwiederte Fabian; aber Dich liebe ich noch mehr. Nun! (ſetzte er lächelnd hinzu;) ich werde dieſes Eremiten-Gewand ablegen, und Du wirſt mir zu einem helfen, das ſich beſſer für den Bräutigam ſchickt. Haſt Du übrigens meine Geſinnungen, dann kehren wir, ſobald die zwey reizenden Schweſtern unſere Gattinnen ſind, hieher zurück, und leben mit dieſen guten Hirten, welche uns lieben, und auch verdienen, von uns geliebt zu ſeyn.“ — „Daran habe ich ſelbſt ſchon gedacht,“ verſetzte Timbrio. Ich bin der großen Welt müde, und will mein Leben in dieſen Hainen, zwiſchen dem geliebten Weibe und dem Freund, beſchließen.“ Sie theilten ſogleich ihren Vorſatz den beyden Schweſtern und den Hirten mit. Alle gaben Beyfall, und freuten ſich darüber.

Der Mond beſtrahlte ſchon die Auen und Gebüſche. Da ermahnte Elicio, nach den Wohnungen im Thale zu gehen. „Meine Hütte,“ ſagte er, „iſt zu klein, um Euch eine Lagerſtätte darin anzubieten. Aber folgt mir zu Mocris, dem Vater der ſchönen Galatea; es wird ihm eine Ehre ſeyn, Euch aufzunehmen.“ Man beſchleunigte die Schritte, und kam zur Wohnung des Mocris, als dieſer ſich eben mit ſeiner Tochter, einigen ihrer Freundinnen, und den vier Schäfern aus Portugal, unter deren Geleite Galatea den folgenden Tag abreiſen ſollte, zu

Tiſche ſetzte. Elicio bat den alten Hirten um Gaſtfreundſchaft für die Fremden. Gern und mit hoher Achtung empfing er dieſelben, nöthigte ſie zu Tiſch, und ließ dem Mahle noch das Beſte, was er hatte, beyfügen. Galatea bezwang, ſo viel wie möglich, ihre Traurigkeit. Elicio hatte am weitſten von den Portugieſen Platz genommen. Er ſah dieſe zornig an, und ſeine Augen begegneten zuweilen den Blicken Galateens. Nach geendigtem Mahle ſetzte ſich die Geſellſchaft, um der Abendkühle zu genießen, vor das Haus auf ſteinerne Bänke. Mocris ſprach von der glänzenden Verbindung, die ſeine Tochter treffen würde, und die Portugieſen erhoben dieſelbe noch mehr. Die Fremden glaubten, der ſchönen Galatea Glück wünſchen zu müſſen. Sie antwortete nichts, und der unglückliche Elicio unterdrückte mit Gewalt ſeine Thränen.

Mit einmal erſcholl das Thal herauf traurig der Ton einer Poſaune. Mocris und ſeine Gäſte erhoben ſich, gingen ihm nach, und kamen auf den groſen, mit Linden umgebenen, Platz, wo ſchon viele Hüttenbewohner verſammelt waren. Hier ſahen ſie vier Schäfer in Trauerkleidern und mit Cypreſſen bekränzt. Zwey trugen Fackeln, die zwey andern blieſen auf der Poſaune. Unter ihnen ſtand ein Diener des Ewigen, in prieſterlichem Gewande — Es war der ehrwürdige Salvadon, welcher die Hirten in ihrem Leid zu tröſten und dem Himmel für ihr Wohl zu danken berufen war. Er trat vor, und ſprach: „Hirten! Morgen iſt der Tag, an dem wir der Aſche unſerer abgeſchiedenen Lieben im Thale der Gräber huldigen. Denkt dieſer heiligen Pflicht, und kommt mit der Morgenröthe zu unſerer Feyer!“ —

Als der fromme Prieſter dieſe Worte geſprochen, ging er langſamen Schritts nach ſeiner Wohnung zurück. Alle, die verſammelt waren, verſprachen ſich, bey dem heiligen Feſte zu erſcheinen. Mocris wünſchte, daß auch ſeine Tochter dabey nicht fehle, und bat die Portugieſen, ihre Abreiſe aufzuſchieben. Elicio bebte vor Freuden; Galatea ſchöpfte eine glückliche Hoffnung. Jedermann ſah dieſe vier abgeſandten Schäfer mit unfreundlichen Augen an, und wandte ihnen den Rücken. Sie waren verhaßt, ſeitdem man wußte, daß ſie die ſchöne Galatea von dieſer Flur hinwegführen ſollten.

Am folgenden Morgen erſchien der weiſe Salvador im feyerlichen Trauergewande auf dem großen Platze. Alle Thalbewohner kamen mit Flor behangen, Cypreſſenkränze um das Haupt, und trugen Hirtenſtäbe mit ſchwarzen Bändern. Eine Reihe bildeten die Schäfer, eine andere die Schäferinnen. Timbrio, Fabian, und die Damen waren im Zuge; kein Hirt blieb aus, nur Eraſt fehlte.

Das Thal der Gräber liegt zwiſchen zwey Hügelketten, durch welche der Tajo ſanft ſeine Wogen ſtrömt. Am Eingang ſteht ein alter Tannenbaum, auf deſſen Rinde man folgende Worte lieſ't:

Geachtet ſey der Friedhof Dir,
O Wand'rer! wo nichts Böſes ſoll erſcheinen!
Jedoch, wer gut iſt, weile hier!
Auf dieſen Gräbern kann er weinen.

Das Thal iſt mit Cypreſſen bepflanzt. In der Mitte entſpringt eine klare Quelle, welche den Raſen immer friſch und grün erhält. Hie und da befinden ſich Gräber, welche zum Theil ſchon mit Epheu bekleidet, zum Theil noch mit Blumen geſchmückt ſind.

Als der Zug der Hirten bey der Quelle angekommen war, ſchloſſen ſie einen Kreis, und Salvador ſprach: „Trennt Euch jetzt, und vereint Euch erſt wieder auf den Ton der Poſaune!“ alle vertheilten ſich, und jedes betete in ſtiller Wehmuth auf dem Grabe, das die Reſte ſeiner Lieben verſchloß.

Timbrio, Fabian, und die beyden Schweſtern, hatten Elicio verloren, und ſuchten ihn durch das Thal. Sie fanden ihn knieend auf dem Grabe ſeiner Mutter. Er wandte den thränenden Blick zum Himmel: „O Mutter!“ ſagte er; „Du biſt gewiß dort glücklich, weil Dein Herz hier immer fromm und gut war. Schau' herab von jener göttlichen Flur! Wache über mich, daß ich ſtets die Tugend liebe, ſo wie ich Dich geliebt habe!“ hierauf neigte er ſich laut weinend auf den Grabſtein. Die Freunde nahten. Timbrio faßte ihn bey der Hand, und ſprach: „Würdiger Sohn der Entſchlafenen! Künftig ſind wir uns näher. Wir alle weihen uns dem Hirtenſtande, und unſere Wohnung ſoll neben der Deinigen ſtehen.“ — „Dann ſeyd Ihr die Nachbarn eines Unglücklichen,“ antwortete Elicio. „Seit dem Tod meiner Mutter gab es nur ein Gefühl, das mir das Leben werth machte, und morgen werde ich diejenige nicht mehr ſehen, welche mir über alles theuer iſt.“ Alle baten ihn, ſich näher zu erklären. „Hier iſt nicht der Ort, von meiner Liebe zu ſprechen,“ ſagte der Schäfer. „Aber wenn wir das Thal verlaſſen haben, ſollt Ihr mein Unglück erfahren.“ — Jetzt erſcholl die Poſaune; alle Hirten vereinten ſich wieder, und der ehrwürdige Prieſter hielt an dem geweihten Orte eine rührende und troſtvolle Rede, worauf er den Zug aus dem

Thal führte. In der offenen Flur zerſtreuten ſich Alle wieder nach den lieblichen Triften, welche der Tajo bewäſſert.

Die neuen Freunde erinnerten Elicio an ſein Verſprechen. Sie gingen mit ihm nach der erlenbeſchatteten Quelle (dem Lieblingsort Galateens), welche ſich etwas entfernt vom Strome, zwiſchen waldigen Hügeln, befand. Hier erzählte der unglückliche Hirt jenen ſeine Liebe, und wie er über die nahe Verbindung Galateens in Verzweiflung ſey. Fabian, Blanca und Niſida ſuchten ihn zu tröſten. Timbrio dachte auf Mittel, welche ihm den Beſitz ſeiner Geliebten ſchaffen könnten.

Galatea war ihnen mit Thyrſis, Damon und einigen Freundinnen in geringer Entfernung gefolgt. Niemand ſprach ein Wort; denn zu traurig wandelte unter ihnen die Tochter des Mocris, welche an den morgenden Abſchied dachte. Als ſie an die Quelle kamen, hörten ſie noch, daß Timbrio zu Elicio ſprach: „Geh' auf Deine Trift! Ich werde unterdeſſen Alles anwenden, daß der Vater ...“ Er hielt ein, und Galatea erröthete. Elicio warf einen Blick auf ſie, in dem ſich Schmerz und Hoffnung vereinten, und ging, von ſeinem Nachbar Damon begleitet, durch die Gebüſche hinweg. Niſida und Blanca nahmen Galateen bey Seite, und entdeckten ihr, daß Timbrio mit ihrem Vater ſprechen wolle. Sie zweifelte und hoffte. Um aber den edlen Mann in ſeinen Rathſchlüſſen nicht zu ſtören, wandte ſie vor, nach ihrer Wohnung zu gehen, und nahm allein mit ihrer vertrauten Freundin, der Schäferin Floriſe, einen andern Weg durch die Fluren.

Die beyden Jungfrauen waren noch nicht weit ent-

fernt, als plötzlich vier Männer hinter einem Hage her- vorſprangen. Sie ergriffen die erſchrockenen Mädchen, knebelten ihnen den Mund, und hoben ſie mit Gewalt auf zwey bereit ſtehende Maulthiere. Darauf ſtiegen die Räu- ber zu Roß, nahmen jene in die Mitte, und flohen mit ihnen im ſchnellſten Galopp nach der Gränze Caſtiliens. Es waren die vier Portugieſen, welche Galateen abho- len ſollten. Der kalte und gehäſſige Empfang, den ſie bey den Bewohnern dieſer Auen fanden, der Grimm, mit wel- chem ſie Elicio während der Mahlzeit anſah, und die Blicke, welche er auf Galateen warf, alles dieſes hatte ihnen großen Verdacht erregt; ſelbſt der Aufſchub, den Mocris, wegen des heiligen Feſtes, für ſeine Tochter begehrt, ſchien ihnen ein Vorwand. Sie fürchteten, ohne Galateen wieder heimkehren zu müſſen, und entſchloſſen ſich zu einer Entführung. Dieſe, dachten ſie, würde man verzeihen, wenn ſich ihr Herr mit der Jungfrau vermählt hätte. Das Erſte war gelungen; ſie eilten mit ihrem Raube dahin; aber die Liebe ſchirmte Galateen.

Elicio und Damon, welche auf einem nahen Wege gingen, hörten den Hufſchlag. Begierig, zu ſehen, was das ſey, eilten ſie durch das Geſträuch, erblickten die vier Reiter, und erkannten] die Schäferinnen. Elicio flog mit einem Schrey nach ſeiner Geliebten. Er hielt mit bey- den Händen die Maulthiere. Ein Portugieſe erhob den Arm, um ihn mit einem kurzen Speere zu durchbohren, aber der herbeygeeilte Damon verſetzte ihm mit ſeinem tüchtigen Hirtenſtabe einen Streich, der den Arm des Bar- baren zerſchellte. Die beyden Schäferinnen benutzten den Augenblick; ſie ließen ſich zur Erde fallen, und da ſie die

Gegend kannten, eilten ſie um Hülfe nach der Quelle. Indeſſen hatte ſich Elicio der Lanze des Entwaffneten bemächtigt; er ſtellte ſich neben Damon, und die zwey braven Hirten, nur mit einem Stabe und einem kurzen Speer bewaffnet, wehrten ſich zu Fuß tapfer gegen drey berittene Feige. Noch hielt der ungleiche Kampf; aber der Muth fing an, der Uebermacht zu weichen; Elicio, am Arm verwundet, konnte nicht mehr fechten: als Timbrio, mit dem Schwert in der Hand, wie ein Blitzſtrahl auf die Portugieſen fiel. Sein erſter Hieb ſtürzte den zu Boden, der eben auf Elicio eindrang. Thyrſis und Fabian flogen herbey, und die zwey noch übrig gebliebenen Feinde eilten mit verhängtem Zügel davon.

Elicio's Wunde war nicht gefährlich, aber er verlor viel Blut. Galatea ängſtigte ſich darüber; ſie hemmte das Blut mit ihrem Tuche; ſie verband ſelbſt ſeine Wunde. Schon dieſe Sorgfalt mußte ihm Geneſung bringen. Man führte ihn, ſeinen Arm in der Binde, zu den Hütten. Galatea unterſtützte ihren Geliebten auf dem Wege, und dieſe Zärtlichkeit lohnte ihm jede Gefahr, die er beſtanden.

So kam man zu Mocris, und erzählte ihm den Anſchlag der Portugieſen. Im höchſten Unwillen erklärte der Greis, daß er ſich ſeines Worts entledigt halte. „Hier,“ ſagte Timbrio, indem er ihm den Verwundeten vorſtellte, „ſiehſt Du den Befreyer Deiner Tochter! Elicio verdient den Beſitz derjenigen, die er gerettet hat. Seine Armuth allein konnte Dir Bedenken erregen. Aber ich bin reich, und ich will ...“ Ehe er endigen konnte, entſtand ein groſſes Geräuſch vor dem Hauſe. Alle ſchauten hinaus, und ſahen einen ſtattlichen Widder, mit Bändern geſchmückt

und mit verſchiedenen Farben bemahlt, in den Hof gehen. Seine Stimme übertönte das Blöken von hundert Schafen, welche ihm, jedes mit einem Lamme, folgten. Hinter ihnen kam Eraſt, von zwey Hunden begleitet. Er überließ denſelben die Bewachung der ſchönen Heerde, trat, ſeinen Hirtenſtab in der Hand, herein, und ſprach zu Galateens Vater: „Mocris! Ich liebte Deine Tochter, und konnte ſie vielleicht jenem Portugieſen ſtreitig machen. Aber man ſey gerecht! Weder er, noch ich, verdienen Galatea; Elicio allein iſt ihrer werth. Glaube dem Geſtändniß ſeines Nebenbuhlers! — Du willſt einen reichen Eidam. Betrachte dieſe Heerde, die gewiß keine ſchöne Mitgift iſt! Nicht aus meinen Mitteln gab ich ſie; aber ich durchging deshalb alle benachbarten Triften. Elicio hat ſo viele Freunde, daß, indem Jeder nur ein Mutterſchaf mit dem Lamme gab, ich in zwey Tagen dieſe Heerde bilden konnte.“ — Kaum hatte er geendet, als ihm Elicio weinend um den Hals fiel. „Eraſt!“ rief er, „was auch mein Schickſal ſey, Deine Freundſchaft macht es beneidenswerth. Ich wage keine Hoffnung auf Galateens Beſitz; aber ...“ — „Sie iſt Dein!“ rief Mocris mit Thränen im Auge. „Komm, meine Tochter! Ich gebe Dich Deinem Befreyer. Umarme Deinen Gatten!“ — Von Röthe glühend, wie die Roſe, nahte ſich Galatea, fürchtend, ſie gehe zu ſchnell. Elicio lag auf den Knieen, und erhob ehrfurchtsvoll gegen ſie den Arm. Galatea ſchlug die Augen nieder, und erröthete noch mehr. Jetzt nahm ſie ihr Vater bey der Hand, und führte ſie zu dem Beglückten; die Liebenden ſanken ſich in die Arme, und dieſer Kuß war der erſte, den Galatea in ihrem Leben empfangen hatte.

Man erzählte jetzt dem Eraſt die Entführung und Befreyung der beyden Schäferinnen. Timbrio ſagte zu ihm: „Schäfer! Du kamſt mir zuvor. Elicio kann Dir nicht lieber ſeyn, als mir; aber Du hatteſt ein älteres Recht. Jedoch ſey mir erlaubt, ein anderes Vorhaben zu erfüllen. Ich theile mein Gut in drey Theile. Der erſte gehört meinem Freund Fabian, der zweyte ſey durch Euern Prieſter den Armen dieſer Gegend geſpendet, und für den dritten kaufe ich eine Wohnung, Felder und Heerden für Niſida und mich. Ja, meine Freunde, ich werde Hirt, und beſchließe mit Fabian meine Tage in Euerer unſchuldfrohen Mitte."

Hoher Beyfall und warmer Dank lohnte den edlen Timbrio. Man ſetzte ſich zu Tiſche, die Liebenden Paar an Paar. Flöten und Hirtengeſänge feyerten ihren Bund, bis der Abendſtern über den Wipfeln der Pinien glänzte.

Den folgenden Tag ſandte Timbrio ſein Gefolge nach Toledo zurück, mit einem vertrauten Manne, welcher die, ſo nicht in ſeinem neuen Dienſt bleiben wollten, den Verwandten Niſida's empfehlen und zugleich ſeine ſtädtiſchen Beſitzungen verkaufen ſollte. Unterdeſſen ſchaffte Mocris Heerden und Gehöfde für die neuen Hirten an. Der Vater der beyden Schweſtern hatte auch ſchon ſeine Einwilligung zur Verbindung Blanca's mit Fabian gegeben, wenn man dieſen wiederfände. Elicio war in wenigen Tagen gänzlich von ſeiner Wunde hergeſtellt, und man beſtimmte ſogleich den erſehnten Tag der Vermählung.

Als Aurora die Fluren und Bäche erhellte, vereinten ſich alle Bewohner des Thals zu dem frohen Feſte. Timbrio und Fabian trugen ſchon den Hirtenſtab und die

Schäfertaſche, und ihre Geliebten erſchienen in ländlicher Tracht. Sie zogen mit Mocris, ſeiner Tochter und dem glücklichen Elicio nach dem Tempel, unter dem freudigen Zuruf aller Hirten. Der gute Eraſt ging als Brautführer neben Galateen. Salvador vermählte die liebenden Paare, und der Himmel ſegnete ihren Bund. Lange Zeit lebten ſie beglückt und zärtlich beyſammen, und noch immer wird ihr Andenken in dieſem ſchönen Lande geehrt.

Egbert.

Sonnet.

An meinen Sohn und ſeine junge Gattin.

Den 28. October 1825, wenige Wochen nach ihrer Verbindung.

Wie ſoll ich dich, du ernſter Tag, begrüßen,
Der mich dem Ernſt des Lebens eingereiht!
Vorbey ſeh' ich ſo manche Bilder fließen,
Denk' ich zurück an die entſchwundne Zeit;

An Freud' und Leid! In Dank will ſich ergießen
Mein volles Herz bey dem, was mich erfreut;
Die Schmerzen ſelbſt, die herb mich oft verdrießen,
Des Lebens Schmerzen, opfr' ich mit dem Leid

Der Freud', in Euch verjünget mich zu ſehen!
O möcht' aus Eurer Liebe Glanz und Glück
Ein neues Glück mir Alterndem erſtehen!

Und wenn der Lebens=Sonne Scheideblick
Mir naht, erhellt von Eurem ſchönen Glück,
Mein Leben ſelbſt verſchönert untergehen.

Conz.

Lieder.

1.

Durch des Lebens ſand'ge Wüſte
Wallt der Menſch den heißen Tag,
Und ihn kühlt von ferner Küſte
Keines Windes Flügelſchlag.

Auf den unwirthbaren Pfaden,
Durch den heißgeglühten Sand,
Muß er ſchmachtend fürder waden
Und erſchaut kein grünend Land.

Den die Geiſter ſich erlaſen,
Die auf Sternenpfaden gehn,
Der nur blicket die Oaſen,
Wo die friſchen Palmen wehn.

Kennſt Du ſie, die heitern Räume,
Wo die Quelle rauſcht und fließt,
Wo aus dunklem Dach der Bäume
Duft und Wohllaut ſich ergießt?

Wandle mit mir in den Schatten,
Kind, in's Land der goldnen Ruh,
Wo die Palme ihrem Gatten
Liſpelt ſanfte Grüße zu.

Traue ruhig Deine Glieder
Dem geſchwellten Raſen hie,
Weileſt ja im Land der Lieder,
Weilſt im Eiland Poeſie.

2.

Der Tag mit ſeinem tollen Jagen
Hat jetzt beſchloſſen ſeinen Lauf,
Und tauſend milde Sternlein ſchlagen
Die lichten Blumenaugen auf.

Was ſtreng mich als Geſchäft beengte,
Das ſchlummert feſt in ſtiller Nacht,
Wo Poeſie, die hartgedrängte,
Aus ſtarrem Todesſchlaf erwacht.

Und wie ſie ſanft die Augenlieder
In fröhlichem Erwachen hebt,
Da tönt es aus den Sternen nieder,
Daß zückend mir's die Bruſt durchbebt;

Wie ihre Lippen ſich bewegen
Zum Zauberworte ernſt und mild,
Da wogt ein Sternenblumenregen
Herab auf's irdiſche Gefild;

Und was in bebendem Geſtiebe
Herunter blüht, in jungem Glanz,
Das flecht'l ich meiner jungen Liebe
Zu einem friſchen Liederkranz.

3.

Ich bin ein Kind geworden
In dieſer Roſenzeit,
Der Lenz iſt mein Geſpiele,
Der ſanft mir Blüthen beut.

Die Erd' iſt meine Mutter,
Ich ſpiel' mit Kinderluſt
Mit ihren weichen Blumen
An ihrer treuen Bruſt.

Dem kindlichen Getändel
Sieht froh in ſüßer Ruh
Mit hellem Vater-Auge
Der blaue Himmel zu.

4.

Vor ihrem Fenſter weil' ich leiſe
Im kühlen Hauch der Mondennacht,
Und ſinge ihr nach Geiſterweiſe,
Das Herz von Liebe angefacht.

Und was mir ſanft als Lied entklungen
Fliegt ihr ein Traumgebilde zu
Und liſpelt meine Huldigungen
In ihrer reinen Seele Ruh.

Und wenn die Träume ſie umweben
Und winden ihr den Kranz in's Haar,
Dann lächelt wohl mit leiſem Beben
Ihr purpurfarben Lippenpaar.

Und leiſe, leiſe flattern wieder
Die Träume ihrem Sänger zu,
Und ſenken tief in's Herz ihm nieder
Der reinen Seele Engelruh.

5.

Jüngſt legt' ich müde von der Reiſe
Das Haupt auf einen mooſ'gen Stein,
Da wiegten Töne ſanft und leiſe
Mich bald in ſüßen Schlummer ein.

Und goldne Nebelwolken ſtiegen
Am blauen Himmel hoch empor,
D'rin ſah ich tauſend Engel fliegen,
Die ſangen lieblich mir in's Ohr.

In Roſenflor gehüllt die Glieder
Mit zarten Schwingen ſilberweiß,
So rauſchten ſie zu mir hernieder,
Umſtanden mich in buntem Kreis.

Und näher trat zu mir ein Engel
Und ſang mir Ruhe tief in's Herz,
Berührt von ſeinem Lilienſtengel
Vergaß ich Erdenluſt und Schmerz.

Der Lieben freundliche Geſtalten,
Sie alle waren mir entflohn,
Nur Eine hab' ich feſtgehalten
Und ach — die Eine lacht mir Hohn!

6.

Mit jedem Menſchen wandelt
Ein Engel mit leiſem Schritt,
Und fühlet ſeine Freuden
Und ſeine Leiden mit.

Und wenn ſich zwey begegnen,
Die lieben treu und warm,
Dann ſinken ihre Engel
Sich jauchzend in den Arm.

Und wenn ich Dir begegne,
Fein Liebchen, kalt und ſchön,
Dann wagen unſre Engel
Es nicht ſich umzuſeh'n.

Sie halten ſich die Hände
Vor's Strahlenangeſicht,
Und ſeufzen tief und weinen —
Du aber ſiehſt es nicht.

7.

Jüngſt hab' ich wieder Dich im Wahne
Des Traums geſeh'n,
Du warſt die jagende Diane
Und göttlich ſchön.

Die zarten Glieder ohne Hülle,
Wie weiß, wie voll,
Wie ſanft aus engem Kleid die Fülle
Des Buſens quoll.

Ich ſchwebt, ein Vöglein in den Lüften,
Hoch über Dir,
Und ſah Dich ſchweifen auf den Triften
Und ſang zu Dir.

Du legteſt auf den goldnen Bogen
Den ſcharfen Pfeil,
Wie iſt er mir in's Herz geflogen
In raſcher Eil'!

Und wie ich froh zu ſinken dachte
In Todesnacht,
Die Deine liebe Hand mir brachte,
Bin ich erwacht.

8.

Es ſchmachtet eine Blume
Nach einem hellen Stern,
Und weinet Perlenthränen,
Daß er ihr ewig fern.

Die Blume wird verbleichen,
Bald iſt ihr Kelch verdorrt;
Der Stern in heiterer Ferne,
Der leuchtet ewig fort.

Kannſt Du das Gleichniß deuten,
So kennſt Du meinen Schmerz;
Du biſt der Stern der Höhe,
Die Blume iſt mein Herz.

9.

So iſt ſie denn gekommen,
Die öſterliche Zeit,
Die deutungsvoll den Frommen
Der Andacht Weihen beut.

Es blickt an jungen Reiſern
Der friſche Keim empor,
Es tönt in Gotteshäuſern
Der frommen Lieder Chor.

Das hohe Kreuz verkündigt,
Es ſagt das heil'ge Grab,
Wie Liebe uns entſündigt
Und ſich dem Tode gab.

Des jungen Jahrs Getriebe,
Das in den Fluren webt,
Das kündet, wie die Liebe
In ew'gem Walten lebt.

10.

Wie man Blumen klug nach Fäden
Ordnet, lernt ich nimmermehr;
Wie man Sterne mißt und zählet,
Wird dem flücht'gen Sinn zu ſchwer.

Aber was die Sterne reden
Und die Blumen auf der Flur,
Lehrte mich verſtehn die Mutter,
Die alliebende Natur.

Mögt ihr meſſen, ordnen, zählen,
Eines meßt und zählt ihr nicht,
Die unendlich große Liebe,
Die aus Stern und Blume ſpricht!

Albert Preuſchen.

Der Abſchied.

Rheiniſche Sage.

Es eilet zur Trauten der Ritter ſo froh —
Doch weh! von der Wange das Lächeln ihm floh.

„Was kümmert Dich, Holde? was trübt Dir den Blick?
Muß Trauer uns ſtören das friedlichſte Glück?“ —

„Das Glück? ach, auf immer für uns iſt's dahin!
Entfloh'n für das Leben iſt Lebens Gewinn.

Mich weihte der Vater im heiligen Land
Dem Kloſter, würd' Rettung vom Tod ihm geſandt.

Heim kehrt er in Lebens hellfreudigem Licht —
Und dennoch ſchweigt Wehmuth im Buſen mir nicht? —

Für uns blüht kein Lenz mehr; die Hoffnung iſt todt!
Fahr' wohl bis zum helleren Morgenroth!" —

Ein jegliches Wort ein zweyſchneidig Schwert,
So hat der Ritter die Kunde gehört.

„Wir fliehen!" itzt ruft er; „mein Alles biſt Du!" —
„Und Fluch dann des Vaters, und nimmermehr Ruh'?"

Sie dränget hinweg ihn, ſie ruft ihn zurück.
„Nur einmal noch, einmal den liebenden Blick!" —

Wohl ſprenget er ſtürmiſch dahin von dem Schloß;
Es dröhnet der Hufſchlag, es ſchäumet das Roß.

Bang ſchauet die Jungfrau vom Söller hinab;
Der wallende Helmbuſch noch Kunde ihr gab.

Ach! itzt wird auch dieſer nicht ferner geſehn.
„Fahrwohl! o fahrwohl nun! viel Träume verweh'n!"...

Da ſtürmet's im Buſen: „o quälendes Gut,
Ein Leben, verarmet an Liebe und Muth!

Nimm auf mich, Du leichtes, Du wogendes Grab!" —
Sie ſtürzt ſich in Fluthen des Rheines hinab.

Und wo ſie geblieben, ward keinem bewußt;
Still nahm ſie die Welle an ſchäumende Bruſt.

Am Ufer nur flüſtert's zur Mitternachtszeit:
„Kühl rauſchten die Wellen, und ſtumm ward das Leid."

C. St.

Die Schatten.

„Nebelgeſtalt, die Du vor mir ſchwebſt,
Trüb' itzt und trauernd das Auge erhebſt:
Entfliehe!

Und nun Du andre mit leuchtendem Blick,
Strahlend wie Freude und lächelndes Glück:
Verziehe!» —

Aber die Schatten, ſie wechſeln und ſchwanken,
Bis in dem Wechſel ſo Aug' als Gedanken
Ermüden.

Einer nur ſtehet, ein Felſengebild,
Ernſt wohl gemahnend die Seele, doch mild,
Wie Frieden.

Wo auch zu dieſem Dein Auge ſich hebt,
Stärkung den zagenden Muth Dir belebt,
So linde!

Wie auch Dein Streben um jene ſich müht,
Oft wohl ihr Lächeln der Spreu gleich entflieht
Im Winde. —

Schatten der Zukunft! euch meinet mein Lied;
Euch, die ihr dämmert, und wanket, und flieht,
Nie weilend.

O nur der Eine nicht weiche dem Blick!
Lenke zum Bleibenden mahnend zurück,
Und heilend.

Bis er, gewandelt in leuchtenden Schein,
Strahlt durch die Dämm'rung des Lebens hinein,
Als Klarheit:

Bis in dem Scheine wird heilig die Bahn,
Leitend zur Heimath der Dauer hinan
Und Wahrheit.

C. St.

Agrionien.

Charade.

Erſte Sylbe.

Im ſchönen Schweizerlande
Grüßt mich der Hirt vertraut,
Trägt kaum des Lebens Bande,
Da, wo er mich nicht ſchau't.
Doch hier in unſerm Deutſchen Land
Wird mancher Zwerg wie ich genannt;
Und wer mich auch als Rieſen ſah,
Steht kalt oft bey dem Anblick da.

Zweyte Sylbe.

Mein Wort hat nur der Zeichen drey,
Doch brauchſt Du ſie als mancherley,
Als Zweifel, Zeichen, oder Rufen,
Als langer Rede Eingangsſtufen:
Und fragt man nach des Nachbars Werth,
Deß offnen Tadel Vorſicht wehrt,
Da, ſchwankend zwiſchen Ja und Nein,
Muß oft mein Wörtchen Ausweg ſeyn.

Das Ganze.

Ein Maler iſt's, der die Natur,
Mit Liebe folgend ihrer Spur,
Im treuen, wahren Bilde zeigt;
Von dem gar viele Schüler lernen,
Und den im zarten Duft der Fernen
Kein Landsmann jemals hat erreicht.

C. St.

Logogryphiſches Sonnet.

Drey Zeichen vorn, da nennt im ſtolzen Ton
Sich Dir die Stadt im lachenden Gefilde,
Die, reich an Glanz und That, mit ſtarkem Schilde
Sich einſt erhoben als der Erde Thron.

Noch zwey hinzu, und mancher Muſenſohn
Läßt ſchauen in des Lebens treuem Bilde
Liſt, Edelmuth, der Liebe Kraft und Milde,
Der Bosheit Kampf, der Tugend Schmerz und Lohn.

Den edlen Styl in Kunſt und Wiſſenſchaft,
Der mit der Vorwelt ſchönem Geiſte ſchafft,
Benennen Dir des Worts fünf letzte Zeichen.

Das Ganze ſchwebt in heiter'n Feenreichen
Als farb'ge Dichtung voll der Wunderkraft,
Wo Ernſt und Scherz ſich brüderlich vergleichen.

K. Geib.

Die Auflöſungen im folgenden Bändchen.

Auflöſungen:

I. Der Logogryphen im zweyten Bändchen. S. 366.

1. La Roche, Choral. — 2 Zug. — 3. Polſtern. — 4. Mann. Manna. Anna. — 5. Schutzgeiſt.

II. Räthſel im vierten Bändchen. S. 80.

1. Pantoffel. 2. Schranke.

III. Charade im fünften Bdch. S. 67.

Mayglöckchen.

Stanford University Libraries

3 6105 014 831 213

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004